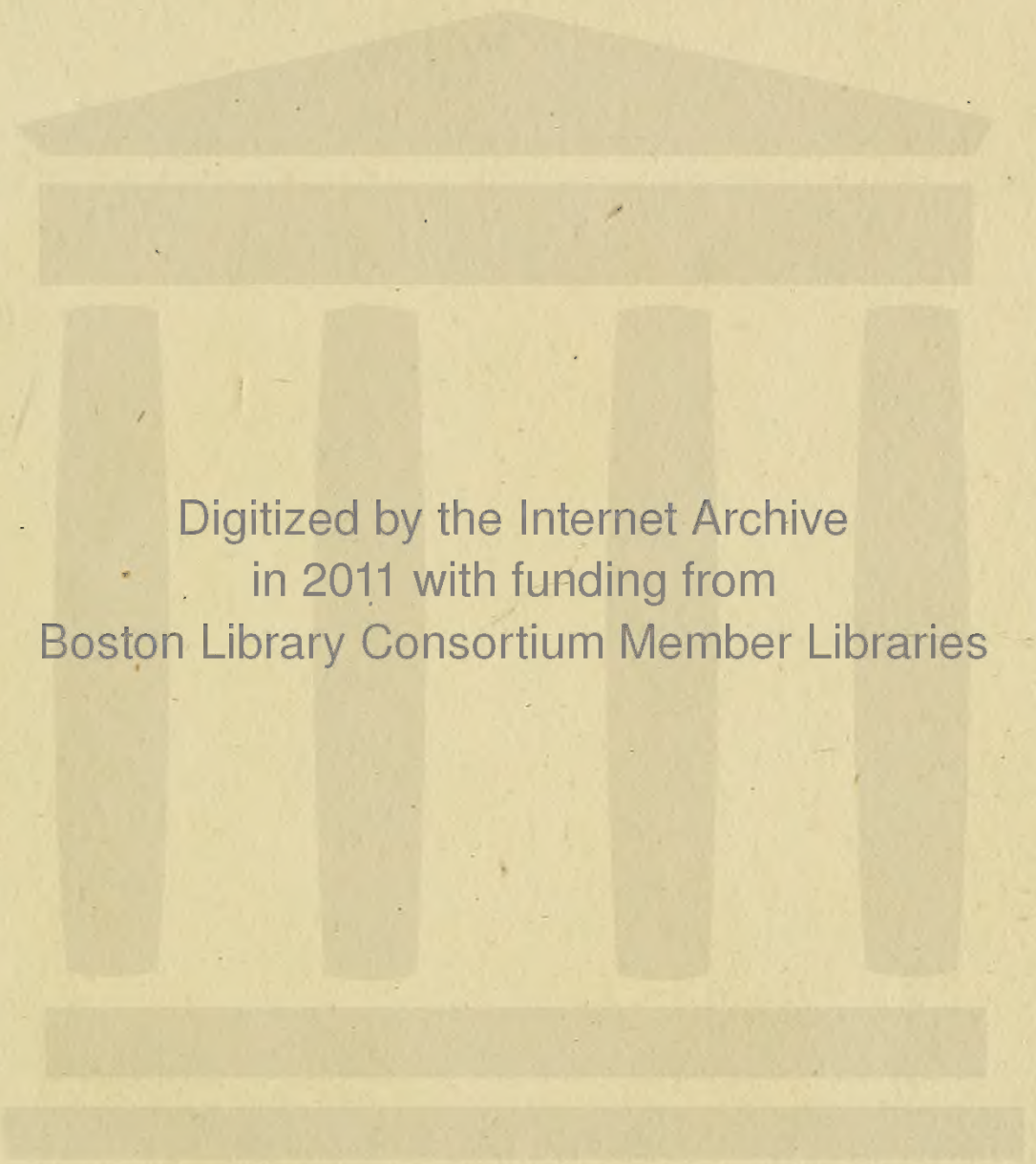
Kiel 16488

Dubletta zu
620.101 - A
Theat. - S.


Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/aglajaeintaschen1826duke



Pordenone Pxt

S^ta JUSTINA.

P. Tohn sc.

AGLAJA

TASCHENBUCH

für das Jahr

1826.



Zwölfter Jahrgang.

gedruckt und im Verlage

BEI JOH. BAPT. WALLISHAUSSER.

Storage
326

1826

Ihrer kaiserlichen königlichen Hoheit

der

durchlauchtigsten Frau

Sophia, Friederica, Dorothea,

kaiserlichen Prinzessin und Erzherzogin von Oesterreich, gebornen königlichen Prinzessin von Baiern

ehrfurchtsvoll gewidmet

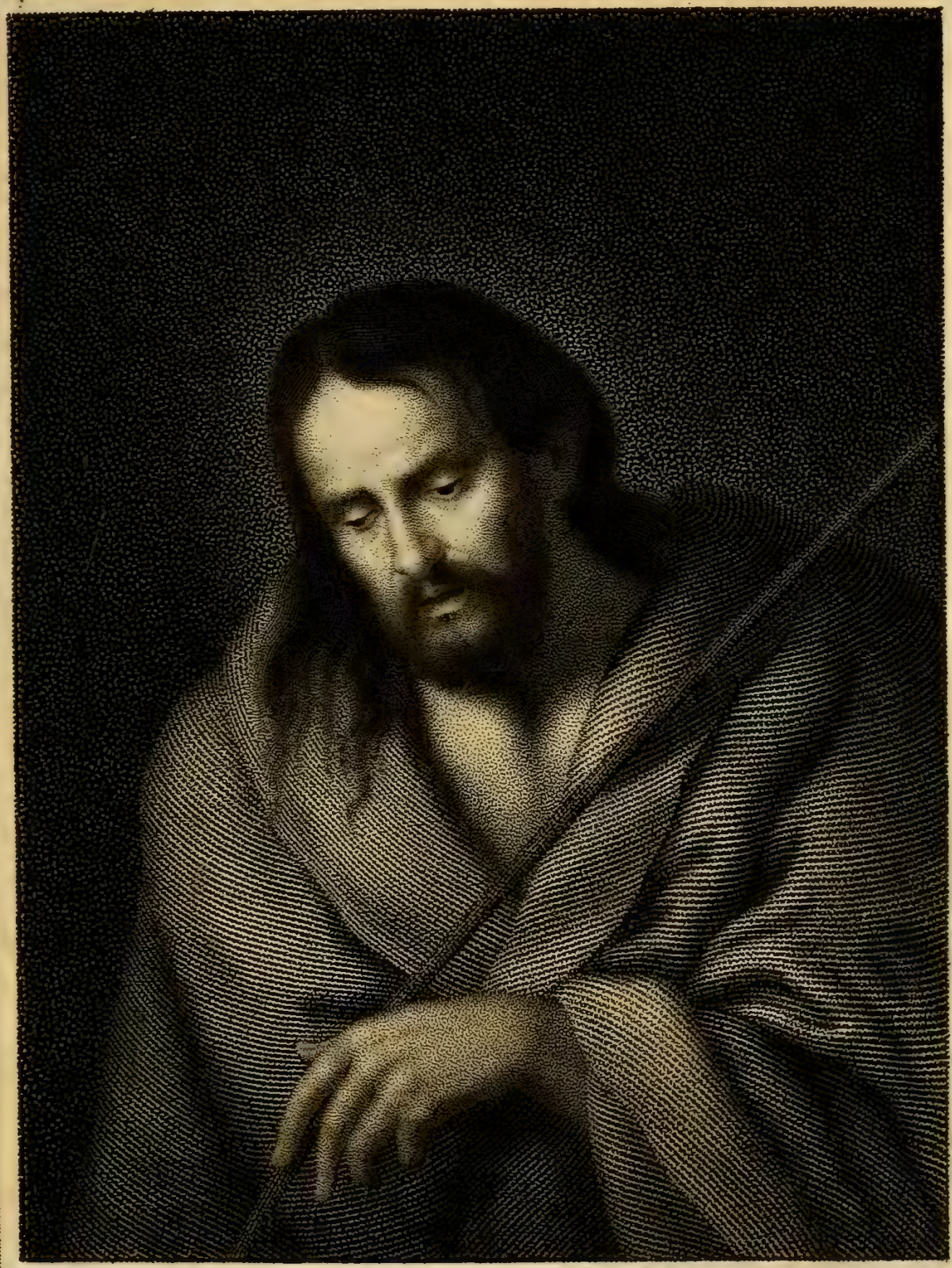
vom Verleger.

I.

St. Justina.

Gemälde von Pordenone.

Das Original befindet sich in der k. k. Gemälde-Gallerie zu Wien.



Correggio fec.

„Sey gegrüsset, König!“

II.

»Sey gegrüßet, König!«

Gemälde von Correggio.

Das Original befindet sich in der Sammlung des Herrn M. Grittner.



G. Dow pxt

P. Tohn sc

FLOETENSPIELER.

III.

Flötenspieler.

Gemälde von Gerhard Dow.

Das Original befindet sich in der Sammlung des Herrn Joseph Tschager.



Hannibal Caracci Pinx.t

ENDYMION.

P. Tohn sc.

IV.

Endymion.

Gemälde von Hannibal Caraccio.

Das Original befindet sich in der Gemälde-Sammlung des königl. bair. geh. Hofraths v. Adamovich.



Guercino fc.

CONSTANTIN DER GROSSE.

P. John sc.

V.

Constantin der Große.

Gemälde von Guercino.

Das Original befindet sich in der Sammlung des Herrn M. Grittner.



Albani fec.

Fortuna.

VI.

Fortuna.

Gemälde von Franzesco Albani.

Das Original befindet sich in der Sammlung des Herrn C. v. Rossetti.

Aglaja.

Ein Taschenbuch

für das Jahr 1826.

Der Kuß des Engels.

Novelle von Leopold Schefer.

— Civita Lavinia. —

Daß ihm die Schönheit begegnet, kann Jeder gewiß seyn, der nach Italien, der nur nach Rom geht. Das sag' ich dir, du lieber schöner gesunder Freund, du voller Mond den Einundzwanzigsten! Daß aber ihm auch die Liebe entgegen kommt, ja daß er nur mühsam sie findet, das ist ein seltenes für den Einheimischen, und erst für den Fremden ein kaum zu erwartendes Glück. Aber, o Freund, daß ihm die Liebe in Gestalt der Schönheit erscheint, aus himmlischen Augen ihn ansieht, mit entzückendem Laut aus rosigem Munde anredet, und wie mit Götterarmen an eine Götterbrust drückt, dieß überall einzige, köstliche Glück — es war auch hier mir bereitet!

»Auch hier« sag' ich, o Freund, nicht weil ich es sonst schon wo genossen. — Nein, mein Jugendgefährte, du weißt es! und wie hätte ich es denn hier genossen — wie hätte mich die Liebe gleich dem ersten Frühlingsgewitter mit seinem himmlischen Umflügeln, mit seinen Rosenblitzen, seinem heiligen Murmeln aus uralten Tagen, neu wie ein Kind begrüßt? Wie

hätten seine Schauer mir erst alle Blumen aufgeschlossen, seine Blitze ihren duftenden Häuptern Wohlgeruch in Strömen entlockt? wie hätte ich hier erst die Nachtigall verstanden — was sie klagt und jubelt, was die Lerche — in den Himmel steigt und singt, auf sonnigen Flügeln sich wiegt, und warum sie wieder in die grüne wallende Saat zur Erde herabsteigt, wenn die Sonne zu Rüste gesunken — und ach, warum sie schweigt und sich verbirgt, die lange, die süße Nacht! Geschieht ja doch nichts zweimal in dieser Welt, nichts zweimal im Herzen des Menschen! — Ein Traum von Glück und Seligkeit! Ein Erwachen, ein Genießen des Seligsten, und ein Verschwinden — und dann eine süße Trauer das übrige Leben lang! So ist es. Muß denn Alles Genuß seyn? Ist denn dieser so über Alles kräftig und schön? Ist denn nicht die Hoffnung, die Bereitung viel länger, viel holder ungewiß, und darum tausendfach reicher? Ist denn die Erinnerung — nur an die Wiederholung des wirklich Genossenen oder Geträumten gebannt, und davon zehrend — dennoch nicht eine Gegenwart so gut als die Hoffnung, und selbst der Genuß? Ja in der Stunde der höchsten Schwärmerei, steigt der Geist nicht in die vergangenen Tage, und knüpft die ahndenden Träume, die in der Phantasie gesehenen Bilder an die, jetzt ihm flirrend und unbegreiflich vor Augen schwebenden? — Ich weiß von nichts als von einer Gegenwart im Geiste, wo Alles vor uns steht leuchtender als das Lebendige, das Vergangene und Künftige, wo selbst das Gegenwärtige uns nur vorhanden und lieb wird, wenn wir Gedanken und Sinn darauf kehren. —

Ach, ich sage das Alles nicht umsonst, und nicht vergeblich, wie ich mich tröste! Denn jenes Glück — es war mir bereitet, es war! Und daß gerade unter allen Erscheinungen die der Mensch hat, die schönste — die Liebe ihm zweimal nahen sollte, das wäre zu viel Seligkeit für ein sterbliches Herz! das hieße die Schätze des Himmels verschwendet, da jede Blüthe nur einmal blüht, und dadurch zufrieden gestellt und für ihre Lebenszeit erfüllt ist mit Kraft zum Wachsen, Gedeihn und zur Reife, so daß sie vor Fülle zuletzt selbst vom Zweige fällt, wenn die Natur ihr auch nur einen Mai gewährt, und dann die andern Monden in der Reihe wie sie ihr nöthig sind. Und so bin ich auf Lebenszeit zufrieden. —

»Auch hier!« aber sagt' ich, o Freund! auch hier in Italien soll das heißen, wo die Liebe unvermuthlich selten ist, und die Ehe der Geister eben so selten, wo nur die Schönheit üppig und überall gedeiht, wie die Orange hier drei und viermal des Jahres blüht und reift, um die Hitze der Durstenden in diesem heißen Clima zu kühlen; wo die Schönheit als einzige gnügliche Gabe die Menschen glücklich macht, sie in den Kreis des Hauses, zum eigenen Heerde bannt, um den ein reizendes Weib und schöne Kinder spielen, wie das in alten Römer-Tagen nie so der Fall war, nie seyn konnte, da die Gedanken auswärts schwebten nach Beute, und der Honigkorb daheim fast leer ohne Bienen stand, nur Zellen für Honig von oben bis unten aus Menschlich geworden ist hier das Volk durch die Verwandlung der Zeit, durch keine Gabe, keinen Raub der Menschen, und glücklich eingekehrt in die Heimath, und nun erst bese-

ligt durch die Schönheit der Welt für die es nun einzig Augen und Herz hat.

Was aber diesen Wandel herbeigeführt, was diese schöne Erde verjüngt, ja herrlicher neu geschaffen, und wenn tausend verödete Landschaften wie die Campagna um Rom dagegen sich hinlegten und zeugten — was die kleine Rosal ia selig machte, auch meine schöne Beatrice einen einzigen Kuß lang — das machte mich elend, aber nur durch die sonderbare Verknüpfung der Dinge. Denn die Zeit rollt nicht mit Wasser oder Staub, sondern mit heiligen Samenkörnern aus der Urwelt; sie wirft sie nach und nach aus am Ufer, sie gehen auf, und sprossen zur ewig blühenden stehenden Laube, an welcher die Zeit dann machtlos vorüberwallt als immergleiche ruhige Erscheinung eines göttlichen Stromes, und selbst die Kinder setzen spielend ihre Kähnchen darauf, und schwemmen sie fort und blicken mit den Augen nach, so weit sie nur reichen.

Meine Mutter verlangt gleichsam Rechenschaft von mir über mein Leben, indem ich mir doch zur Bedingung gemacht: nicht eher etwas von mir hören zu lassen, bis ich einen Namen hätte! nicht eher in den Besitz meines Vermögens zu treten, bis meine Kunst mich reichlich ernährte! Diese Bedingungen erlauben mir nun zu schreiben, ich kann, ja ich muß es sogar, denn meine Schwestern weinen über mich, weil Euch ein Herr mit nach Hause gebracht: Er habe mich lange zu Rom in Gesellschaft eines schönen, engelgleichen Landmädchens gesehn, das ich für meine Braut ausgegeben, und doch nicht geheirathet! zuletzt aber hab' er sogar ein kleines Wiegenkind bei mir gefunden!

Das ist Alles wahr, aber es ehrt mich, hoff' ich; und daraus, daß ich dich bitte, du lieber voller Mond, meiner Mutter und meinen Schwestern zu erzählen oder auch vorzulesen, was ich dir schreibe, wirst du im Voraus abnehmen, wie unschuldig, wie schön und doch wie traurig das sey, was mich betroffen; und wenn meine strengen Schwestern dennoch wieder weinen, so sage ihnen, es würde mich freuen, wenn sie ihre Thränen zwar weinten, aber nicht verstünden, denn der Glückliche versteht den Unglücklichen nicht!

Und so entwerfe ich Euch aus meinem Tagebuche eine kleine Geschichte, setze Ueberschriften über die Capitel, der Freund bist du, und der Liebende bin ich! Und vergiß nicht der wahren Worte:

O selig, selig
In ew'ger Fülle,
In jedem Wechsel
Die Brust die liebt!

Die kleine Pilgerin.

Ach, mein Freund! ich hörte wieder Osterstimmen! ich bin dahin, mein Herz zergeht in heiliger Wehmuth. — Ein neues Jahr haben wir angetreten, es öffnet sich still vor uns, und läßt eine unabsehliche Reihe von Jahren schauen; die Ungewißheit aller menschlichen Dinge läßt uns den ungeheuern leeren Raum der Zeit, die uns noch in unserem Leben und allen, allen spätern Geschlechtern bevorsteht, mit Leiden und Sorgen und Arbeit und Freuden erfüllt erblicken,

und wir mögen kaum hinausschauen in die unendliche, betäubende und vernichtende Ferne. Und das Alles wird einmal vorüber seyn! — Horch! da schallen Ostergesänge! — horch! nach so vielen Jahren, die wir erlebt, nach so vielen Frühlingen, nach so vielen Begrabenen und Allem was uns das Herz schwer und froh macht — nun soll es erst wieder Ostern werden! Ja unserer Phantasie soll das Alte, Vergangene noch einmal geschehn, und das Schöne, Süßbekannte, tritt uns als ein Neues, Nahes, Unaussprechliches entgegen! — o mein Freund! Nur so ertragen wir das Leben, daß ein Gesetz, eine Form es umfaßt! Haben die Menschen thörig gehandelt, die das Jahr in einen Kreislauf hoher, geschichtlicher, heiliger Dinge von erster und einziger Wichtigkeit für das Herz des Menschen eingetheilt zu beständiger Wiederkehr? Haben sie es nicht der Natur abgesehen, die auch unendliche, fremde, neue Jahre der Erde hernieder zu schütten scheint — aber doch Jedes wieder mit Lerchengesang und Veilchen beginnt! und in jedem fortfährt mit Nachtigall, Wachtel und blühendem Waizen, mit blauen durchsichtigen Trauben und rothwangigen Früchten, und mit Schwalbengeschwirr und mit Schneegeflöck' es wieder beschließt? Es ward neu — aber es war alt — es ward alt, aber es war neu; nur andere Menschen gingen durch denselben Saal voll ihrer Wunder. Es wäre vollends unbegreiflich, daß wir Greise sähen mit dem Silberhaupt; wir würden nicht wissen woher sie sind, sie selbst würden nicht mehr errathen wo sie sind, indem sie nun unter Jünglingen, urter Kindern stehn, wenn die Natur nicht Kinder und Greise vereinte durch das Ewiggleiche! durch das Zusammenleben in

demselben Zauberpallast wie zusammen geboren! So begrenzt schon der Himmel die Menschheit mit dem Unwandelbaren von Oben, mit dem Unwandelbaren von Drunten aus der Erde. Und so soll mit noch viel höherer Gewalt und Bedeutung auch dasselbe Heilige, das einst einmal in der Welt erschien, alle Herzen verknüpfen, wie es alle erfüllt, und auch die Geister sollen in einer ewigen Gegenwart leben, in einem Himmel, wie sie wandeln unter einer Sonne, wie Alle essen von immer sich gleichenden Erdbeeren, Weintrauben und Früchten, verjüngt und doch dieselben. Darum lob' ich die Jahresfeste, die scheinbare Wiederkehr, den wiederkehrenden Wandel zu einem dauernden Wesen. Nimm Weihnachten, Ostern, Pfingsten — nur den Michaelistag aus unserem Leben, und es wird finster vor unsern Augen, wir schwindeln. Dieses Geschlecht wird die Farbe der Zeiten nicht los. —

Das dacht' ich in der Sistinischen Capelle unter dem Gesang wie von Engelschören, verborgen hinter dem Gitter. Ja die Zukunft wandelte mich nicht an, und Buonarotti's Weltgericht schwebte nur wie ein Traum, wunderlich sichtbar vor meinen Augen. Darauf ging ich in die Capella Paulina, wo jetzt die 40 Stunden gefeiert wurden, und von dem Castrum Doloris mir ein Glanz von tausend Wachskerzen entgegen strahlte, den das Auge kaum ertrug. Ich schlug die Blicke nieder vor dem, was einst gewesen, und hier so wunderbar wieder zu sehen war; fast zu schmerzlich. Da erblickt ich ein junges Mädchen von ungefähr zehn Jahren, die hingekniet war, und um den Todten weinte, betete und weinte wie ich es nie gehört. Vielleicht waren ihr Vater und Mutter

gestorben, aber das schien doch keine Erinnerung! das war ein gegenwärtiger Schmerz, wie um den ersten Todten und alle Todten der Erde zugleich — und das Kind war untröstlich. Aber niemand tröstete es! Alle Andern standen neugierig und schaulustig daneben, denn die Feierlichkeit war den Fremden neu, und selbst den Mahlern die Bilder von Buonarotti: die Kreuzigung des heil. Petrus, und Paulus Bekehrung auf den Seitenwänden; auch die Uebrigen von Lorenzo von Bologna waren nie so zu sehn als jetzt in der Lichtglut der Kerzen! Nur die Gemälde von Zuccheri am Gewölbe waren, wie billig, gleichsam von wohlmeinendem und kunstverständigem Dampfe verhüllt.

So blieb es die längste Weile in der feierlichen Stille. Das Mädchen erhob zuletzt ihr Gesicht und schien sich zu wundern, daß Niemand weinte als sie; und es schwebte ein Ausdruck des Erstaunens, ja der Verachtung in ihren Zügen, daß irgend ein Menschenherz ungerührt zu bleiben vermöge bei diesem Leid! bei dieser That des Todes! bei ihren Thränen! Ich sah es deutlich, sie war erschöpft, sie war krank und bedurfte des Beistandes oder vielleicht nur des Trostes. Aber um keinen Preis in der Welt hätte ich dem engelgleichen Kinde seinen Wahn benehmen und sagen können: weine nicht, mein Kind, jenes Gleichbild stellt den Todten nur vor, es soll nur erinnern; hier ist Niemand todt — als der Ungläubige, und niemand wehmuthselig als der Gläubige. Das sagt' ich mir selber, und hatte Recht.

Als aber die nächtliche Stunde gekommen, wo die Priester allein um das Todtenmahl wachen, und Männer und Frauen sich entfernten, ging auch das Mädchen nothgedrungen mit

gesenktem Kopf und gefalteten Händen. Kein Bekannter begleitete sie; sie war fremd, das sah ich an ihrer Kleidung, und erst als sie sich vor dem Vatikan in eine Wandvertiefung hinsetzte, anlehnte, als wolle sie da übernachten, trat ich zu ihr, faßte sie bei der Hand, und fragte sie, ob sie nicht lieber mit mir kommen wolle? — Sie erhub sich und folgte mir ohn' ein Wort. Ich aber führte sie alle die Treppen und Gänge rechts und dann durch die Halle hinein in die Peterskirche, in deren Mitte von der Kuppel herab das große, vergoldete, hell von Lampen erleuchtete Kreuz hing, einzig und allein Licht verbreitend in dem ungeheuren Raum, und einzig und allein Schatten werfend; denn die Lampen über den Gräbern der Apostel St. Petrus und Paulus dürfen nicht brennen, so lange ihr Herr und Meister im Grabe ruht. Viele tausend Menschen standen, drängten und schauten, und sahen sich nicht satt an der einfachen, majestätischen Erscheinung, wunderbar an sich, und erstaunend in ihren Wirkungen in dem immer, aber dann über Alles erhabenem Tempel, an Macht und Schauer dem düstern Gewölbe des Himmels gleich, von dem nur ein einziges Sternbild funkelnd strahlte, in welches alle Gestirne zusammengeschmolzen! Der goldene Glanz von dem blendenden Kreuze lag auf jedem Gesicht und weihte, verklärte es gleichsam, daß kein schönes Weib, kein schöner Jüngling, nur ein menschliches sterbliches Wesen erschien; das dicht aneinander gedrängte Volk war nicht wie aus Rom, aus Italien, nicht von der Erde hieher gewandelt — sondern es war wie von den Sternen, oder aus wunderbaren Gefilden hieher gezaubert, fremd, eigen und doch der Erde und sich verwandt, wie aus andern,

ätherischen Stoffen gebildet, unbegreiflich, niemand konnte sagen woher, und doch war es da! und richtete Lichtglänzende Augen und helle Stirnen und Wangen, wie golden, hin auf die Quelle des Lichts und des Goldes. Aber das Geräusch der Füße auf dem Marmorboden, das Geflüster des Einen zu dem Andern von so unzähligen Menschen zugleich, verbreitete ein so starkes dumpfes Getöse in den Hallen, daß Jeder zuletzt laut sprechen mußte, um von seinem Nachbar verstanden zu werden; aber auch der Lautsprechende glaubte nur leise zu reden in dem schwebenden Gesurr, und so erhielt sich Jeder in seinem Sinn die Heiligkeit des Ortes, so sprach Jeder wirklich nur leise, wenn es gilt was das Ohr hört, und was die Seele will. Auch das hie und da ein Mahler auf seinem Mahlerstuhle saß, die Tafel vor sich auf seinen Knien, that niemandes Andacht Eintrag. Denn die Baumeister und die Mahler hatten dieß ganze Werk so schön gemacht für lange Jahrhunderte, sollte die Kunst nicht wiederum Vortheil zurückziehn aus ihrem Gebildeten? Das fördert ja wieder Werke zum Frommen der Menschen! Ich bin auch ein Mahler; aber da Keiner, selbst Raphael nicht Gerardino delle Notte erreichen, oder Lanfranco nur übertreffen könnte, da zu aller Kunst Muth gehört, und in so vielen Fächern unserer Kunst fast Jeder in unserer Zeit mit der Verzweiflung anfangen muß, wie wenn ein Bettler eine Königin liebt, so bleib' ich in meinem Fach, worin noch Hoffnung ist. Denn gab es schon einen Raphael, als der Knabe Sanzio der schönen Benedetta die irdenen Gefäße mahlte, so hätten wir nichts von diesem neuen Raphael vernommen — denn er war schon. Da er aber nicht war,

ward er es. Das bedenken Alle wir lieben Künstler nicht oft, nicht genügend genug! das ist der Hauptschlüssel zur neueren — Kunst.

In diesem Gewirr rief Jemand Rosalia! — Mein Mädchen sahe sich um; und ob man gleichwohl nicht ihr gerufen, so wußt' ich doch nun ihren Namen! Sie hielt das Tuch vor die Augen, sie konnte nicht mehr sehn. Sie glaubte auch hier was sie sah, und ich will ihre Worte nicht wiederholen aus Furcht vor Euerem Lächeln. —

Komm Rosalia! bat ich sie jetzt. Sie folgte. Nur auf dem freien Platze sah sie noch einmal zurück, kniete noch einmal hin, und das goldene Zauberwerk flimmerte durch die offenen Thore heraus, und glänzte weit und weiter uns nach, und das Innere des Tempels war gleichsam außerhalb desselben sichtbar und herausgetreten, wie wenn ein Kind den inneren Kelch einer Lilie herauf und hinauskehrt, daß die an den Staubfäden wie glimmenden feuerfarbenen Stäbchen nun außer ihm stehen. Und so empfand man sich im Freien auch wieder wie in dem Tempel — und nun war der gedämpfte blaue Himmel und der strahlende Vollmond darin; und die Phantasie wollte und konnte die holde Täuschung nicht lösen.

Ich gab Rosalien mein bestes Zimmer ein, erquickte sie mit Weln und Speisen, hörte sie reizend erzählen: warum sie gekommen, was sie gesehn, sahe mich satt an dem schönen Gesicht, und sagte mit schwerem Herzen ihr gute Nacht. Wie allmächtig doch wenige Jahre sind! wie die nichtige Zeit doch Menschen trennt, als lebten sie nicht mit einander!

Der Patito.

Ich konnte lange nicht schlafen, und bedachte, welchen Schatz ich erworben, ach nein! nur kennen gelernt! welches zarte, fromme Gemüth, das in der jetzigen kalten nüchternen Welt warm wie in seinem Herzen lebt; unter den flüchtigen immer wechselnden Gestalten der Erde — nur in seiner Phantasie verweilt, die durch nichts überwältigt, noch gelöst werden kann! eine treue Seele, die keine Zeit kennt, der keine Jahrtausende verflossen sind; ein unerfahrnes Mädchen, wie man sagt, der das Herz den Schleier ewiger Gegenwart über Himmel und Erde, und Sonne und Blumen geworfen — das selbst nicht daran dachte, daß sie Rosalia heiße, welche Sprache sie rede, denn sie war gekommen, wie sie mir sagte, gekommen — den Heiland begraben zu sehn. Ich lächelte erst, dann weint' ich innerlich über mich selbst. Was weiß ich und die Menschen gegen das liebe Kind, was frommt uns das Wissen, was mahlen und meiseln wir, als um zu täuschen mit unserem schönen Schein; und ist es uns gelungen, glaubt unserem Kunstwerk Jemand, und sey es ein Kind, so lächeln wir, und einem Erwachsenen lachen wir klug ins Gesicht. Wir bilden uns Etwas darauf ein, daß Alles nichts ist, nicht einmal Täuschung. Und wie hebt denn die Liebe an? nicht mit Abschließen, Ausschließen, und stiller Seligkeit durch den und mit dem Geliebten allein, allein! Ach, daß das ewig so bliebe! denn wie hört sie auf? — durch Hereinbruch eines Zweiten, durch ein Zerstücken unseres Wesens, und wir sind klug, aber unselig; wir sind nicht mehr geliebt, aber dafür — lieben wir auch nicht

mehr. Würdige Rache! Ewig ist was gewesen ist, aber daß das Ewige ist, und nur das, die Ueberzeugung können wir nicht erlangen, geschweige festhalten, und alle Welt und wir Künstler brauchen sie nöthig wie das tägliche Brot, sonst sterben unsere Werke Hungers! und wer lebt und Lebendiges schaut, wer liebt, der lebt nur von Lichtblicken derselben, die nicht so selten sind, zum Glücke der Menschen, aber sie ziehen sich lieber zurück in die kalten Schatten.

Die holde Schwärmerin hatte mich angesteckt, ihre Erscheinung mich eingenommen, ihr ganzes Wesen das meine, halbe zu Nichte gemacht und Sinn und Herz mir überwältigt. Auch Sie war nicht glücklich, was man so sahe an ihr; aber gegen ihre Leiden hätte ich alle meine Freuden dahingegeben, wie einen Kranz künstlicher geruchloser Immortellen, gegen einen Frühling voll natürlicher, ambrosischduftender Veilchen und Hyazinthen. Das fühlt' ich, und war ich bereit. Die von den Thürmen der Stadt jetzt nicht von Glocken verkündeten, nur mit hölzernen Klappern und Schnurren herabpolternden Stunden schlugen schwer an mein Herz, und ich versprach mir: Rosalia in ihrem schönen Gefühl so glücklich zu machen, wie Rom es zu werden der Ort ist, der Alles bewahrt und enthält, sichtbar und antastbar, wessen das liebliche Wesen bedurfte und was schon manchen Pilger entzückt. Ich wollte das wenigstens sehn.

Sie sagte mir nicht am Morgen woher sie sey; sie lächelte nur als ich sie frug, ob ihre Mutter oder ihr Vater um ihre Pilgerschaft wüßten? ob Jene nicht in Sorgen um sie wären? oder Sie um Jene? — Sie schien dann einen Augenblick gleichsam zu erwachen, sie that einige Schritte nach

der Thür, aber dann legte sie den Finger auf den Mund, stand, und kam dann sanft zurück und sahe mit flehenden Augen mich an. — Ihre Ältern wußten gewiß nicht um sie! Aber sie schwieg. Ich wollte also die besuchtesten Orte mit ihr betreten, um sie zu zeigen, wenn Jemand nach ihr gekommen. Ein Freund sagte mir: ihrer Kleidung nach sey sie aus der Gegend von Albano oder Genfano; und da ich nach Veletri den Sommer über in Villeggiatura zu gehen bereit war, und das schon in diesen Tagen, so führte ich sie dann mit! Dadurch war ich beruhigt. In der Cathedrale von Messina in dem linken Seitenschiff ist freylich die großartigste, eine ganze Halle füllende Madonna — aber da waren wir leider jetzt nicht; und in Rom ist keine Himmlischere, über alles Menschliche, Weibische, Irdische weit Erhabenere, als die in der unterirdischen Kirche von Sanct Peter. Selbst Jene in der Kirche — auf der Tribune — von St. Maria in Cosmedin, ein wahrer Schmuck der Welt, bei der Verfolgung der Bilder geflüchtet und gerettet aus Griechenland, kommt Jener nicht gleich, und alle Andern sind vielleicht unaussprechlich schön, reizend, jungfräulich-mütterlich — aber so göttlich doch nicht! wie niemand einen Christus gemahlt hat, wie Leonardo da Vinci, wo Er auf den aufgehobenen zwei Fingern der Linken mit dem Zeigefinger der Rechten die höchsten zwei Gebothe erklärt. Alles Andere hat mancher Andere gemahlt. Das aber nicht; denn nur das Höchste ist ja das Wahre, oder das Einzigwerthe — wer bescheiden genug ist: damit zufrieden zu seyn! Ich weiß das nicht.

Diese zeigt' ich denn Rosalia. Am Ostermorgen aber die

gleichfalls einzige Auferstehung von Raphael auf den Arrazen, wie Christus groß und blaß und lächelnd aus der schwarzen Grabesthür herausschreitet in seine morgenfrische Welt! Dann durchgingen wir die Logen im Vatican, die Zeit der Väter hinauf, zurück bis ins Paradies, bis wo der alte heilige Vater die Welt schafft in Feuerbegeisterung, und mit allmächtiger und doch nur gemessener Kraft, links den Mond und rechts mit der Hand die Sonne fortstößt auf seine Bahn, auf ihre Stelle! — Wie sie das alles sah, wie sie nicht erstaunte, sich nicht verwunderte, sondern nur sah, durch das offene Auge in die offene Seele sog und bewahrte! Ich war wieder ein Kind mit ihr!

Vielleicht aber war ich zu grausam gegen das gefühlvolle Gemüth der zarten Rosalia, daß ich sie in die Kirche St. Stefano Rotondo führte, einen nie vergessenen Aufenthalt für den, der ein Herz hat! Sie ist aus zwei großen Kreisen von Säulen gebildet; der innere Kreis derselben steht frei, aber die Säulen des äußeren sind mit Mauer verblendet und Niccolo Pomarancio hat sich erschöpft alle Martern aller Märtyrer darauf zu malen. Was mag der Mann gefühlt, geträumt und in der Phantasie gelitten haben! Denn du siehst nun alle Gequälten, alle Qualen — und verstärkt, wachsend durch die Dauer der im Bilde festgehaltenen Leiden! Da brennt das Feuer, und die Zange sprüht und glüht; da schneiden die Schwerter in den schönen Leib schöner Frauen; da sägen die Sägen im Fleische der Menschen; da fließt das siedende Blei in den Mund; da sticht der Stichel ins Auge des Leidenden, der mit dem andern nach Erbarmen dich ansieht. Unerträglich, geistzerrüttend wäre das! Wenn

es nicht wieder durch seine Schrecken alle einen Trost bei sich führte, den: daß zu viel Leid ist! daß Eines das Andre verdrängt, betäubt, überbietet! und daß das Schrecklichste ohne einen Laut des Schmerzes, ohne eine leise Klage mit frommen Blicken, mit betenden Händen erduldet wird, als schmerze es nicht, und es gäbe eine höhere Wonne und Zuversicht, die alles Irdische verachtet, eine Wonne, die wunderbar in das Herz des Beschauenden übergeht, wenn Männer und Frauen voll Kraft des Glaubens mit seligen Augen den Himmel offen sehn, wo ihnen Engel die Märtyrerkrone entgegenhalten, und Maria und der ewige Sohn nach ihnen die Arme ausbreiten. Das hat der Maler nicht vergessen! Das entschuldigt ihn nicht, das macht ihn zum Künstler im Sinne seiner Zeit. Als aber Rosalia aus dem Tempel hinaus kam, ging sie betäubt und traurig den Tag über, ja sie träumte voll Angst und Thränen die Nacht durch, bis sich am Morgen die Schrecken verzogen und in ihrem Gemüthe nur die geschaute Treue, der Glaube der Menschen sich tief befestigt, wie sie auch mich ermahnt und aufgefordert: kleinere Uebel des Lebens in unseren Tagen mit desto größerer Geduld zu ertragen — wenn die kleinen Schmerzen, die langen Leiden nicht eben die unausstehlichen sind, und der Mensch zu jeder großen kurzen Sammlung der Kraft zum Leiden oder zum Thun am fähigsten ist — vor allem aber, durch weise Anwendung das wohl zu benutzen, was jene frommen Menschen uns erst erworben und erhalten und gut gemacht — was die undankbare Welt so gern vergäße. —

Für mich aber war ich besonders von Nutzen, gleichsam

aus Ahnung in der Kirche gewesen, wie du bald sehen wirst.

Du wunderst dich vielleicht mit Recht, wie du meinst, daß Rosalia so ruhig bei mir blieb, und nicht nach ihrer Heimath, nach ihren Ältern verlangte, wahrscheinlich nur selten an sie dachte. Bedenke: sie war in Rom! in Rom, wo Könige ihr Reich und ihren Thron vergessen, der Künstler seine Freunde, sein Vaterland, der Liebende nicht selten seine Geliebte. Darum komme auch du nicht hieher, wenn du eine hast, wenn dir sonst etwas lieb ist; denn Jeder findet hier wohl etwas Besseres, Schöneres als er sonst wo gesehn! Hier geht ihm das Herz auf, hier öffnet sich sein Auge, und die Meisten wundern sich, wie sie daheim mit so Mittelmäßigem begnügt gelebt, wie es sie habe entzücken können. Was hier Probe hält, das ist überall gut, wenn nicht auswärts vortrefflich, oft einzig. Und Rosalia war erst einige Tage hier, wo Jahre dazu gehören, das Beste zu sehn, wiederzusehn, und wo denen, die hier geblieben, zuletzt ihr ganzes Leben nicht langt. Und sie war hier, die fromme kleine Pilgerin! Indeß wollt' ich meine Pflicht erfüllen, so schonend zwar, doch so gut ich vermochte, ob Rosalia gleich schwieg, aus Furcht ich werde sogleich sie fortführen, sobald sie ihre Heimath und ihre Ältern verrathen. Vielleicht scheute, ja furchte sie sich nun auch heimzukehren.

Der Kerker.

Ostern war spät im Jahre gefallen, und ob das Frühjahr gleich hier nicht viel schöner ist als das ganze Jahr, so

umfing uns Wandernde doch Frühlingsfrische, begegneten wir neu und kräftig grünende Bäume, und ein reiner blauer Himmel umwölbte uns. Den andern Tag unserer Reise machten wir Mittag in La Ariccia. Rosalia schien hier bekannt, sie sahe sich aber doch nach dem andern Thore um. Daß aber auch wir hier bemerkt worden waren, bezeugte ein immer größerer Auflauf vor dem Hause, worinnen wir eingekehrt. Einige Weiber kamen auf einige Augenblicke herein, sahen uns an, und enteilten wieder — schweigend. Das hatte zu bedeuten! Nach einiger Zeit aber traten Sbirren zu mir und ergriffen mich, um mich fortzuführen. Ich frug sie nur in welcher Qualität sie mich verhafteten? und Einer von ihnen trotzte: »Das wissen wir nicht! Wir sind wir!« Ein Anderer aber belehrte ihn: »Das wissen wir wohl, aber kein Verhafteter braucht das zu wissen.« Ein Dritter aber voll süßen Weines, sagte mir frei: »als Mädchenräuber!« — Das beruhigte mich, wenn es weiter nichts war, und kein anderer Verdacht, in dieser für Manchen bedenklichen Zeit, auf mir haftete. Ich verließ Geld um Rosalia wohl indeß zu bewirthen, die mich weinend scheiden sah, und furchtsam, wie Mädchen sind, sich verbarg, und vor ihrem Freunde nun zitterte. Das liebe Kind! — Dann folgt' ich den Sbirren in ein Gefängniß, das in der uralten Stadtmauer befindlich, vielleicht so alt, wie sie selber war. Sie schlossen hinter mir zu, und ich saß an dem schönsten Orte der Welt im Finstern, im herrlichsten Frühling mit Steinen allein. Ich lachte, ich freute mich fast. Ich war doch lieber lebendig in diesem unverwüstlichem Gemäuer, und war ich selbst, als Simon Mago in seinem Grabe wenige Schritte von mir!

oder als der Todte Borgognone, der in der hiesigen Kirche die Assumtion gemalt; ja lieber als Archiloos, der seine Stadt Herminia hier erbaut, und ein halbes Jahrtausend vor dem trojanischen Kriege schon todt war! Der Gedanke beschäftigte mich: ob es besser sey: ein Lebendiger zu seyn, selber Einer der Nichts in Kopf und Herzen hat — oder ein Todter, und große Thaten gethan, unschätzbare Werke geschaffen zu haben? und ich entschied mich, lieber ein großer, nützlicher Todter zu seyn, als ein unnützer — Sterblicher, und beschloß mich sogleich in mein Grab zu legen, wenn ich Raphael gewesen, und nur das Bild in den Stanzen gemalt, wo der Engel den Apostel aus seinem Kerker erlöst, wo Licht von dem himmlischen Boten ausstrahlt, der keinen Schatten hat im grellen Glanz der Fackel, noch im Schein des Mondes, der durch das Kerkergitter bricht, indeß diese drei verschiedenen Lichter einen geheimen zauberhaften Streit unter einander um die und in den Schatten der übrigen Menschen führen! Und so legt' ich mich hin, um mit dem Todten zu tauschen, wenn er wieder aufstehn wolle, ja wenn ich auch namenlos, werklos nur sterben sollte oder könnte, damit der verehrte Genius aller Maler wieder aufstehe, lebe und male! Ich freute mich, daß ich meine Kunst höher schätze als mein Leben, und selber mein Malen. Der Künstler, der den größten Werth auf seine sieben Werke legt, der hat die Welt, der hat die Kunst noch nicht empfunden, noch nicht — erfahren, der also ist ein Stümper ohne Weihe, dem die Darstellung lieber ist als das Dargestellte, das ihn ja erst zum Künstler schafft, ihm Stoff, Gehalt und Leben gibt. So schlief ich ein. Ich war unschuldig,

und was ich nicht gethan, was mir nur geschieht, das hat mich nie bekümmert! Ich hatte gefehlt — gefehlt aus zu kindischer Nachsicht mit dem frommen Mädchen, das ich nicht auf die Folter der Fragen gespannt, nicht den Gerichten gemeldet und übergeben, und eine thörige Wanderung mit ihm angetreten! Aber doch keine thörige, keine vergebliche! Ich hatte sie schon Bekannten zugeführt, vielleicht ihren Ältern! War also mein Gang ein Irrgang? eine Thorheit des Herzens? Mit nichten! Ich freute mich, und bedauerte nur, nicht Zeuge der Freude von Vater und Mutter zu seyn: die liebe Pilgerin wieder ans Herz zu drücken. Die Frühlingsluft hatte mich müde gemacht, und mit ihren neugemischten schöpferischen Kräften bezaubert, daß ich so festen Schlaf schlief, wie den des Turnus und des Äneas zusammen genommen!

Doch als ich erwachte, glaubt' ich zu träumen! die Wände meines Kerkers waren vergoldet; sie leuchteten, wärmten und glänzten mich an mit Rosenglut; bärtige Männer schienen mir bis in den Himmel zu ragen, in dessen Schimmer sie standen, und nahe vor mir neigte ein Engel sich über mich mit lächelndem Gesicht und hielt den Athem an. — Alle Morgen ein solches Erwachen, und das Leben ist alle Tage schön! Die Jungfrau hatte geharrt bis ich munter würde, sie schien desgleichen über mich verwundert, auch mein Gesicht mußte leuchten, denn ich konnte kaum die Augen aufschlagen, so blendete mich die Morgensonne, die zu dem geöffneten Kerker herein ihren zitternden Lichtstrom wälzte. Auch Rosalia begrüßte mich. — »Macht dem Volke keine Freude mehr — sprach ein Weib, das schön gewesen und noch in ihrer Haltung ausgezeichnet war, mit sonorer Stimme zu

mir — sondern geht gleich von hier aus Eure Straße. Ich geb' Euch meine Tochter mit nach Velletri zu Rosaliens Mutter, die gestern Morgen erst bei uns war, und uns den Verlust des Kindes geklagt; denn meine Schwester, die auch in Velletri wohnt, ist die Santola (Pathe) der Rosalia. So sind wir Freunde und Bekannte. Aber das Kind lügt nicht, es hat uns Alles aufrichtig gesagt und die Angst abgebeten, und weil es sich noch fürchtet, soll eben Beatrice mit Euch gehn zur Mutter, einer armen Witwe, die ohne ihr Kind nun ganz arm, ganz verlassen war. Doch die neue Freude macht das alte Leid vergessen das ja nun vergeblich ist! So geht denn in Gottes Namen! Mit Euch laß' ich die Tochter gehn so weit sie will. Gestern wohl hatte ich Ursach anders von Euch zu denken! Denn ein schönes junges Mädchen ist freilich ein großer Schatz, das wissen wir Alle! In Herzenssachen ist niemand ehrlich und ein Gärtner läßt sich die Mühe nicht dauern, bei Zeiten eine edle junge Rebe zu legen, die ihm die nächsten Jahre erst Trauben bringt. Es wäre viel besser und sicherer, wenn Jeder sein Weib als Kind heirathen könnte, um es sich erst zum Weibe zu ziehn, und Liebe in seine Brust zu pflanzen, wie ein Vater es thut, der deßwegen mit seinem Kinde weit rechtschaffener lebt, als Mancher mit seinem Weibe. Wir sind nicht undankbar! Drum gab ich der Mutter den Trost, ihre Rosalia würde ein gutes Weib werden, und einen glücklichen Mann machen, wenn es der Räuber auch nicht verdiente! Jetzt geht nur, geht; Beatrice zupft mich! Aber man muß doch immer gleich Alles sagen was man denkt, sonst weiß man bald selber nicht mehr, was man gedacht hat und schon gesagt!« —

Sie reichte mir die Hand, mein Geld und meine Mappe. Sie hatte das Alles besorgt, Alles gut gemacht, wie sie es veranlaßt. Ich mußte lächeln, und sah in ihrem Gesicht, wie sehr der Anblick eines ehrlichen Mannes eine unehrliche That beschönigt, ja ich glaube, sie hätte sogar mich dann noch entschuldigt, auch wenn ich schuldig gewesen; so war sie voll Freude. Die Sbirren streckten die Hände aus, der Erste nach Schließgeld, der Zweyte nach Schlafgeld, der Dritte nach einem Morgentrunk-Geld; und als ich ihnen das reichlich gegeben, verließen sie mich mit einem freundlichen: »Auf Wiedersehn.« Beatrice's Mutter bat mich, den groben Gruß nicht übel zu nehmen, und sahe uns lange nach. So wanderten wir; die Mädchen voran, ich, an den schönen Gestalten mich weidend, hinterdrein, ja ich mußte oft stehn bleiben, so beklomm mir Beatrice's Wuchs und Gang die Brust, und der silberne Pfeil in dem Haar auf ihrem in der Sonne schimmernden Haupt durchbohrte mein Herz; der volle milchweiße Nacken zwang mich die Augen halb zu schließen, ich seufzte unwillkührlich, und nach und nach hingen Thränen an meinen Wimpern und rollten gefüllt zur Erde. Sie wandte sich oft um, zu sehn wo ich bleibe? und nun gewahrt' ich die rosige Wange, das edle Profil, die weiße Stirn des geneigten Köpfchens, die frischen, wie stolzen Lippen und den Blick des seitwärts spähenden schüchternen und doch schelmischen Auges. So wanderten wir durch den schönen Wald, beschattet von warmen, lebendigen Schatten, vorüber an St. Maria di Galloro mit dem jetzt leeren Kloster der Mönche von Vallombroso, vor dem ich stehn blieb. Auf dem schönen Platze am fließenden mit

Marmor gefaßten Brunnen erwarteten mich Beide. Ich nahte ihr lächelnd, die Blicke wie zu einem glänzenden Leitstern auf sie gewandt, und auch sie sah mir entgegen mit Lächeln im Antlitz. Du wirst mir zutraun, daß ich mich wohl auf Schönheit verstehe, denn wir Maler leben mit Leib und Seele ja nur von ihr; keine Abweichung, keine Eigenheit entgeht uns, denn so haben wir schauen gelernt an den von heißen seligen Gemüthern schon aufgefaßten hingezauberten Formen; so haben die Gemälde uns die Natur dann selbst noch schärfer anzuschaun gelehrt, zu finden, zu kennen und anzuerkennen was da schön ist in ihrem großen mannigfaltigen Reich der Bildungen, in ihrem schönen Menschengeschlecht, alle Stufen und Alter hinab von Kind bis Greis, und diese wieder in allen Zuständen vom Wiegenschlaf bis zum Schlaf im Sarge. Wie jedes Mädchen auch nur Braut werden sollte, um alles zu fühlen was in dem Herzen eines Weibes Ahndevolles und Seliges liegt, so sollte ein Jüngling wenigstens ein Maler werden wollen, damit das Auge seiner Seele aufgienge über alles tausendfache Schöne der Welt, in der er wandelt und wandeln soll. Das Antlitz aber, das ich jetzt sah, war eine Urform, ein Vorbild aller Jungfräulichkeit und Weiblichkeit. Und daß dieß Mädchen auf *diesen* Höhen geboren, genährt und aufgewachsen war — wie konnte das dem Götterbilde schaden? *Wo* mußte sie her seyn, *wo* wandeln und athmen! und lagen diese zauberischen Gefilde nicht in der heiligen Welt? nicht mitten in dem schönen Italien? Nun erst sah ich sie zuversichtlicher, mit meiner Phantasie verständigt an, und freute mich ihrer, daß sie *hier* wandelte und athmete, daß sie *mich* anlächelte,

und jetzt aus ihrem rein gespülten hohlen Händchen Wasser aus dem Rohre fing und trank, und das Händchen mir nicht entzog, als ich wie mit einem unschätzbaren Becher auch mir damit Wasser schöpfte und daraus trank bis meine Lippen den rosigen Grund des Händchens berührten und immer noch schlürften, wie küssend; als ich wieder damit schöpfte, und sie das Wasser zwischen den Fingern entgleiten ließ — um mich zu necken! — Rosalia sahe das still, und kaum ein leichtes Lächeln flog über ihr Gesicht. Wir konnten kaum los kommen von dem wie bezauberten Orte, denn die Bezauberung lag in uns! In uns, ach, nicht in mir allein. Denn was soll ein Mädchen lieben an einem jungen Manne als die Liebe? denn die Schönheit, die sie an sich trägt, erweckt sie ihr ja, und sie weiß es! Und Beatrice sah die junge Liebe schon ganz und in voller Blüthe, wie ein Veilchen schon ein Veilchen ist, das kaum aus dem Grün sich gelöst, und halb noch in Blättern verbirgt. Ich fühlte die Glut, meine und ihre verstärkt, wie wenn die Sonne in Feuer scheint. Denn das war nicht Maler-Wohlgefallen — das war menschliche, jünglingshafte Begeisterung. O Geheimniß der ersten Stunden der Liebe, leises Aufbrechen, verhülltes Werden, göttliches Entfalten durch wenig Blicke aus Augen in Augen, durch gelispeltes Hauchen aus Seel' in Seele! Und doch schmelzen sie zwei Wesen zu Einem, fester, ewiger als die Felsen, und das Erz in ihren Adern. O hätte der Weg doch unendlich gedauert! Weiß ich doch nicht wo ich gewandelt! es war nur ein Schweben, ein Seligseyn in einem offenen großen Gebäude — voll Licht und Farben, Säuseln und Glanz — das man die Welt heißt! So lag denn die alte

Hauptstadt der Volsker, Velletri auf seiner Höhe vor uns, von mir kaum betrachtet; ich spähte nur nach dem Hause, wohin Beatrice zu ihrer Mutter Schwester deutete und führte. Mit einer innern Freundschaft und Vertraulichkeit, wie mit Blut und Leben zu dieser Familie gehörig, blieb ich dort, und überließ es dem Fürwort Beatrices und der Fürsorge des Weibes mich darin einzurichten, wie sie vermöchten. Als Beatrice Rosalia zu ihrer Mutter führte, dachte ich an keine Freude derselben — ich empfand nur schmerzlich die erste Trennung von ihr; und ich lebte gleichsam indeß bis sie zurückkam nur von dem Blick, den sie mir gab und zurückließ, als sie aus der Thür trat, und dann draußen zum offenen Fenster in das Zimmer sah, eine Rose nach mir warf und sagte: das ist die Erste!

Villeggiatura.

So lebt' ich denn nun bei der Santola, bequem, und was die Lage, die Aussicht betraf, entzückend. In der Ferne das Meer, im Meer die drei kleinen Eilande -- das Trieregno di Nettuno — links nach Neapel hinab: Monte Circello, rechts Civita Lavinia, das die Ilier gebaut, und rund umher Gärten, Haine und Weinberge. Auch die Santola besaß einen Weinberg; dort und im Hause gab es Geschäfte, und Beatrice war wie gerufen jetzt zu ihr gekommen, denn sie ward krank, und Sabbatelli — ihr Mann — bewegte seine Schwägerin in Ariccia: die Tochter ihm zum Beistand, der Schwester zur Pflegerin, und somit mir zur täglichen

Freude der Augen, zur Wonne des Herzens, zur Fülle der Liebe zu lassen. — Und die Italienerinnen gestehen Nichts zu, keinen Finger, kein Haar — oder gewähren dir Alles, nur um dich ganz zu überzeugen: sie lieben dich! sie seyen werth, daß du sie liebst, um dir an ihrem schönen Herzen, dem Reichthum all' ihrer bezaubernden Herrlichkeit, nicht den kleinsten Zweifel zu lassen, bis du verstummst, überwältigt von der Macht ihres ganzen Wesens, daß du selbst nicht einmal über die Lippen zu bringen vermagst, es nur fühlst in dem zuckenden Herzen: das Weib ist der schönste Juwel der Erde, ja, wie die vermenschlichte wonnebegabte Erde selbst. Dann sind sie zufrieden, nicht stolz, nein: sanft und selbstvergessen wie Eine der Göttinnen, mit Liebreiz umgürtet, dir hold wie ein Kind! — Beatrice war vielleicht — denn ich weiß es nicht — gleich jenen Beseligenden Allen. Aber, mein Freund, ich war ich. Es gibt Menschen, die fast ohne Ahnung eines Göttlichen sind, die in der Natur, wie in einem großen wohleingerichteten Gasthaus leben für ihr Geld, für ihren Rang, ihre Schönheit, ihre Talente, und die aus Nichts, selbst aus dem Götterbilde, dem Menschen, dem Weibe, der Jungfrau Nichts machen, als was diese selbst aus sich machen. Das ist nun bei Vielen leider nicht viel, und diese eigne Geringschätzung, oder doch nicht Ehrung bis zu ihren wahrem hohen Werthe ist der Jammer der Zeit, der Quell alles Elendes von Innen und Außen, das die Menschen dann doch verwundert und unwillig dulden! Wie dem nun sey, ich preise den glücklich, der Viel aus der Welt macht, und mehr noch aus einem Geschöpf, und das Meiste aus dem, das er liebt. Denn die Liebe ist eben die Kraft

einer reinen Seele, das Göttliche in dem Göttlichen wahrzunehmen und so zu verehren. O große Kunst! o schweres Bemühn! und doch so Vielen unmöglich — die nicht lieben. Ich aber liebte. Nun war ich erhoben, geborgen; nun war es Beatrice mit mir. Das sey dir gesagt, damit du sie in den Tagen, die du nun bald mit ihr erleben sollst, nicht lieblos beurtheilst, nicht mich, sondern sie treuverstehend und liebevoll wie sie es verdient, das heißt ja nur menschlich, als ein Weib! —

Ich malte Beatricen in ihrer freien Zeit an den schönen Morgen, den blühenden Abenden oder des Sonntags in dem Zimmer bei gedämpftem Tagesglanz. Schön will Jede seyn, jede ein paar Tage länger eine Sterbliche scheinen als der Tod und die Erde gewähren. Ihr Portrait war in erster Glut vollendet, und sie selbst sahe nun erst recht: wer sie war! Sie hatte sonst immer reiche Mädchen beneidet um ihr Bild, das sie gleichsam verkläre, und jetzt erstaunte sie über sich selbst, und aus einem jungfräulichen Uebermuth küßte sie zu meinem Danke — die Lippen des Bildes. Du kannst glauben, daß dieses nun um sie und über ihr schwebende ätherische Wesen einen zauberischen Einfluß auf sie ausübte, eine Kraft: sie gelaßner in ihren Bewegungen, stiller in ihrer Freude, noch viel sauberer in ihrem so schon so sauberen Anzug, sorgfältiger im Flechten und Winden ihres Haares zu machen, sie ward vornehmer, sinniger dadurch, weil sie Sinn dafür hatte: schön zu seyn.

Mit Hinzufügung einiges Weiblichen im Charakter vergönnte mir ihre edle Gestalt sie als Juno zu malen, Juno todt und zu Grabe getragen in Argos — wo die Pyramide

noch heut zu sehen ist. Mit solcher Liebe und Andacht, mit solchen wonnigen Thränen hatt' ich noch kein Bild gemalt. Ich träumte davon, sie träumte davon, und sie meinte eines Morgens, das bedeute ihr selber den Tod. Besser gefiel sie sich als Aphrodite, verwundet zum Olymp jagend aus dem Gewühl der Sterblichen. — Du wunderst dich, du bezweifelst den Fleiß in der Ausführung, daß ich drei große Bilder in einem Sommer nenne! — Wenig und schlecht! Viel und gut! so heißt es mit Wahrheit beym Künstler, der einer ist. Auch meine Arbeit wäre viel besser gewesen — ich sage damit noch nicht gut — wenn ich noch rascher gemalt, in einem Erguße des Geistes. Wie oft glaubt' ich während der Arbeit zu sterben; und wahrlich, der hat noch nie die wahre Begeisterung empfunden, der nicht so lange nur noch zu leben wünscht, bis er dieses, nur dieses letzte Werk vollendet! der dann nicht gern sterben will, wenn es so seyn muß. Und der Künstler verfällt in neue Todesfurcht mit jedem neuen Werke, das aus ihm ins Leben treten soll, und als ein Göttliches ihn anschauert in seiner Sterblichkeit. Ein Werk, das ohne diese Furcht vor dem Tode gemacht wird, ist nicht von Oben empfangen, — sie ist der, den andern Menschen geheime, Probierstein für den Künstler.

Rosalia war aber nicht zu bewegen — zu einem Bilde zu werden, wie sie sagte; und als ich sie heimlich gemalt, als sie sich sah, weinte sie, glühend vor Scham, und vermied das Haus. Sie empfand zu viel Ehrfurcht vor solchen Erscheinungen, wie ihr Bilder waren; das ging aus ihrem Wesen hervor.

Ich hätte, wie billig, von diesen Arbeiten geschwiegen, nach meiner Art, oder die Wahrheit zu sagen: nach meines Vaters Lehre, der einzigen, deren ich mich erinnere: Nie vor Andern mein Werk zu tadeln. Da ich nun immer selbst am wenigsten damit zufrieden bin, so bleibt mir nur Schweigen übrig. — Du siehst, ich bin ein folgsamer Sohn, obgleich der Vater lange todt ist. Aber ich hatte die Bilder nach Rom zu einem Freunde gesandt, um sie sogar — zu verkaufen an bedeutende Fremde im Vaterlande; und das alles nur — entschuldige den Liebenden, Eitlen auf seiner Geliebten Schönheit: um Beatrice öffentlich sehen, bewundern zu lassen, und doch verhüllt, verborgen, indeß sie allein und einzig die Meine blieb — wie hinter dem Bilde, in der seligen unbekannten Ferne, in der wir uns sahen und liebten. Ich wähnte, sie werde gleichsam dadurch erst, wenn sie in der Welt der Künstler und Liebhaber, in den gefüllten Sälen der Großen in gebildeten Städten der Heimath aufgehe, auftrete. Thöriger Wahn! Ist nicht Alles vor und nach der Kunst sein eigen? lebt es nicht sich selbst und Andern, und stirbt? Und doch ist das der Wahn, der alle jungen Gemüther bedrängt: hinaus zu treten, sich selbst zu zeigen, oder die Gestalten, die Kraft ihres Geistes! das ist der Wahn, der Cäsarn in grauen Haaren noch über den Rubicon trieb!

Zuerst bekam ich von meinem Freunde aus Rom einen Brief über die Bilder, in welchem die Verwunderung vorwaltete: woher mir um himmelswillen solche Erscheinungen in meine Seele gekommen! Das Lob war alles auf das im Bilde dargestellte — überirdisch-schöne Wesen ver-

wandt, ja verschwendet! und doch nicht! — denn ich kannte, ich hatte ja Beatrice! Und aus einer, kaum mir gestandenen Eifersucht antwortete ich nicht so, wie die Gerechtigkeit gegen meine Natur (das lebendige Modell zu Bildern) von mir forderte: daß kein beschränkter Sterblicher aus seiner — wie ein Nelkenableger abgetrennt von seinem Mutterstocke — blühenden Seele, so Hohes, Einziges Neues und Schönes hervortreiben könne, als die Mutter Natur aus ihrem Geiste voll Reichthum an unerschöpften Gedanken, an Sinn und Zartheit sie auszudrücken, an tausend Zaubermitteln in ihrer Werkstatt, am bildsamsten, lieblichsten Stoffe sie auszuführen! Das, was die Natur gebildet, nur nachzuempfinden, ist schon ein göttliches Talent; es nachzutäuschen menschliche Schöpferkraft.

Dieses bedenkend fing ich an zu zittern, daß Jemand, der meine Bilder geliebt — gekauft, nun Beatrice sähe!

Da rollte eines Mittags ein Wagen mit vier Pferden vor meine Thür. Ein Herr stieg aus und übergab mir einen Brief von meinem Freunde in Rom, und eine fast lächerlich große Summe Goldes in schweren Rollen für die Gemälde.

Ich rieb mir die Stirn.

Ich kannte den Herrn! Er war ein sehr reicher Ausländer, den wir seiner geschnürten Gestalt, seiner ihm in das Gesicht hängenden Locken wegen nur den russischen Knes nannten. Er hatte den Grundsatz: keine Grundsätze zu haben, nicht einmal böse, geschweige gute; sondern sich wie ein Autokrator, in und aus dem unseligen Reiche seines Gehirns vollständig gehen zu lassen, so weit als die unsichtbaren Mauern des Übereinkommens, die Vermachstangen fremder Ge-

hege und die gelegten Selbstschüsse der Leidenschaften Anderer die seinen nicht schwerverschiebbar hinderten. Sonst vermied er es, und seine Wildbahn war noch unüberseh-lich und ermüdend groß; und obschon in den Jahren wo Andere gesetzt sind, lief er noch immer in seinem Labyrinth umher, in welches er sich freiwillig verirrt, als in den schönsten Pallast. So glaubte er, als eine wahre Ausnahme, ein freier Mann zu seyn, den kein Wahn der Menschen befange, kein Vorurtheil hemme, kein Gewissen dupire. Er fehlte also nicht mit Absicht, da er keine hatte, wie keinen Zweck im Leben, keine Aufgabe im Herzen; er war vielleicht noch daheim in der verborgenen Werkstatt des großen Meisters ein leeres, kaltes Vorbild zu einem Menschen gewesen — denn er war schön — und wie ein Bild der Türken, war er in das Paradies der Welt geschwebt: eine Seele zu verlangen, seinem Meister Vorwürfe zu machen, und ein Gehülfe hatte ihm dann nur Augen und Zunge gegeben, um müßig zwar in der Welt zu genießen, zu sehn wie schön sie sey, jedoch ohne eine Ahndung von wahrem Leben in sich zu tragen, selbst diese nicht: daß er nicht lebe. Mit einem Wort: er war eine hohle Traumgestalt, die doch schreckt oder entzückt, wie der Schlafende, dem sie ans Bett gesandt wird, nun träumen soll — dem Wachenden aber: nicht einmal ein Gespenst.

Sein Charakter schloß indeß nicht Vorliebe für gewisse Antiken und neue reizende Gemälde aus, wie er überhaupt aus Gewohnheit alle Bedingungen erfüllte, um rühmlich in der Gesellschaft zu figuriren. Er hatte die Bilder bei meinem Freunde behandelt, nur den kleinen Finger, nach seiner vornehmen Weise darauf gegeben — sie waren

durch ein Versehn bei dem Freunde verbrannt, und dennoch eilte er desto mehr sie mir zu bezahlen, und sie neu zu bestellen, indem er noch die Cartons bei mir vermuthete. Der Freund, selbst ein Maler, entschuldigte sich beinahe kläglich in seinem Briefe; denn er wußte wohl: daß kein Künstler arbeitet und Gold nimmt — um nicht gemalt zu haben, sondern weil er gemalt hat, und daß Keiner seine Werke, um den doppelten Preis sogar nicht, verkaufen würde, wenn es Bedingung wäre, daß sie der Käufer zerstöre, ja nur verletze!

Ich empfing ihn also doppelt verdrießlich.

Dreifach aber war er mir unwillkommen, als Beatrice aus Neugier das Glas Wasser ihm brachte, um das er gebeten. Sein Erstaunen mußte sie selbst in Erstaunen — stellen, denn wie er vor ihr stand, stand sie vor ihm, bis sie in Lachen ausbrach, als ihm das Glas aus der nicht mehr beachteten, nicht empfundenen Hand auf den mit gefirnißten rothen Steinen getäfelten Fußboden des Zimmers fiel. Sie winkte mir lächelnd und war verschwunden.

Er war verlegen. Er schien nicht mehr die Gemälde bestellen zu wollen, sondern ganz etwas Andres im Geiste zu verarbeiten. —

»Also das ist sie!« sprach er. »So hat mein Begleiter doch Recht gehabt: Ihre Bilder wären nach der Natur gemalt; denn so individuel, so bestimmt, so bedingt bis auf das kleinste Härchen, vermöge keine Phantasie etwas aus sich hervorzutreiben! Diese Wahrheit ist ein Unglück für mich — weil sie ein Glück ist für Sie. Das ist ja klar! Und aufrichtig gesagt — denn ich ehre Sie — wenn wir andern armen

Schelme das liebe Geld und die werthen Güter nicht hätten, nicht so leidlich aussähen, und reden könnten wie ein Buch, so möchte ich« (— wechselte er im Stil —) »als Liebhaber mit keinem Künstler auf die Wage der Liebe treten, besonders wo noch unschuldige Kinder, die das Beste und Schätzbarste am Menschen begehren und sehn, mit ihrem Zünglein den Ausschlag geben. Wenn aber der Künstler zu seinem Talent, seinen Werken, zum Überfluß auch noch schön ist« — (er lächelte dazu) »noch Gold hat, von Rang ist — wie ich von Ihnen im Vertrauen gehört, so empfiehlt sich Ihnen billig Ihr Freund und Verehrer!«

Und so that er auch.

Unten im Hause war Beatrice beschäftigt, und um mit Ehren stehn bleiben zu können, ersucht' er mich nur um die Wiederholung des Portraits. Ich verweigerte zweimaliges Gold dafür. Mit artiger Wendung wollt' er es Beatricen, als dem Original »für ein Stündchen Sitzen« anbieten, aber sie erwiederte fein und stolz: »ich nehme nichts dafür, daß ich bin.«

Und so rollte der Wagen fort. Und doch — war das nun Alles ohne Eindruck, ohne Folgen? — Auch das nicht, wie Nichts in der Welt! da sie eben nichts ist, als eine unübersehliche Masse von Kräften und Schar von Ursachen.

Ich malte sie also wieder, meine Beatrice; aber nun mit ganz anderem, oft sehr schwerem Herzen, woran meine Liebe zur sogenannten Künstlerfreiheit Schuld war; denn nichts Anderes hatte ich zu bedenken. Und unter dem Anschaun ihrer Züge bedacht ich meinen, durch sie, wie durch eine mildere nahe Sonne, reifenden Entschluß. Der Künst-

ler ist ausgeschlossen durch sein einsames Denken und Arbeiten von den meisten Vergnügungen anderer Menschen. Was sie bewegt, bewegt nicht ihn. Er arbeitet gern, er muß, und gält' es sein Leben — aber destomehr mahnt ihn dann der Mensch, der Mann — und er hat nicht Zeit zu prüfen, zu wählen, nach Allem zu gehn; so lernt er das Edelste nicht kennen, das Herrlichste ihn nicht, und so ergreift er in Hast von der Welt was ihm am reizendsten scheint: den Wein und die Mädchen. Aber das fördert, erhebt ihn nicht, es zieht ihn herab, ohne ihn fesseln zu können, und beschränkt, verwirrt, verdirbt ihm sein reines Gemüth; denn Ruhe der Seele, volle Gesundheit gehört zu künstlerischem Schaffen; aus Leiden und Noth, aus einem Bewußtseyn voll Schmerzen und Sünde ist noch kein göttliches Werk hervorgegangen, nur aus reiner Wonne — der Mutter von Allem was lebt — und heiligem Ueberschwung der Seele. Aber bedarf er des Sinnlichen und des Menschlichen, vom Glanze des Thaues, vom Schimmer der Seide, der Falte im Gewand und dem Schatten im Schatten an, bis zum Lächeln der Liebe, der Mutterfreude, zum Verständniß der Schönheit und des Lebensgeheimnisses, um von Menschen verstanden und geliebt zu seyn; bedarf er einen Halt im Leben, Jemanden, der ihn der menschlichen Sorgen überhebe, bedarf er der Freude am Leben — wo nimmt er das Alles nun her in Einem? Kann er es rauben diesem und jenem Manne oder Weibe? es erwerben in üppig durchschwärmten Nächten? kann er es zusammenstellen wie ein Bild, aus lauter fremden Gesichtern, aus schönen Mädchen wie Engeln, und aus geborgten Kindern? Das ist ein Wahn, dem

ihm nur eine Erfahrung benehmen könnte, die er verabscheut! In dem Einen, dem Seinen: dem eigenen Weibe, den eigenen Kindern, dem eng zusammengehaltenen Leben liegt für ihn alle Wonne des Alls, und der Schlüssel zu dessen Verständniß, zu allen Freuden und Leiden, zur Unruh der Lebendigen und zur Ruhe der Todten — wenn das Herz, das Gefühl des Künstlers zu bilden, zu nähren und reich und voll zu erhalten sein Kunstquell ist. Statt ein schwebendes Phantom auf Erden zu bleiben, wird er ein Mensch, er hat Jemanden, für den er immer auch ohne Bestellung arbeiten kann, der ihn liebt, ihn lobt, den er glücklich macht durch Werk und Leben, der ihm einst die Augen zudrückt im Tode, und ihn redlich beweint. So liegt es denn nur an dem Willen, dem Suchen und Finden. Denn auch für den sonderbarsten Künstler gäb' es ein Weib — aber es sey keine an Streben wie er, sondern die reinste, die einfachste frömmste Seele in einem schönen jungen, Aug' und Herz erquickendem Leibe. An einem solchen Weib' ist noch kein wahrer Künstler verkümmert, aber Viele sind untergegangen ohne ein Solches, vor der Zeit und ohne den Ruhm und die Werke, die sie doch schaffen wollten, geschaffen hätten, im Äußern beglückt wie im Innern. Denn des Künstlers Geist sey noch so reich, so wunderlich, so scheinbar erhaben über die Menschheit — sein Herz soll dennoch voll Liebe seyn, und sein Leben der allgemeinen schönen beseligten Menschheit gleich bis auf die größte Kleinigkeit. Denn der Mensch ist ein Künstler, darum soll der Künstler ein Mensch seyn. Kann er wo frei und froh seyn, so ist es bei den Seinigen; und sein verständiges Weib wird seine

Träume nicht für sein Leben halten, und er bedarf es nicht, sich zu erniedrigen unter die Menschheit, um über sie unter die Götter zu schweben. Und wenn ich ihn nicht verachten soll — daß mir niemand komme und sage: »Mache deine Studien, schaue dich satt an allen schönen Formen; ich verlange vom Manne geringere Züchtigkeit, loseren Anstand, freiere Sitten, gemeinere Gesinnungen als von dem Weibe, die zum Pinsel oder, was Gott verhüthe, zu Meisel und Schlägel greift — das Einzige fehlte uns noch.« — Ich aber ehre mich als so züchtig und zart wie die zarteste Jungfrau, wenn von dem Sinne bei Studien Rede geht. Mehr Stärke aber haben wir als das Weib, von dem, was wir sehn, nicht hingerissen zu werden, als sey das Mittel, das wir bedürfen, die Sache. Wer gelassen sieht, der bleibt gelassen wie die Sonne; wer fromm mit Natursinn sieht, was auch die Natur gebildet, der wird dadurch nicht ruchlos, und es ist zum Erstaunen, wie viel einem reinen Gemüth erlaubt ist, welche größere Schöpfung ihm billig aufgethan ist! ja die Heiligste, Geheimste, Herrlichste! Also ohne den Reiz, den Wunsch es zu besitzen, schaue wessen dein Auge bedarf zu deinen Werken, das verdenkt dir kein Weib, keine Italienerin, und welche sonst vernünftig ist unter diesem Geschlechte.

Beatrice lächelte zum guten Augenblicke, ohne zu ahnden was ich dachte.

Sollte ich nun die Schönheit malen, die rosige, schneeige Fülle, den Nacken, die Brust, das Lächeln, das Auge, ohne sie zu lieben? (Vielleicht sollt' ich nicht). Denn wenn ich auch blos Auge war, Lebendiges auf das Malertuch niedertrug, so lispelte es doch immer in mir: o wie schön, wie

himmlisch ist das! wie besser, wie herrlicher als dein Bild; deine Bilder — um welche du auf das Herzigste der Erde verzichten willst; — wie belebt! und ach, wie einzig! wie liebevoll — siehe, wie sich ihr Busen hebt, wie ihre Lippe schmachtet, ihr Auge glänzt! Dann fühlt' ich mein Herz klopfen, die Augen verdunkelten sich mir, ich legte den Malerstock weg, schob die Staffeley zur Seite — und die Sonne des Mondes, das Urbild meines Bildes stand auf, es sprach, es glühte und legte die Hand auf meine, sie war warm, sie bebte!

Sollte Sie es nun nicht seyn, die mich beglückte als Menschen, und auch als Maler! die mir das Leben aufschloß und alle seine Geheimnisse? — liebt' ich sie nicht? und liebte sie mich nicht, war sie nicht rein, einfach und fromm? —

»Du solltest mein Weib seyn!« sprach ich weich und ohne Gefühl der Erde. Und sie bebte sanft, sahe in ihren Schooß und lispelte nur: „Wann denn? wo denn? Du Lieber!«

So war unsre Verlobung.

Der junge Tobias und der Engel.

Die Sentola freute sich unser; selbst der Sohn vom Hause, ein angenehmer Jüngling und von Beatrice's schönem Wesen in stillem Herzen erfüllt, und nur zu bange, zu scheu vor ihr, brachte uns seinen Glückwunsch in heut ihm von der Lippe strömendem Lobe derselben dar, wozu er Thränen vergoß.

Den nächsten Sonntag, ein wundervoller ruhiger, echt

italienischer Tag, wie der Himmel gleichsam mitfühlend dem uralten Lande mit schweigender Milde schenkt, wandelten wir nach Ariccia — nach dem Jawort der Mutter.

Selige Wanderung! wie oft standen wir vor Entzücken, wie oft setzten wir uns auf die grünen Matten, seitabwärts vom Wege, unter die hohen Bäume mit buntem purpurnem Laub, wie sie der Herbst dem Frühling zum Trotz köstlich und wunderlich schmückt! ja wie ermüdet vom Gange, hielten wir uns mit den Armen umfangen, ruhten mit dem Kopf aneinander geschmiegt, träumten und schliefen ein, vor nichts als geahndeter und schon über uns ausgegossener Wonne.

Wir erwachten und wußten nicht, ob wir mehr auf der Erde waren. Sie schien sich zu besinnen ob ich ein Jüngling sey, ich: ob sie ein Mädchen sey, — denn in unserem Herzen wohnte nur ruhige Liebe, in unseren Augen ruhte nur die ewige Bläue des Himmels, und wir empfanden keine Sehnsucht nach Menschen, nach Neuem und Altem, da wir nichts bedurften als uns — und uns hatten, Lippe an Lippe, Locken in Locken.

Aber die tiefe, die alte Stimme der Seele, die immer leis sich regende Erinnerung: Menschen zu seyn, der Anblick der gewohnten Erde, ja der Zug der Wolken erhob uns, und hieß uns weiter wandeln. —

Welche Mutter sieht nicht gern ihr Kind beglückt! wie Viele lassen ihm sogar das nach, was sich nicht ziemt, und lassen es ungemerkt ihm angedeihen, aus mißverstandener und übereilender Liebe. — Wie hätte Beatricen's Mutter nicht eingewilligt, ihr geliebtes Mädchen ferner und fortan erst recht glücklich werden zu lassen, und

endlich mit den Jahren so sehr wie sie es war: eine wohlgerathene Tochter an Den zu verschenken, der sie liebt. —

»Weißt du noch, Beatrice,« sprach sie lächelnd, »als du klein warst, und ich dir sagte: wenn du groß und schön wirst — schenk' ich dich weg! und du batest und weintest: liebe Mutter, schenke mich nicht weg! ich will ja mein Leben lang klein bleiben, um immer bei dir zu seyn! — Bittest du heute nun nicht selber darum: schenke mich weg? siehe, das ist nun der Mann, den ich meinte! und du weinst wieder, aber ich denke nicht darum. Nun weine mir nicht! das ist der Weg der Menschen. Meine Mutter schenkte mich weg, ward alt, und schläft nun in Ruhe; und ich werde alt werden — und du wirst deine Tochter dahinlassen und in Ruhe schlafen, und schäme dich nicht einst auch glücklich zu seyn nach meinem Tode, denn ich war lange glücklich vor deiner Geburt, ohne dich zu kennen und zu sehn. Rechne dann mit mir ab, mein Kind! und lächle mich an! Gedenken können wir wohl an solchem wichtigen Tage des Allen! wer wird denn immer sein Herz verschließen, und allein tragen, was er ja doch empfindet! was ihm stockt und den Sinn nur dumpf macht. Lieber Alles vom Herzen gesagt, geweint, gelacht, und ein Fest daraus gemacht, nachdem es nun ist. Ist doch Alles von Gott geordnet, wir können nur Alles erleben. Das Leben selber ist schon erdacht, und wird alle Tage fertig für Tausende. Ich freue mich, daß wir so weit sind! und mir ist wohl, recht wohl!«

Dieser guten Rede zu folgen, machten wir denn ein Fest aus unserem neuen Stande, der schönen Zwischenzeit, wo die Mädchen noch mit uns reden, und schon die Frauen, wo keins noch von uns scheidet, uns noch nicht willkommen

heißt, und doch aus Aller Augen-Fülle von Freude unter Lächeln über uns strahlt, und das in Worten uns sagt, was Himmel und Erde uns nicht zu sagen vermögen, oder lieber: es sagen aus »der Menschen sterblichem Munde.« Kein Verdacht belauscht uns dann mehr, und alles vorher Getadelte, ja Unselige geht durch ein einziges Wort — das uns an das Gesetz der Natur geknüpft — in ein Stillgebilligtes und ein Seliges über! — Wenn du, o Freund, einmal vielleicht über dem grünen See von Genfano auf dem uralten hohen Thurme stehst, und hinab in den Spiegel der taurischen Diana schaust, wenn sie als Vollmond jetzt entgöttert vorüber schwebt, und der fühllose See noch seine Pflicht erfüllt, und wie einer Todten Bildniß geheimnißvoll und unergründlich und immer noch reizend wiederstrahlt, wenn es dich lockt hinunter zu sinken; — oder wenn dich der Hain von Nemi umsäuselt, und der Hauch vom Himmel wie ein Geist ihn durchzieht, und die Blätter bewegt — wenn du auf dem hohen Berge über Castell Gandolfo, wo Jupiter thronte im Tempel Latiums, jetzt neben dem kleinen Kirchlein bei dem Eremiten verweilst, gedenke an uns! gedenke an uns, wie ich jetzt selber unsrer gedenke, Beatrice's und mein. —

Endlich gingen wir wieder nach Velletri. Es war Weinlese, und schon auf dem Wege, in den Weiden vor der Stadt, hörten wir frohe Gesänge, und wendeten uns in unseren Weinberg. Beatrice kelterte — wenn du ein schönes Mädchen mit sauberen Marmorfüßchen, bloßen Armen und Nacken und rosigen Wangen in Eifer mit lächelnder Mühe und mühsamen Lächeln keltern gesehn hast, lieber voller Mond! Zu dem langen Gebäude voll großer Fässer mit Most, schien durch das

offene Thor die Sonne herein, brütete gleichsam über den großen Tonnen wie Eyern, worinnen, wie Amor einst in der Rose, jetzt Bachus schlafend reifte. Ihr goldner Strahl umwebte sie; Tausende kleiner Fliegen schwirrten berauscht in dem Lichtstrahl wie flimmernder geflügelter Staub, und Beatrice leuchtete in dem Glanz. — Ich saß und zeichnete sie, während lustige Gäste aus der Stadt, vom Moste berauscht, um ein leeres kleines Fäßchen auf der Erde vor ihnen tanzten und sangen, Einer nach dem Andern mit jauchzender Geberde es umkreiste, und anrief:

Tu mi facesti,
Tu mi facesti
Ubriacon'!
Ubriacon'!

Darauf zogen wir nach Hause. Auf der Hauptstraße aber waren wir genöthigt, an die Seite zu treten, denn Trompeten verkündeten einen Aufzug in Fiocchi. Prächtig gekleidete Diener schritten voraus, jubelndes, Blumen und Lorbeerblätter streuendes und werfendes Volk verhüllte den Anblick des Zuges. Eine Trommel war hindurch zu hören. Jetzt nahten vier weiße Pferde in Prunkgeschirr, ein Staatswagen rückte langsam näher, Diener standen hinten im Ueberflusse darauf, Alles hob sich auf die Zehen, um zu sehen, wer darinnen sitze, und so gewahrten wir dann ein weiß gekleidetes Mädchen, glühend vor geweinten Thränen, mit dem Tuche die Augen sich trocknend, im Haar einen kostbaren Kranz wie eine Krone, und der Herold rief: Eccovi l' imperatrice della Fede romana; und ich erfuhr in flüchtigen Worten von Beatrice,

daß um die Jugend anzufeuern und zu belohnen durch Ehre und lautes Lob und freudige Anerkennung, das Mädchen, welche unter Allen am besten bestanden in dem Religions-Examen in der Cathedrale, so belohnt werde, wie ich gesehn, so gepriesen und genannt, wie ich gehört.

Ich freute mich, aber ich erstaunte — und doch kam es mir ganz natürlich vor, daß es Rosalia war, die von den vier weißen Rossen gezogen ward! sie sahe uns an, sie grüßte uns nicht, sie kannte uns nicht vor Sättigung mit stillem Entzücken. So fuhren sie hin durch alle Straßen der Stadt, die Trompete schmetterte, der Herold rief, die Menge segnete sie und strömte nach.

»Wir sehn sie bei ihrer Mutter«, sprach Beatrice. »Das liebe Kind! ja so war sie, sie hat es verdient! Ich erinnere mich noch, wenn ich sie als kleines Mädchen mit ihrem Hütchen auf dem Kopfe hinaus ins Grüne führte, und der Wind vom Himmel wehte, und sie glaubte: die Engel wollten sie im bloßen Köpfchen sehn, oder ihr schönes Hütchen haben! Sie lachte dann, so klein an der Erde laufend, laut und entzückt, hielt ihn mit beiden Händchen schelmisch, und doch gutmüthig fest, oder band ihn los, und ließ ihn dem Hauche, in den Blumen damit zu wehen; und sahe bald hinauf, bald hinab, und zürnte auf die verbergenden Wolken! Wie selig muß sie jetzt seyn! Du kennst sie.«

Es war aber jetzt nicht möglich, vor Andrang Begrüßender und Zuschauender in das Zimmer zu kommen. Wir beredeten also ein Anderes. Wir besuchen sie auf den Abend als der junge Tobias und sein Engel! selbst das Hündchen darf nicht fehlen! Sie kennt uns nicht, wir nehmen die feinen,

feinen und gar so schönen Wachsmasken vor, die Kleider sind da, so begrüßen wir sie, und bringen Geschenke.

Wir stritten uns nur, wer von uns den Engel vorstellen solle; sie wäre mir lieb gewesen als der junge Tobias, ich ihr als der Engel. Aber die Santola entschied: ihr Sohn solle für allen Dank seiner stillen Leiden der junge Tobias seyn! und so war denn Beatrice der Engel.

Es ist zu natürlich, und keine Eselsbrücke des Künstlers: nach lebendigen Bildern (Tableaux) zu malen, oder doch zu entwerfen, anzuordnen, zu berichtigen, und sey es auch nur einen Faltenwurf, Lichter, Reflexe und Schatten. Der Landschafter thut es ja auch. Die Natur ist ja das Kleid der Ideen; soll ich meine Ideen nicht in ihre gewählten Schöpfungen kleiden? Und so lag Alles bereit für ein im Geiste schon fertiges Bild, selbst die wunderschön und zart gearbeiteten Wachsmasken, nach meinen Zeichnungen ausgeführt. — Es ward finster; die Geschwisterkinder verkleideten sich, sie gingen, ich folgte zugleich, und ich vermag es nicht zu beschreiben, was ich empfand: das jungfräuliche Wesen als Engel zu sehn! Gibt es denn in der ganzen Welt etwas Reizenderes, als ein schönes Mädchen in schöner Maske? Sind das noch Augen, oder ist es himmlisches geheimnißvolles Feuer, was dich aus den offenen dunklen Wölbungen anglänzt und blinkt! Und das Herz und seine Schläge, die deine Hand fühlt — was ist das! und das Lispeln hinter den unbewegten Rosenlippen — woher raunt es dir doch! — Sie wandelten, und wenn Blitze die Straße erleuchteten, wenn ich die himmlische Gestalt sah, plötzlich erscheinend, plötzlich verschwunden, fühlt' ich nach ihrer Hand, welche die meine

drückte; ja ich hielt sie im Gange auf, preßte sie umschlingend an meine Brust, suchte ihre Lippen, und sie neigten sich aus Gewohnheit und in der umgebenden Nacht den meinen zum Kuße; aber wie waren sie herb und kühl, und von großen, aus den Gewitterwolken fallenden Tropfen benetzt! — Unverstandene Schauer! selige Nacht! —

Vor den erleuchteten Fenstern blieben wir stehn. Wir sahen im Hintergrunde des Zimmers den von den kunstgesinnten, ein jedes Fest geschwind, leicht und schön schmückenden Italienern, aufgerichteten und mit Goldstoffe behangenen Thron, und unter dem Baldachin saß die erhobene und gefeierte Rosalia. Andere Kinder umgaben die Stufen. Mädchen brachten ihr allerhand Geschenke, hielten sie noch auf den Händen, oder hatten sie schon hingestellt, und hingebreitet, von welcher Art sie nun waren. Selbst Leute aus den Vignen waren zugegen, und zeigten ihren Kindern das also geehrte Mädchen, das halb müde, halb krank, bald blaß, bald roth im Glanze der Kerzen, von Gefühlen betäubt, über dem allen erhoben da saß. Desto mehr sprach] und weinte die Mutter, empfing und dankte, oder saß in Gedanken, während das dünne Wachsstöckchen, das sie wie im Traume hielt, ihr bis auf die Hand eingebrannt war, und sie weckte — daß sie lachte.

Es fiel heftiger Regen. Wir eilten hinein. Es donnerte, es zuckte ein Blitz, es schlug in der Nähe ein, alle bekreuzten sich, fuhren auseinander — *da trat der Engel ein!* Tobias folgte, und selbst das Hündchen fehlte nicht.

Rosalia sah starr auf den Engel. Furcht trieb sie hinunter, Scheu hielt sie oben. Und so schloß sie leicht die Augen,

und die Thränen flossen leis unter den Augenliedern hervor. Die Mutter erkannte mich, drückte mir die Hände, und erzählte mir, während Beatrice sich Rosalia näherte. Und ob dem Mädchen gleich das braune Hündchen bekannt war, das jetzt zu ihr hinlief, und sich an ihren Knieen aufrichtete und sie ansah, so wagte sie doch nicht es anzurühren, als sey es das wirkliche und leibhafte Hündchen des jungen Tobias; ja sie erschrack und ward blaß, als es aus Ungeduld bellte. » Der junge Tobias « schwieg also weislich, entweder weil er ihr nichts zu sagen wußte in seinem Charakter, oder weil er die Wirkung ihrer Erscheinung auf die, heut schon ohne sie ganz verwandelte Rosalia vor Augen sah. Denn sie kniete jetzt vor dem Engel hin, mehr um sich vor ihm zu verbergen, als seine Nähe zu spüren, die wie ein Feuer, ihr Glut auf die erblaßten Wangen trieb. Selbst die ihr bekannte Stimme der Beatrice bestätigte ihr, nun mit süßer Täuschung an die gegenwärtige schöne Gestalt geknüpft, die unbekannte Erscheinung des Engels.

Ich hörte jetzt auf die Mutter.

Wenn ich als kleines Mädchen schlief und träumte, fuhr sie fort, kam immer ein anderes Kind, ein Engel, der mich küßte, auf meinem Schooße saß, im Kosen mich über beugte in die Blumen, und zuletzt mir immer meinen silbernen Pfeil, wie die Mädchen hier zu Lande tragen, aus dem Haargeflecht zog, und mir sanft in das Herz stieß. Aber es that nicht weh, und ich sehnte mich jedes zu Bettgehn ordentlich nach dem Kinde, nach dem silbernen Pfeil in die Brust, denn das Sterben unter seinem Anblick, und das Verbluten war so süß, so selig; aus dem Pfeile stieg ein Strahl, und reichte

bis an die Sonne, und mir war, als flösse ihr Licht in meine Brust, so warm und so heilig! — Und als ich erwachsen, mich einem Manne ergeben und sein ward im Tempel, als ich darauf ein Mädchen geboren, und mir mein Mann es brachte, erschrack ich, und schrie laut vor Furcht und Freude, denn es war der kleine Engel aus meinen Träumen! Ich wagte mein Kind nicht anzusehn, ich dachte: es kenne mich, wie ich es kannte, und ob es mich gleich im Traum mit dem Pfeile hundertmal getödtet, so lag es doch so unschuldig vor mir, so neu sich umblickend in dem kleinen Zimmer! Ich hatte das Kind! ich lebte nun wachend im Traume, und setzte ihm manchmal scherzend den Pfeil aus meinem Haar auf die kleine Brust, und wenig fehlte, ich hätt' es getödtet, so wenig glaubt' ich, es könne von der tiefsten Wunde sterben, wie ich nicht davon gestorben; ich wünschte es so selig zu machen, wie ich war, wenn ich unter seinem Lächeln starb, ich wünschte es, wie mich, mit der Sonne zu verbinden, daß der Himmelsstrahl in seine Brust zöge — und es lächelte auch! — Heute, heut' erinnere ich mich an den Pfeil, und ich möchte sterben vor Freude!

Jetzt muß ich scheiden! sprach der Engel zu Rosalia.

Wohin denn ziehst du? fragte sie leis.

In den Himmel; sprach er.

In den Himmel! wiederholte sie bewundernd.

Willst du mit mir kommen? fragte er wieder.

Mit dir! —

Mit mir! — nun so küße mich, daß du mein bist! —

Der Engel nahte sich. Rosalia bebte, und wandte ihr Gesicht zurück. Er aber schlang einen Arm um sie, um sie sanft

an sich zu ziehn, und sie erhob ihr Gesicht, und sah in das fremde wunderschöne, unbewegte Antlitz, in das Feuer der leuchtenden Augen. Und er neigte sich zu ihr, und ihre Lippen berührten die seinen. Aber in diesem Augenblick donnerte es laut, ein zweiter Schlag fiel, wie ganz in der Nähe, wie in das Haus, wie über den Engel und sie, denn rosiger Feuerglanz schwebte im Zimmer, daß man die brennenden Kerzen nicht sah, und nun rollte der Donner schmetternd und dröhnend nach, und die Erde schütterte, das Feuer verzuckte, die Kerzen waren wieder sichtbar, aber Beatrice hielt die von heiliger Scheu und entzündeter Sehnsucht innerlich selig und hold überwältigte Rosalia todt in den Armen. Beatrice wußte, sie vermuthete das nicht und hielt sie noch lange! Dann sah sie das bleiche Gesicht, sie fühlte die unbewegte starre Gestalt, die ihr immer schwerer, entsetzlicher ward, während ihr selbst vor Erschrecken die Kräfte versagten — und sie lehnte das todte Kind zurück an die Stufen, auf die goldenen Decken.

Die Anwesenden murmelten, ja sie murrten; nur Einige hielten das, was sie gesehn, für Bezauberung, für Himmelsgewalt, und irrten am wenigsten. Doch Beatrice riß vor Angst die Maske sich ab; ihr Gesicht war heiß und doch todtenblaß, mit Angstschweiß wie mit feinem Thaue beglänzt, und sie sahe mit schüchternen Augen sich um. Und wahrlich für das erschrockene Herz zur Unzeit, stürmten zwei Männer unbesonnen auf sie ein, als ob sie Rosalien ein Leides gethan, als ob sie Schuld sey an dem sonderbaren Gemüth, an dem Feuerglanz des Blitzes und dem Geroll des Donners, und schmähten sie mit harten verdammenden Namen!

Sie nahm sich dieselben an, sie zog sie sich zu Gemüth, that noch einen Blick auf die Mutter des Kindes, die hülflos da saß, von uns gehalten, die Augen geschlossen, zum Tode verwundet, als habe das Kind ihr den Pfeil in das Herz gestoßen, ja sie lächelte wieder wie im Schlaf in der tiefen Ohnmacht. — Dann schaute der Engel — Beatrice — noch mich lange und mit gepreßter Miene an, während sie sich die höchste Gewalt anthat, und ein inneres Zittern sie durchbebte, und so drückte sie die Hände in die Augen und wankte hinaus in die Nacht und den Sturm.

Die Mutter schlug die Augen auf, sie beschäftigte uns, das Kind hielt uns zurück, uns Alle fesselte Angst, und erst als sich die Andern satt geschaut, verließen sie alle das Haus, wie die Menschen sich überall heimlich entziehn, wo das Unglück eingezogen, um es daheim — zu erzählen.

Dann ging auch ich.

Das wunderliche Menschenherz.

Beatricen glaubt' ich zu Hause zu finden. Sie war nicht da. Ich mochte besorgt, beklommen und wunderlich aussehn, — die Santola fragte, und endlich erst konnt' ich ihr sagen, zu Rosalia zu gehn!

Sie kam wieder. Sie schwieg. Dann klagte sie nach und nach, leis und immer lauter und länger, wie eine junge Nachtigall zum erstenmal beginnt zu schlagen. Auch mir waren die Schmerzen neu. Wo aber Beatrice suchen, nachdem wir thöricht bis um Mitternacht auf sie geharrt, in der Meinung, sie sey bei einer vertrauten Freundin.

Wo die Nacht nur erlaubte, suchten wir sie, selbst in dem Weinberg. Wir riefen laut, es hallte einsam und ängstlich wieder, und an des Echos, wie geisterhaften und weiseren Stimme als der eines Menschen, hörte ich und empfand ich erst meinen Schmerz ganz deutlich! »Beatrice« hallte es vom Fels und im Hain, und Fels und Hain riefen mit mir und klagten mit mir. Die Natur schien wach geworden aus ihrem Schlafe, bestürzt wie wir Menschen um Sie! Schreckliche Nacht!

Aber auch am Morgen kam sie nicht wieder! am Mittag nicht. Nachfragen waren vergebens, Nachforschen und Suchen im Nahen und Fernen desgleichen.

So blieb es bis gegen Abend. Da brachte ein Hirt das blaue Gewand des Engels, welches sie von sich geworfen auf den Höhen im Hain nach Castell Gandolfo zu.

Nun war meines Bleibens nicht mehr in Velletri. Ich machte mich auf, ich suchte und scheute zu finden. Tage vergingen; ich berührte zu Zeiten wieder die Straße, ich forschte von Leuten, die eben aus Velletri kamen, ob sie noch nicht zurückgekehrt? — ich ging zu ihrer Mutter nach Aricia, die sich verwunderte mich ohne sie zu sehn! Also auch hier war sie nicht. Sie vermuthete Unglück, denn Jemand wie Beatrice, oder ihr Geist, habe bei Lichtanzünden zum Fenster herein gesehn. — Ich vermochte kein Wort ihr zu sagen, ich gab vor, ich gehe auf einige Tage nach Rom, und der Vorwand bewog mich wirklich dahin zu gehn.

Die Welt ist nicht schön, wenn man traurig ist, und der Weg ist voll Dornen, den man mit Thränen bethaut. So war mir nun dieser schöne heilige Weg.

In Rom nun blieb ich, bis mir nach Monden erst ein treuer, ausgeschickter Bote aus Ariccia berichtete: die Mutter wisse nichts von meiner schönen Braut, und beweine ihre Tochter, und schelte sie auch, und bitte ihr wieder es ab. »Sie hat doch Gefühl und ein weiches Herz.«

Darauf besucht' ich sie selber, und verweilte bis wir uns ausgeredet, satt geklagt und anfingen die Schmerzen bis auf dieselben Worte zu wiederholen. Dann schieden wir als Freunde, und Keines sahe das Andere an, weil Jedes empfand was es litt, und dem Andern dieselben Schmerzen so gern und ungern zutraute.

Wie konnt' ich in Rom »das kelternde Mädchen« ausführen? Und was wäre mir Andres gelungen, was hätt' ich Andres auf der Leinwand gesehn, als meine verlorne Beatrice? So entmüßigte ich mich denn, besuchte Freunde, besuchte Gemälde, und verstand nun so Manches — und doch nur erst als Bräutigam — schon viel besser, in doppeltem Sinn.

So lebt' ich Monate lang, die offene Welt verwünschend wie ein Labyrinth, und die leuchtende Sonne, als mache sie Nacht, oder dennoch nicht den wahren Tag um uns Menschen. Wissen ist Tag der Seele! wähnt' ich. Aber ach; es ist nur das Überschauen des Inhalts der menschlichen Brust, die Rechenprobe unsrer Gefühle, der Probierstein unseres Glücks.

Denn wiederum lange Zeit nachher trat ich in das Studium eines berühmten Bildhauers, und unter dem Neuesten, was bis in die vollendende Hand des Meisters gearbeitet war, erblickte ich eine unübertreffliche Göttergestalt. — Ich ver-

schweige wie billig: von welcher Göttin, und in welcher Attitude, um den Meister und Beatrice nicht zu verrathen an die Welt. Denn sie war es! Als Marmor, kalt und seellos fand ich sie wieder! Sie sahe mich an ohne Augensterne, ihre Haare waren, wie vor Gram, weiß geworden, von ihren Wangen und Lippen war die Farbe der Rosen gewichen, und sie stand reglos in der belebten Welt, eine schöne Todte. Und doch lag in ihren Zügen die Trauer und Reue der Magdalena, glücklich und unglücklich hier festgehalten, wie ein Nebel als Reif auf eine Lilie gefroren, von keiner Sonne wegzuthaun! — Ich, ihr Geliebter, hatte nur Kopf, Nacken und Arme an ihr gekannt, und vor dem fremden Manne — wohlerwogen: dem ungeliebten, dem fremden Manne — war von jedem ihrer Reize der Schleier gefallen, und ich biß auf die Lippen, welche Götterpracht ich verloren, nie erworben, wie sie hier als öffentliches Geheimniß — jedem Beschauer entgegen strahlte, und ihn bannte. Und wenn ich, damals Beatricen gegenüber, im reifenden Entschluß sie zum Weibe zu nehmen, mir, aus noch nicht weichendem Angedenken an so manches schöne Geschöpf außer ihr, mir mit falscher Weisheit nachgelassen und ferner bedungen: meine nöthigen Studien nach der — Natur zu machen, so empfand ich jetzt die — Sünde dabei, da ich meine Geliebte so sah! mein künftiges Weib, oder meine Tochter von ihr — so der Herr gewollt — und durch dieses ihr Marmorbild wurden mir alle Göttinnen in allen Sälen, in allen Kammern von Rom und der ganzen Welt verhaßt, ja verächtlich, aus meinem jetzt heißen, alles andre niederschlagendem sittlichen Gefühl; denn

so waren alle jene Modelle, wie jetzt mir Beatrice erschien! Und wenn es dem Künstler an sich auch erlaubt wäre, schöne Natur also zu brauchen, so wird doch keine schöne Natur, keine reine Seele ihm Rede stehn, weil sie es nicht darf; und um ihres Inneren willen, wenn er kein Barbar ist, darf er dann nicht. —

Welchen Kampf mußte dieser Schritt Beatricen gekostet haben! oder vielmehr — keinen! nur ihr reines schuldloses Herz, daß sie für schuldig hielt, ja ihre Lippe mit Mord befleckt, obwohl ihre Hand ohne Blut war. Schreck, Vorwurf, Verdammung der Menschen, jedes allein, und alle zusammen hatten aus überspannter Sehnsucht, schuldlos zu seyn, sie in erster Reue dazu vermocht: nun das ganze Leben, ihre gebeugte Seele, ihren schönen Leib nicht zu achten, und selbst ihren willenlosen Fehler nun so zu büßen, wie sie als Jungfrau ihn am schmerzlichsten zu büßen glaubte, durch das größte Opfer eines Weibes — die Schamhaftigkeit. — Meine Seele weinte, und nur einen Trost flüsterte mir Beatrice zu: daß sie ja eben Reinheit und Schamhaftigkeit durch diese ihre Buße am Höchsten gehalten, durch dieses ihr Opfer noch übermenschlich, ja göttlich hoch stelle! Und nun erblickte ich sie, gewandlos wie sie war, doch in undurchdringliche Schleier gehüllt, und ihre Marmorgestalt schien mir eine lilienweiße Flamme.

So erwog ich in mir das wunderliche Menschenherz. Ich beklagte die Treue, die sie als Weib mir bewiesen — ich beweinte die Seligkeit, die sie als Mutter genossen — und mich und ihre Kinder dadurch beseligt haben würde! —

Das war nun Alles unwiederbringlich verloren, auch

wenn nur durch einen Wahn! Aber er war als Beweger ins wirkliche Leben geschritten, und hatte in Glück und in Unglück gegriffen. —

Beatrice war also in Rom — sie lebte, sie hatte sich losgesagt von uns Allen, der Welt zum Raube gegeben, das war kein Zweifel. Ich schrieb an ihre Mutter nach Ariccia: ihre Tochter lebe, damit sie doch diesen Trost habe, der bei den meisten Menschen Alles gilt, doch gewiß nicht bei ihr, darum verschwieg ich ihr den Ort: wo, damit sie nicht komme, sich und sie nun nicht noch elender mache durch ihre Erscheinung.

Auch ich suchte Beatrice nicht auf.

Später fand ich als Bild sie wieder, bei einem unserer sinnigsten, frömmsten deutschen Maler. Ihre Formen mochten bald den Bildhauern nicht mehr genügen, die nur die erste, die höchste Frische derselben gebrauchen können. Dem Maler genügt zu seinen Bildern — der Umriß, der Schein, das Antlitz. Und wie ich sahe, war das noch wunderschön, fast dürftig an Fleisch und Farbe; das Auge, der Blick, wie in sich selber zurückgezogen, und sein Innres betrachtend, und der Mund zum weinen rührend und köstlich! — Diese Züge hatten dem Maler behagt, er hatte das schönste Bild in alter Weise daraus geschaffen. Er selbst war bezaubert von der schönen V.....! (Beatrice hatte gewiß ihren Namen geändert; das Bild ist nach Deutschland gegangen, und unter jenem Namen wirst du es kennen.) Ja zum erstenmal schien er verliebt, aber er schien es nur, er, dem kaum das reinste Geschöpf genügt, und ihn werth ist. Er klagte. Ich schwieg mit Lächeln über die getäuschte Welt, die nur sieht, was die

Augen sehn. Ich wußte es besser — und klagte doch auch mit ihm.

Aber ich sollte sie wiedersehn!

Es war ein stiller Abend. Alle Künstler waren hinaus auf die Villa des Knes geladen; vielmehr, es war freier Zutritt für sie. Ich durchschlich die schattigen Gänge, ich sahe ein Weib an des wohlbekannten Wirthes Arm, ein Weib im höchsten Putz, die ich an Wuchs und Gang als Beatrice erkannte. Jede Schönheit ist in Rom bald berühmt und das allgemeine Gespräch; und sey sie ein einfaches Landmädchen, sie wird die Königin der Herzen auf — ihre Zeit. Sie war also auch ihm nicht verborgen geblieben, er begriff nicht was vorgegangen, aber er ergriff Beatrice, wie eine unschätzbare Perle vom stürmischen Meere ihm zugeführt. Das ist ja allein die Kunst der Welt. Aber auch so furchtbar ist der Grund des menschlichen Herzens, daß Jeder sich wohl davor bewahren mag: einen falschen Gedanken, einen unerlaubten Wunsch darein zu versenken, ja nur willenlos und wider Willen etwas Falsches und Ruchloses anzuschaun! Denn das Leben stürmt in unser Gemüth, die Tiefe kommt herauf, es vermischt sich Altes und Neues, verwandelt sich, wir verwandeln uns — und Beatrice gehörte dem Manne, der ihr zu gering war, ihn zu verwünschen, zu gefahrlos, ihn zu verabscheuen. Ich war elend. Er schien glücklich, aber mit einem Unterschied, wie zwischen Menschen und — Menschen.

Ich betrat nun nicht die Säle, ich weilte drunten. Beatrice lehnte sich endlich, vom Tanze glühend, hinaus zu dem Fenster in das Abendkühl — ich stand, sie erkannte mich — sie regte sich nicht. Aber sie senkte ihr Haupt, ich sahe zur

Erde — der Kranz von ihrem Haupte fiel herab, er traf mich, wie einst die Rose; doch ob er ihr entfallen, ob sie mir ihn weihend herabgeworfen, das erklärte mir erst ein Lied, das ich spät in der Nacht, von ihrer Stimme zur Mandoline gesungen, hörte, und an den Tod gerichtet schien:

Schöner Jüngling, sey willkommen!
Treuer Freund, sey treu begrüßt!
Alles Leid ist mir entnommen,
Wenn mich deine Lippe küßt.

Jedes Glück entfloh mir lange!
Jeder Gram zog lang' ins Herz!
Nur die Liebe blieb mir bange,
Und mir blieb der Schönheit Schmerz.

O du Erde, frohbetreten,
O du blaues Himmelshaus,
Laßt mich still noch einmal beten —
Dann auf ewig wandr' ich aus.

Jung und schön kommt Alles, munter
Aus dem kaum verhüllten Reich;
Trüb' und schmucklos geht's hinunter,
Von dem Sonnenfeste bleich.

Schöner Jüngling, neues Leben
Gibt dein Kuß — o nahe dich!
Sieh, wie meine Lippen beben,
Schöner Engel — küsse mich!

Das Colosseum.

Am Morgen lag die Villa daniedergebrannt. Man hatte einen jungen Menschen ergriffen, der sich verdächtig gezeigt, und die Brandstätte angelacht!

Zufällig sah ich ihn führen. Ich fiel in eine Krankheit, von der ich erst nach langer Zeit mich erholte. Ich verschaffte mir Eintritt in seinen Kerker — es war Tobias. Denn seit ich geschrieben Beatrice lebe, hatte er keine Mühe gespart sie zu finden, und weniger gemäßigt als ich, hatte er ihrem Verführer, wie er meinte, vergolten. Himmlische Sterne aber müssen selber vom Firmamente fallen. Niemand zieht sie herab — und ein guter Mensch ist mehr! Tobias that mir herzlich leid. Der Schaden war zu ersetzen, die Villa kauft' ich für aufgebaut ihrem Vermiether ab. Gegen eine bedeutende Caution ward er auf freien Fuß gestellt, da ihm nichts zu beweisen war.

Und von ihm erfuhr ich dagegen: daß Rosaliens Mutter gestorben, gleich an dem Abend des Tages meiner Entfernung; und zwar vor Freude, daß ihre Tochter, die ein verständiger Arzt in die warme Erde gegraben, bis an das Kinn wieder lebendig geworden. Denn ihr Leib habe zwar keine sichtbare Spuren einer Berührung vom Blitze gezeigt,

doch das Gold an den Teppichen sey ganz veilchenfarben erschienen; und es sey ein wunderlicher Anblick gewesen, als der Kopf des blassen Mädchens die Augen bewegt, aus der Erde geseufzt, dann geredet; und als die Mutter zu ihm gekniet, ihn umfaßt und geküßt, und neben ihm todt hingesunken, dann geweint und gestöhnt und gezittert habe!

So war denn Rosalia nun bei der Santola, seiner Mutter. Tobias aber ist jener angenehme Jüngling, der Beatrices Bildniß, beinahe auf Händen bis zu Euch getragen. Denn ich hatte es nun für mich behalten, und that wohl, ihn zu entfernen.

Ich selber zog nun nach dem überaus schön gelegenen ruhigen Civita Lavinia, um an keinem Orte zu seyn, der mir schmerzlich war, und doch jeden auch wiederum in der Nähe zu wissen, und wann ich wollte zu sehn, wo ich glücklich gewesen, je nachdem nun das Gefühl der Gegenwart oder die Erinnerung in mir herrschte. Denn diese Macht und diesen Wechsel behalten sich die himmlischen Kräfte im Menschen vor, um ihn treu zu leiten, wenn sie vorher auch das Handeln zu seiner Bewährung ihm überlassen.

Beatrices Mutter, die ich eines Tags in Ariccia besuchte, bat mich die Tochter ihr wieder zurückzuführen, ohne Aufsehn, ohne Gewalt; denn da ich wisse daß sie lebe, werd' ich auch wissen wo und wie! —

Diese Worte trafen mich tief, und erweckten mich bitter aus der fast schuldigen Betäubung und Gleichgültigkeit, in die ich versunken! Doch es war mehr die Abspannung aller, selbst der edelsten Kräfte, da ihr Geist: die Liebe im Herzen mir auch wie vom Feuer des Blitzes danieder geschlagen war.

Wie ich nun die Umstände, und Beatrices Zustand erwog, so sah ich wohl: gewiß hatte sie immer gewünscht: Rosalia lebe! In ihrer Erniedrigung, in ihrem Elend war das ihr einziger Gedanke, der Schlüssel dazu. Sie athmete gleichsam nur noch von der Liebe zu ihr, von der Reue um sie, und um ihren Unfall abzubüßen, der doch bloß in Rosaliens Vorstellungen gegründet schien: daß das Himmlische auf Erden sey. Und das Meiste hatte vielleicht der natürliche Schmerz um ihren Verlust gethan, denn das Kind war so schön, so hold, und hatte auch Beatrice so lieb.

Rosalia aber, als sie erfuhr, daß Beatrice um ihrentwillen leide, (denn sie war in den Jahren ihrer Entwickelung täglich verständiger geworden, besonders in Herzensangelegenheiten) hatte sie keine Ruhe und trieb nach Rom.

Ich erfüllte ihr also den Wunsch, theils um ihr selbst den schönsten Trost zu gewähren: zu trösten; theils um Beatrice auf einmal ihrem Zustand froh zu entreißen, wenn sie mit Augen sehe: Rosalia lebe wirklich! das Gold sey veilchenblau gefärbt! und sie — sie leide nun ferner umsonst, wie sie bisher umsonst gelitten. Und so vermag denn selbst der Gram, die Schande, der Tod — eine Thorheit zu seyn. Nur die Reue nicht, empfand ich für sie! und das Unglück nicht, empfand ich für mich! Und war sie nicht errettet, so war sie beschwichtigt denn gerade die zartesten, schönsten Gemüther geben am liebsten das ganze Leben auf, und wollen es wegwerfen, als etwas Verächtliches, wenn ihnen Eines mißlungen, wenn sie eine Last auf ihre freie, nur rein, goldenrein sich glücklich fühlende Brust nun unerträglich auf sich nehmen sollen! Aber sie erholen sich auch,

sie richten sich auf, wenn die Last abfällt; die Thränen trocknen, die Wunden heilen, das Antlitz lächelt wieder, und das Herz in der Brust, die manchen Seufzer ausgepreßt, schlägt endlich wieder ruhig, sie wandeln menschlich unter gleich ihnen nicht engelreinen Menschen, zwar stiller, abgesonderter, sie wähnen sich nie so glücklich, aber sie sind darum vielleicht sogar besser, und fortan treuer, ja unverletzbar.

So trat ich denn eines Abends, leider zu plötzlich, mit Rosalia vor Beatrice. Der Fußweg führte uns durch das Colossäum. Es war gegen Weihnachten und um die Zeit der Abendandacht. Eine Menge Menschen aus allerlei Volk standen mit entblößten Häuptern um das, in dem ungeheuren verödeten Raume in der Mitte aufgerichtete rothe Kreuz und sangen. Die Hirten der Gegend — die Pifferaji — welche um diese Zeit Rom besuchen um vor den Thüren ihre Lieder zu blasen, führten die Melodie zu den frommen Gesängen auf ihren Schalmeien. Lange Züge lustgewandelter Mädchen und Jungfrauen aus den Conservatorien hatten einen weiten Kreis umher geschlossen.

Beatrice saß abgesondert und ferner an einer der dreizehn Capellen. Daß ihr Damo, der seine Gesundheit in Italien hergestellt, nach Hause gereist war und sie verlassen, wußt' ich. Aber sie war blaß und krank; sie saß, und sang und betete nicht, aber sie hatte ein kleines Kind auf dem Schoß, dem sie, so klein es war, die Händchen faltete, um wie zu beten für sie!

Wir standen unvermuthet vor ihr, selbst überrascht.

Als sie nun Rosalien gewahrte, blieb sie plötzlich, wie zu

Marmor geworden, in ihrer Stellung. Sie erkannte sie, sie mußte sie erkennen, sie war unverkennbar. Ähnliche Kleider, nur längeres Haar, mit demselben Silberpfeile aufgesteckt, röthere Wangen, jungfräulicheres Wesen, aber dieselbe und noch größere, jetzt unaussprechliche Milde und Freundlichkeit in ihrem Blick. Beatrice blieb ruhig, bis sie sich faßte, bis sie sahe: die vor ihr Stehende sey kein Geist — sie sey Rosalia. Dann ward sie roth, wie mit Purpur übergossen; anstatt Freude, Entzücken, trat Zorn, ja Wuth auf ihr Antlitz, und sie erhob sich wie eine Wahnsinnige, ihre Hand griff nach einem Steine, aber die Bebende vermochte ihn nicht zu erheben; sie ergriff ihr Kind, und es war zweifelhaft, ob sie es gegen die Mauer oder Rosalia schleudern wolle.

Aber auch dieß vollbrachte sie nicht, denn sie sank auf die Knie und saß so, das Kind vor sich auf dem Schoße, und schöpfte Athem mit tiefen, heftigen Zügen, daß ihre Brust wogte. Sie fror wie im heftigsten Winter, und klappte mit den weißen, schönen Zähnen in dem blassen Munde.

Was in ihr vorging, was ihr das Herz zerriß, war nur zu errathen; ich konnte es mir denken aus dem, was ich wußte, und was ich nun sah. Anstatt Rosalia an ihre Brust zu drücken, stieß sie die ängstlich um sie Weinende, sich ihr Hingebende, von sich. Beatrice hatte Rosalia um Vergebung zu bitten — aber Beatrice vergab nun Rosalia nicht, hielt die Hand derselben, und biß ihr auf die zarten Finger, was diese geduldig geschehen ließ. Beatrice hatte die Todte geliebt, weil sie — ihrentwegen gestorben, und die Auferstandene, die Lebende haßte sie nun, und verwünschte sie, nannte sie laut: dämonisch — aus der Hölle emporgestiegen —

weil sie empfand und klar an dem Kinde vor Augen sah, in welches Verderben sie sich thöricht, vergeblich, sündlich gestürzt; und was sie als Buße sich aufgelegt, das war jetzt ihr Todesurtheil, ihre Verdammniß.

Die Glut, die wieder auf ihre bleichen Wangen getreten, machte sie wieder jungfräulich und schön, so schön, wie sie nie gewesen! ihre Augen suchten den Himmel und zagten vor ihm, und in ihrem Gesicht war ein Ausdruck, wie ich nie an dem schönsten Weibe gesehn. Sie schien den Tod zu wünschen — aber mit Thränen; das Leben zu lieben — aber mit Abscheu. Sie sah mich unaussprechlich rührend an. Ihre Haare hatten sich aufgelöst, und reiche, schwarze Flechten gaben dem marmorgleichen Gesicht den herrlichsten Hintergrund.

Ich hatte für mich kein Wort in meiner Seele; ihr Zustand machte mich fühllos. — »Sie hat dir vergeben! Vielleicht hat der Blitz dich betäubt, wie sie« — sprach ich zu ihr. — »Ich habe dir nichts zu vergeben — ich lebe!« schluchzete Rosalia, und kniete zu ihr.

Beatrice nahm das Kind, hielt es weit von sich ab und ihr hin. »Da sieh', Rosalia,« sprach sie — »ich kann nun dir nicht vergeben. Mache das Kind ungeboren, schaffe mich rein, wie bis zur Stunde, da du unter meinem Kusse starbst, und ich will dir danken! Jetzt aber, jetzt weiche aus meinen Augen! mache den Tod mir nicht schwer! —«

Sie lehnte sich hin, und kehrte ihr Antlitz gegen die Mauer. Sie hatte richtig empfunden — sie winkte weg mit der Hand. Da fiel ein Strahl der untergehenden Sonne durch eine Lücke der Massen auf ihr Gesicht. Es verwandelte sich, und schien stillschweigend zu sagen: »Seht, Gott ist mir gnä-

dig — seine Sonne scheint mich an!« — Nie war ein Sonnenstrahl wirksamer, bedeutender. Ihr Herz war gebrochen, aber ihre Seele faßte Zutrauen. Und unter den Abendgesängen und Liedern der Hirten aus ihrer Heimath schlummerte sie ein. Sie schlug noch einmal die Augen auf, der Blick begehrte nach mir — nach Rosalia, sie sah sie mildlächelnd an, sie legte ihre Hand in Rosaliens Hand zur Versöhnung, sie legte die andere in meine, aber zu einem Drucke derselben war sie zu schwach; noch ein schwerer Athemzug — und der schöne Engel küßte sie — sie war verschieden.

Und das verlassene Kind war mein.

*

Das ist nun das Kind, worüber der Fremde berichtete. Das war die Braut, die er bei mir gesehn, das war der Grund, warum ich sie nicht zum Weibe genommen. Und nun mögen die Schwestern ihre Thränen trocknen, wenn sie können; nun mögen sie sich in Acht nehmen, mir Abbitte zu thun — nun sollen auch sie sich satt an der schönen, schönen Rosalia sehn — denn im Frühlinge komm' ich zu dir und zur Mutter, und — bringe sie mit. Und du selber sollst zu Beatricens Entschuldigung sagen: ob sogar ein junger Mann noch leben möchte, wenn Rosalia unter seinen Küssen gestorben! oder ob er sterben möchte, wenn sie für ihn nur lebte!

— — Mir, — blieb der Schönheit Schmerz.

Die Abassiden.

I.

Unter'm Schatten alter Linden
Saß vor seines Hauses Gitter
Abufar, der Abassíde,
Still in sich gekehrt und sinnend.
Eben ging vor seinen Blicken
Purpurn, in des Meeres Tiefen
Allgemach die Sonne nieder;
Während, wie durch Laub der Wipfel,
Leisen Hauch's, die Abendwinde
Durch des Greises Locken spielten.
Und er weinte, weinte heiße Zähren!

Weinte recht von Herzen bitter,
Als auf seine Söhn' er blickte,
Und gedacht' in seinem Sinne:
Heute seh' ich meine Kinder
Wohl zum letzten Mahl! denn nimmer

Wag' ich länger, zu verschieben,
Was des Schicksals harter Wille
Mir gebiethet zu vollziehen!
Daß es nicht in seinem Grimme
Strafend, mich den Schuldigen ereile

Und der Greis mit matter Stimme
Rief die Söhne zu dem Sitze
Und begann: Ein hart Geschicke
Hielt' ich lang' vor Euch verschwiegen;
Seinen Rathschluß zu vollbringen,
Konnt' ich nimmer mich entschließen.
Doch nun hat mich tief im Innern
Unnennbare Angst getrieben,
Zu gehorchen seinem Winke;
Ob mir möge so gelingen,
Euch vor grauser Zukunft zu erretten.

Ja! wenn, aus des Meeres Spiegel,
Morgen steigt die Sonne wieder,
Werd' ich einmal noch und nimmer
Meine Vaterarme schlingen
Um den theuer'n Hals der Kinder!
Rüstet Euch, von hier zu ziehn! —
Wo sich roth der Morgen lichtet,
Saffah, wende deine Schritte;
Und du, theurer Kaidar, fliehe
Hin gen Abend! Seht die Zinnen
Nie des Vaterhauses wieder;

Waget niemals, Euch zu finden
An demselben Orte. — Das beschwöret!

Denn, o meine Söhne, wisset:
Ein Orakel unheilbringend
Ward dem Haus der Abassiden!
»Brüder, die dem Stamm entsprießen,
Wenn sie Männerbärte zieren,
Müssen, immerdar geschieden,
Fern sich bleiben; denn, wo irgend
Zwe'n beisammen: hingerissen
Von verhängnißvollem Grimme,
Würden kämpfend sie, in wildem
Morde, Bruderblut vergießen.« —
Darum, nach der Väter Sitte,
Bann' ich Euch aus den Gefilden
Eurer Heimath fort auf ew'ge Tage!

So der Vater. — Oft erstickten
Thränen die bewegte Stimme;
Doch die Söhne seh'n sie fließen
Ungerühret und beginnen,
Seines Kummers lachend: Kindisch
Ist der Greis und spricht in Irren!
Klüger hätt' er sich erwiesen,
Wenn er uns zu theilen riefe
Seine Schätze, als von hinnen
Uns in fremdes Land zu schicken.
Lebte doch ein Alter nimmer,

Bis er wieder wird zum Kinde!
Also sprachen sie und ließen
Dort den greisen Vater sitzen. —
So ward Abufar zum Spott den Söhnen!

II.

In eines Thales stillem Frieden,
Durch Felsenwände abgeschieden,
Sieht man, vom Blütenbusch umgeben,
Ein schimmernd Dach sich freundlich heben.

Die mondeshellen Fenster glänzen
Hervor aus dunklen Laubes Kränzen,
Und dicht, fast zu des Hauses Schwellen,
Drängt sich ein Strom mit blauen Wellen.

Rings, von der trauten Nacht umflossen,
Ist stille Ruhe ausgegossen;
Nur auf dem Fluß ein lind Bewegen,
Als wär's von fernen Ruderschlägen.

Schon kommt dort auf den dunklen Wogen
Ein Nachen langsam hergezogen;
Es tönt aus ihm ein süßes Klingen,
Und schön Al Amin hört man singen:

Du aller Rosen Rose,
Thu' doch dein Fenster auf!
Laß deine Schleier wehen,
Kein Lauscher wird es sehen,
Kein Späher blicket hinauf!

Die Erde liegt im Schlummer,
Kein Menschenauge wacht;
Die Thäler alle schweigen,
Der Mond nur tanzt den Reigen,
Und die goldenen Sterne der Nacht!

Es schwillt mein Herz voll Sehnen,
Mich zieht's vom Schiffesrand,
Möcht' stürzen in die Schäume,
Möcht' fliegen in die Räume,
Die über mir ausgespannt! —

Und bald hört man das Fenster gehen,
Und auf dem Söller sieht man stehen,
Gehüllt in flatterndes Gewand,
Aglawi, die den Ton erkannt.

Ach! ihres Liebling's Schmeichelworte
Verlockten sie, zu diesem Orte
Zu kommen, Nachts, nun Alles schlief,
Und seine theure Stimme rief.

Doch auch dieß Glück soll ihr entschwinden,
Und Böses hat sie zu verkünden
Dem Jüngling, dem der Busen, voll
Von sel'ger Wonne, überschwoll.

Es hat der Aeltern Wille eben
Sie einem Andern hingegeben,
Beschlossen das verhaßte Band,
Wie auch ihr Herz ihm abgewandt.

III.

Die Nacht wird finster, und die Nebel, dicht,
Umhüllen Mond und Sternenlicht;
Nur wilde Thier' und Räuber zieh'n
Jetzt durch die düst're Öde hin.

Die Liebe fürchtet nicht Verrath!
Sie, die das Herz voll Sorgen hat,
Denkt nur der Trennung, die ihr droht,
Sie weiß von keiner ander'n Noth. —

Und von der Felswand dort zur rechten Hand
Schwingt ein Mann sich behend, in dunklem Gewand.
Und von der Felswand linker Seit'
Ein and'rer Mann herunter gleit't.

Und Keiner hat den Andern noch geseh'n,
Obgleich denselben Weg sie geh'n.
In weite Mäntel sind sie eingehüllt;
Der grimme Kaidar ist's und Saffah wild.

Sie nah'n dem Hause, doch es wird das Paar
Sich in dem Dunkel nicht gewahr;
Sie ahnen nicht, daß gleicher Sinn
Sie locket zu Aglawi hin.

Und wie sie unter'm Söller steh'n,
Sie auf dem Fluß den Nachen seh'n
Und hören, was die Jungfrau fragt,
Und hören, was Al Amin sagt:

Morgen, wenn der Tag verglommen
Und die Nacht herunter thaut,
Wird mein treuer Diener kommen,
Dem ich längst mein Herz vertraut:

Wird dir leis' ein Zeichen geben,
An das Fenster trete dann,
Auf der Leiter niederschweben
Läßt dich unbemerkt der Mann.

Durch der Waldschlucht öde Stege
Führet dich der Treue fort,
Wo ich mich auf Kundschaft lege,
Daß sich Niemand naht von dort.

Will den Weg uns Jemand schließen,
Trifft ihn da zuerst mein Schwert;
Ja, sein Herzblut müsse fließen,
Eh' er unsre Reise stört! —

Und Saffah wild, in seinem Geist,
Und Kaidar, schon sich glücklich preis't;
Und Jeder denkt geheim für sich:
Aglawi's Flucht verhind're ich!

Wohl will den Weg ich ihr verschließen,
Doch erst Al Amin's Blut vergießen;
Fürwahr, bei des Propheten Haupt:
Aglawi wird für mich geraubt! —

IV.

Und wieder ist der lichte Tag verscheuchet
Die feuchte Nacht beginnt herabzuthau'n;
So weit der Blick auch in die Ferne reichet,
Es ist kein Stern am Himmelsplan zu schau'n.
S'ist eine Nacht, wo mit geheimem Grau'n
Selbst das Gewild nicht aus den Höhlen schleichet,
Und Geister nur, sich aus den Gräbern heben,
Und stöhnend durch die öden Lüfte schweben.

Und stumm ist Alles, was die Wildniß hegt,
Man würde fern den Zug des Athems hören;
Nichts lebt umher, kein Laub ist aufgeregt,
Nichts, das die tiefe Stille könnte stören.
Nur auf dem Fels, dort unter jenen Föhren,
Scheint etwas Graues her, das sich bewegt;
Es rauscht, — der Wald erschallt von Fußestritten,
Und näher her kommt die Gestalt geschritten.

Es ist ein Mann! — und wie er durch die Schlucht
Sich naht, kommt ihm ein Abassid entgegen:
Saffah der wilde, der Al Amin sucht,
Mit Pfeil und Bogen, so wie Schützen pflegen.
Ihn sieht der And're wohl sich her bewegen,
Doch sinnt fürwahr er nicht auf feige Flucht;
Auch er hält schon den Bogen in den Händen,
Den Todespfeil dem Gegner zuzusenden.

Und in der Luft beginnt es zu gewittern,
Die Donner rollen und die düst're Stell'
Erbebt und wankt — die Felsenhäupter zittern,
Oft wird die Schlucht von Blitzesleuchten hell;
Doch Jene spannen ihre Waffe schnell,
Ob auch um sie die alten Stämme splittern, —
Es leuchtet — blitzt — die sichern Pfeile fliegen,
Und blutend, todt — die beiden Schützen liegen.

V.

Seht! es liegen Männer dort erschlagen,
In der Waldschlucht unwirthbarem Grunde! —
Von den Todten, mit gesenkten Bäuchen,
Voll gesättigt, kehren heim die Hunde,
Und die Adler heben von den Leichen
Sich empor mit trägem, schwerem Fluge,
Blutgefärbt die Schnäbel und die Klauen!

Und wer sind sie, die, zum Fraß den Hunden,
Unbeerdigt liegen in den Klüften?
Unglückselige, denen aus den Lüften,
Gierig ihres Fleisches zu verschlingen,
Niederrauschet hungrig Raubgevögel??
Decket sonst doch jeden Todten Erde,
Warum liegen diese, frei den Winden??? —

Brüder sind es! — Beide Abassiden,
Die sich selbst im Wechselmord erschlagen.
Fluch der Hand, die an die Leichen rühret,
Sie in ihrer Ahnen Gruft zu tragen,
Thiere sollen ihre Wunden lecken,
Keine Erde soll die Söhne decken,
Die den alten Vater einst gehöhnet!

Joseph Christian Baron v. Zedlitz.

Dithyramben.

I.

Von der Mittelsonn' im All,
Die nicht fassen Raumes Schranken,
Sondern nur Gedanken,
Bis hinaus zum fernsten Ball,
Der, getrieben vom ew'gen Geist,
Um die Grenzen der Schöpfung kreist,
Aus allen Höhn, zu allen Tiefen
Seh' ich die Strahlen des Lichtes triefen.

Sieh! der Sonne Strahlen ringen
Mit des Mondes, der Sterne Glanz,
Dich, o Erde, zu umschlingen
Mit dem wechselnden Lichterkranz.
Leuchtend unterm Himmelsbogen
Ruhn des Meeres Spiegelwogen;
Und den Kern der Erdennacht
Füllt das Licht mit stummer Pracht.

Jedes dunkle Blatt der Erle,
Das in Tropfen Thaues glänzt,
Jede meerentstieg'ne Perle,
Die nun dunkle Locken kränzt,
Und der schimmernde Karfunkel,
Himmelsstern im Erdendunkel,
Stimmen an den Preisgesang
Vom Lichte, das die Welt durchdrang.

Nur der Mensch allein
Kann das Licht verdüstern,
Wenn er im eignen Schein
Ist sich zu sonnen lüstern,
Wenn er, das Gott ihm gegeben,
Nur auf sich selb das Licht
Kehrt, nicht auf die daneben,
Und auch zum Himmel nicht.

In des Menschen Brust
Liegt der Welten Völle,
Liegt des Himmels Lust
Und die Qual der Hölle.
Die Selbsucht ist die Qual,
Der Abgrund ist das Ich.
Die Liebe ist der Strahl,
Versöhnend Gott und dich.

Laß zuerst, o Liebe, mich
Dein Geheimniß still anbeten,
Wie das Göttliche durch dich
In die Sinnenwelt getreten;
Das in Bethlehem'scher Krippe
Wollt' als Kind geboren liegen,
Gib, daß auch auf meiner Lippe
Ich das reine Wort darf wiegen.

Dann ruf' ich alle eure Streiter,
O Licht, o Liebe, die im Feld
Für euch gestanden ernst und heiter,
Vom Anbeginn zum End der Welt,
Die unter allen Nazionen
Und unter allen Himmelszonen
Für euch gekämpft, für euch gerungen,
Für euch gelehrt, für euch gesungen.

Zions Flammen, die Propheten,
Licht! die dir den Weg gebahnt;
Die helleniſchen Poeten,
Die im Dunkel dich geahnt;
Heilige Anachoreten,
Dir auf dorn'gem Pfade nah'nd;
Martyrer, in Staub getreten,
Blut'ge Siegeskränz' empfah'nd.

Euch Alle, die gefochten,
Ruft Einer hier der ficht;
Wem ward sein Kranz geflochten,
Und wem man keinen flicht;
Ihr Herzen all, die pochten
Und pochen Kampf fürs Licht,
Ihr all' gleich Flammendochten
Durchleuchtet mein Gedicht!

Jeder sey mir gesegnet,
Der brennt, wofür ich brenne,
Jeder der mir begegnet
Auf der Bahn, wo ich renne;
Jeder sey mir gesegnet,
Der drischt auf anderer Tenne,
Jeder der nie mir begegnet,
Den ich lieb' und nicht kenne.

O Liebe, laß mich jeden Stern
Verehren, der zum Preis dir glüht!
O laß auch jede Blume gern
Mich achten, die zur Lust dir blüht!
Als Funk', als Flamm', als Strom, als Bach,
Als Sturm, als Hauch, so stark als schwach,
Wie du durchwandelst die Natur,
Verehren laß mich deine Spur.

Und wo als Weib
Du sichtbarlich
Geworden Leib
Mir zeigest dich,
Ein Lebensbild,
Worin vereint
Mir Himmel mild
Und Erd' erscheint:

Da gib, o Liebe,
Daß diese Triebe,
Die ziehn zu ihr,
Nicht fliehn von dir!
Daß ich vom Sinne
Bestrickt nicht sey;
Mir selbst entrinne,
Durch Schönheit frei.

II.

Seht das Himmelskind!
Unter dem grünen Laube
Hat es gewiegt der Wind
In der Wiege der Traube.

Von des Winzers Erz
Hat es den Tod erlitten,
Sein Blut versprützt mit Scherz
Unter des Kelterers Tritten.

Seht das Himmelskind!
Sein Blut für uns ist geflossen
Und alle Herzen sind
Geheilt, die es genossen.

Als die Menschen nur Korn
Bauten und keine Reben,
War für Thaten kein Sporn,
Kein Himmelschwung im Leben.

Die Rose war ungenützt,
Stumm war die Nachtigall,
Als Most sie angesprützt,
Da blüten, sangen sie all.

Als in des Menschen Stirn
Gestiegen des Weines Dünste,
Hat er im gährenden Hirn
Ersonnen alle Künste.

Um die Tonne sich drehten
Berauschte Zecher im Tanz,
Wie des Himmels Planeten
Um ihrer Sonne Glanz.

An umgestürzter Tonnen
Hat, als vom Tanz er ruhte,
Der erste Maler begonnen
Zu malen mit Rebenblute.

Ein Dichter stand entfernt,
Hin nach den Keltertretern
Lauschend, hat er gelernt
Des Liedes Takt und Metern.

Da sang er: die Rosen vergehn,
Und alle Gaben des Lenzen.
Der Most nur kann bestehn,
Sie alle zu ergänzen.

Er macht das Herz, die Schenke,
Zu einem Frühlingsgarten,
Wo an des Thaues Tränke
Blühn Liebesblumen, die zarten

Er ist schon jung ein Held,
Der Helden hat bezwungen,
Bleibt ewig jung wie die Welt,
Die durch ihn muß erjungen.

Es spricht der feurige Greis,
Begeistert mit seinen Vertrauten,
Was rings im Erdenkreis
Die hellen Augen ihm schauten.

Er spricht von alten Zeiten,
Da er ein Jüngling war,
Und aus Vergangenheiten
Ist ihm die Zukunft klar.

Er lichtet des Erdgewimmels
Verworrenes Irrgeschick.
Geheimnisse des Himmels
Strahlen aus seinem Blick.

Zum Quell, nach dem wir dürsten,
Ist er der Wegeweiser.
Er ist der Fürst der Fürsten,
Er ist der Kaiser der Kaiser.

So lang vom Himmel nieder,
Zur Erde steigt das Licht,
Mit Liebeskraft die Glieder
Der starren Braut umflicht,

Mit göttlicher Bemeistrung
Den spröden Leib verzehrt,
Und Quellen der Begeistrung
In dessen Schooße nährt:

So lange wollen wir trinken,
Und neu die Welt uns schaffen.
Wer sinken will, soll sinken,
Wer kann, soll auf sich raffen.

Rückert.

Gute Seite eines schlechten Werkes.

Ein Dichter hatte Schulden — — »Wie gemein
» Beginnet die Erzählung,« hör' ich schreien,
» Das ist nichts Neues!« — Soll auch neu nicht seyn,
Soll nur der simplen Wahrheit sich erfreuen. —
Ein Dichter also hatte Schulden
So wie die Andern, und mit jenen wen'gen Gulden,
Die er durch Kleinigkeiten in Journalen
Sich kümmerlich gewann,
Konnt er — auch wie die Andern — nicht bezahlen.
Kam auch ein Sümmchen vom Verleger an;
Ach Gott, für alle Gläub'ger reicht' es nicht,
Begünstigung des Einen schaffet Neider,
Bezahl' den Schuster ich, verdrießt's den Schneider,
So dacht' der brave Mann und hielt's für Pflicht
Das Sümmchen, um nicht ungerecht zu schalten,
Stets selber zu behalten.
Die Gläub'ger aber, harte rohe Leute,
Sie rührte nimmer diese zarte Schonung,

Sie wollten dringen in des Armen Wohnung,
Ihr Geld zu fordern bis zum letzten Deute.
Der Weg war freilich stets umsonst gemacht;
Denn auf des Feinds Gesundheit selbst bedacht,
Und ihm und sich die Galle zu ersparen,
Schloß sich der Gute in der Stube ein
Und ließ sie pochen an der Thüre fein,
Bis sie des Pochens endlich überdrüßig waren
Und wieder gingen. — Doch nicht ruhten die Tyrannen,
Die grausam einen Plan ersannen,
Des Dichters endlich habhaft doch zu werden. —
Des Abends einst, — sie wußten er ging aus, —
Umlagerten sie rings des Armen Haus
Mit ihren Dienern und Gefährten,
Und als er endlich kam, im Dunkel, leise, —
Wie schon es ist der armen Leute Weise,
Die überall, wo sie nur stehn und gehn,
Befürchten müssen Forderer zu sehn, —
Da fielen sie ihn an wie tolle Hunde
Und »Zahle! zahle!« scholl's aus jedem Munde.
Umsonst entschuldigte mit jener alten Lehre:
Daß wo nichts ist, der Kaiser selbst sein Recht
Verloren habe, sich der Dichter schlecht,
Nicht fühlten sie des trift'gen Grundes Schwere
Und unter Toben, unter Schrei'n
Verfolgten sie ihn selbst in's Haus hinein,
Ja bis in's kleine Stübchen unterm Dach
Und lärmten immer fort, so daß sogar
Die andern Hausbewohner wurden wach,

Und immer toller trieb's die Schar,
Natürlich wuchs ihr Zorn auch immer mehr,
Als sie den einz'gen Schrank, der in der Stube stand,
Eröffnete, und sah ihn leer,
Und als sie nichts, nichts als Papiere fand.

Und endlich kam die Wache,
Der Hausherr hatte schnell sie rufen lassen,
Damit sie dem Tumult ein Ende mache,
Sie frug nicht viel wer Schuld sey an der Sache,
Fing damit an, denjenigen zu fassen,
G'en den die Andern alle Zeugniß gaben,
Der mußte ja natürlich unrecht haben,
Und in das Wachthaus führte man
Einstweilen unsern armen Dichter,
Dort sollt' er, scharf bewacht,
Verweilen diese Nacht,
Bis man am nächsten Morgen dann
Ihn stellen könnte zum Verhöre vor den Richter.

Da saß er nun auf einem harten Schragen,
Den Kopf in seine rechte Hand gestützt,
Erwägend so bei sich des Lebens Plagen,
Und wie die Kunst nicht vor Arreste schützt,
Und um ihn saßen die Soldaten,
Neun an der Zahl, ein Korporal dabei,
Die sich mit ihren Pfeifchen gütlich thaten,
Nicht achtend, wer da unter ihnen sey,
Nur manchmal ließen sie halblaut vernehmen:

Es sey nicht angenehm das trockne Rauchen
Und eine Kanne Bier wär' itzt zu brauchen,
Wollt' Einer nur zum Zahlen sich bequemen.
Der Dichter hört' es und verstand's auch eben
Und unwillkührlich fuhr er in den Sack,
Doch nichts, wofür die Wirthe etwas geben,
Fand er, nur einen kleinen Schriftenpack,
Sein Trauerspiel, das noch seit diesem Morgen,
(Er wollte beym Verleger drauf was borgen),
In seiner sonst ganz leeren Tasche stack.
Wehmüthig zog er's aus dem Sack heraus,
Der Tod des Catilina war's genannt,
Und rief: »Quousque tandem...!« lächelnd aus;
Der Korporal, der nicht den Ruf verstand,
Frug schnell: »Was hat er hier,
»Mein Freund, für ein Papier?« —
»»Mein Trauerspiel,«« antwortete der Dichter,
»»Mein Catilina ist's!«« — »Wer ist der Mann?«
»»Ein Römer war's, der großes Spiel begann,
Ein Feldherr auch.«« — »Der muß auch vor den Richter,«
Versetzt der Korporal, »doch will der Herr indessen
Uns etwas lesen, etwa eine Schlacht,
Vergeht dadurch vielleicht die lange Nacht,
Und wir sind nicht umsonst bei ihm gesessen!«

Der Dichter thats, die Mannschaft hörte zu,
Die erste Scene schon war schrecklich lang,
Der fremde Styl, der Verse gleicher Klang,
Zwei Männer fühlten gleich des Schlafes Drang

Und lagen schnell darauf in süßer Ruh.
Die Andern sahn einander lächelnd an,
Sie hatten nichts verstanden von dem Allen,
Und nach der zweiten Scene dann
Sah man die Augen von drei Andern fallen,
Drei hielten's aus bis zu der vierten Scene,
Doch da bewies ein Monolog in Stanzen
Schnell seine Kraft, man sah sie erst sich ranzen,
Dann fielen sie auf ihres Stuhles Lehne.
Die fünfte Scene lullte den Gefreiten,
Der Taback schnupfte und die Augen rieb,
Und doch dadurch den Schlaf nicht mehr vertrieb,
In süße Ruh', und als nun von sechs Seiten
Die Rede Cicero's sich hören ließ,
Entschlummert' auch der Korporal gar süß.
Der Dichter sah es nicht in seinem Feuer,
Doch endlich schnarcht' es um ihn her ganz laut,
Und wie er nun die Schlafenden erschaut,
Da ward sein Trauerspiel ihm noch einmal so theuer,
Er küßt' es dankend daß es ihn befreit,
Vom Lager, das auf Bretern ihm gedräut,
Und leise, leise schlich er sich hinaus
Und suchte schnell sein weiches Bett zu Haus.

Ob seine Gläub'ger dann zu ihrem Geld gekommen
Und ob sein theatralisches Gedicht,
Indem's ihm ein Verleger abgenommen,
Auch dazu ihm verhalf, das weiß ich nicht.
Wüßt' ich's, ich würd' Euch den Verleger nennen,

Damit die Armen, die nicht schlafen können,
Erfahren, wo die herrlichste der Gaben
Zu Somnus Ehre anzutreffen sey;
Doch wär's vergriffen auch, es sind ganz neu
Noch andre derlei Werke wohl zu haben.

J. F. Castelli

Der harte Spruch.

Novelle von Lembert.

Es war an einem schönen Frühlingsmorgen des Jahres 1683, als der Drechslergeselle Wolfgang Leupold, in einem Dachstübchen der großen Haupt- und Residenzstadt Wien, mit leuchtenden Augen vor einem kleinen Gemälde stand, das erst kürzlich fertig geworden schien und die Himmelfahrt des Erlösers darstellte. »Fern sey es von mir« — rief der blühende Jüngling, nachdem er das Bild lange und von allen Seiten betrachtet hatte: — »zu glauben, daß ich unerfahrner Lehrling da etwas Vollendetes geleistet habe; ich bin fest überzeugt, der alte Meister Pilgram wird tausend Fehler an dem Bildlein entdecken, die meinem ungeübten Blicke verborgen bleiben; aber so viel, dächte ich, muß er denn doch wohl daraus abnehmen können, daß einige Anlage vorhanden sey, woraus, bei ernstlichem Fleiß und zweckmäßiger Anleitung, mit der Zeit wohl noch ein tüchtiger Maler hervorgehen könne.« Somit wickelte er das Bild in ein sauberes weißes Tüchlein und schritt getrosten Muthes zum rothen Thurm hinaus, über die Schlagbrücke, welche die Stadt

mit der Leopoldstadt verbindet, der Wohnung des berühmten Malers Pilgram zu.

Meister Pilgram war ein tüchtiger Künstler in seinem Fache, wie man denn überhaupt zu jener Zeit noch die heilige Kunst mit Ernst und Eifer betrieb, in ihr und durch sie lebte, kurz, das, was man war, ganz zu seyn strebte, und sie nicht als Zeit tödtende Liebhaberei betrachtete, womit erwachsene Kinder heut zu Tage ein buntes Spiel treiben, deßhalb war er auch von Vornehmen und Niederen geachtet und geehrt, und seine Collegen schämten sich nicht, bei ihren Arbeiten den Rath des erfahrenen Kunst-Veteranen zu erbitten und zu beachten. Eine reiche italienische Gräfin war vor einigen Jahren in Wien ohne Erben gestorben, in ihrem Testamente hatte sie ein ansehnliches Legat bestimmt, von dessen Zinsen junge Wiener Maler zur Reise nach der Heimath der Künste, dem blühenden Italien, unterstützt werden sollten, um sich daselbst im Anschauen und Studium der unsterblichen Meisterwerke auszubilden, und den würdigen Meister Pilgram hatte sie zum Vollstrecker ihres letzten Willens ernannt. Nach dem Hause dieses biedern, aber, wenn es seine Kunst betraf, ernsten und eifrigen Mannes, wandte der junge Leupold seine Schritte, um sich ihm als angehenden Maler vorzustellen, und von ihm, wenn er dessen würdig befunden, die nöthige Unterstützung zur Reise nach Italien zu erbitten, worüber der Ehrenmann einzig und allein zu verfügen hatte.

Leupolds Vater war ein nicht unbemittelter Drechslermeister, deßhalb ließ es der wackere Bürger gern geschehen, daß sein einziger Sohn, nicht, wie es damals Sitte war,

des Vaters Profession lernte, sondern seinem Hange folgte, und sich von einem in des alten Leupold's Hause wohnenden Maler in den Anfangsgründen seiner Kunst unterrichten ließ, um dereinst die Bahn mit Ehren zu betreten, auf welcher dem Talente Lorbeern blühten. Doch kaum hatte unser Leupold diesen Unterricht ein Jahr lang genossen, als eine unglückliche Feuersbrunst nicht nur seines Vaters Habe verschlang, sondern ihn auch auf's Krankenbette warf, von dem er nicht wieder erstand. Nun mußte der gute Sohn, um für die verlassene Mutter zu sorgen, der ihm so theuren Malerkunst Valet sagen und sich der väterlichen Profession widmen. Die Mutter folgte dem vorangegangenen Vater nach wenigen Jahren, und Leupold sah sich verwaist und allein in der Welt. Gern hätte er der Drechslerprofession, die er mit Widerwillen betrieb, entsagt und sich wieder zu der geliebten Kunst gewendet, die er in freien Stunden unabläßig übte, aber seines Vaters geringe Hinterlassenschaft war durch die langwierige Krankheit der Mutter aufgezehrt, und er sah sich genöthigt, um das nackte Leben zu fristen, als Geselle bei einem fremden Drechslermeister fortzuarbeiten. — Da ward ihm die Kunde von dem Vermächtnisse der italienischen Gräfin, und schnell faßte er den Entschluß, das kleine Bild zu verfertigen und sich damit, als augenscheinlichen Beweis seiner Fähigkeit, zu dem wackern Meister Pilgram zu begeben, und sich von ihm die nöthigen Mittel zu seiner Ausbildung zu erbitten, damit er das glänzende Ziel seiner Wünsche erreichen und dem unabläßigen Rufe des Gottes in seinem Innern folgen könne. Zwar hatte eine Muhme von ihm, die ein Haus in der Kärnthnerstraße besaß, wo sie einen kleinen

Handel mit Nürnbergerwaaren betrieb, ihm angeboten, ihr in ihrem Geschäfte beizustehen und ihm versprochen, da sie Kinder- und Gattenlos war, ihn nach ihrem Tode zum Erben einzusetzen, wenn er bis an ihr Ende treu bei ihr aushielte; doch Leupold, von dem Götterstrahle der Kunst entzündet, hatte keinen Sinn für das engbeschränkte Leben eines Krämers.

Je näher der bescheidene Jüngling dem Hause des Meisters kam, der über seine Zukunft entscheiden sollte, je beklommener wurde ihm die Brust; zögernden Schrittes betrat er die Thürschwelle und harrte mit hochklopfendem Herzen der Rückkehr der Magd, die hinein gegangen war, ihn bei ihrem Dienstherrn zu melden.

Meister Pilgram war in der schlimmsten Laune, denn er hatte so eben einen Brief aus Italien erhalten, worin ihm von einem Freunde gemeldet wurde, daß einer der Jünglinge, von ihm aus dem Stiftungsfond unterstützt, daselbst, statt sich der edlen Malerkunst zu widmen, ein wüstes Leben führe, und die ihm zur Ausbildung anvertraute Summe mit Personen zweideutigen Rufes unverantwortlich vergeude. Diese unangenehme Nachricht wirkte auf den leichterregten Alten um so heftiger, da er sich bei diesem Jünglinge durch dessen Verwandte hatte bereden lassen, zum ersten Male von seinem Grundsatze abzugehen. Der ehrenfeste Künstler konnte es nämlich nicht leiden, wenn Jemand ohne dringende Ursache seinen einmal erwählten Stand mit einem andern vertauschte, besonders zuwider war es ihm aber, wenn Handwerker und Professionisten sich ohne Beruf zu seiner, von ihm hochverehrten Kunst drängten; nun hatte aber

jener Jüngling das Schneiderhandwerk erlernt, und nur die übertriebenen Beschreibungen der Verwandten: welcher unwiderstehliche Eifer für die holde Malerkunst den Vetter beseele, begleitet von überführenden Beweisen, hoffnungsvoller Anlage, konnten den sonst unerschütterlichen Meister bewegen, dießmal gegen seine Überzeugung zu handeln und dem Jünglinge die nöthige Summe zu bewilligen; um so empfindlicher traf ihn daher auch jetzt die Hiobspost, die sein zartes Gewissen mit einem schweren Vorwurf belastete und seinen Unmuth zu heftigem Zorn steigerte. In dieser höchst ungünstigen Stimmung ward ihm Leupold gemeldet.

Zagend, mit niedergeschlagenem Auge trat Leupold in die mit gebeitztem Nußbaumholz getäfelte und mit künstlichem Schnitzwerk reich verzierte Stube; seine Ängstlichkeit gab dem sonst gewandten Jünglinge ein linkisches Ansehen, das nicht dazu geeignet war, den rauhen Künstler für ihn einzunehmen. Auf die unsanfte Frage: »wer er sey und was er wolle?« vermochte Leupold kaum seinen Namen und seine Profession zu nennen, und als er es versuchen wollte, sein Anliegen vorzubringen, geschah es so stotternd und unzusammenhängend, daß Pilgram seine Absicht nur errathen konnte. Aber kaum hatte er des Jünglings Bitte mühsam entziffert, als sein Zorn, hoch aufflammend, alle Schranken durchbrach. »Siehe da!« — rief er mit glühendem Gesichte: — »abermals ein Kraftgenie, das sich für eine ehrsame Profession zu gut dünkt und die Drechselbank mit der Palette vertauschen möchte, nur, um dem lieben Herrgott mit Bequemlichkeit die Tage abzustehlen! — Die heilige Kunst ist kein Asyl für Taugenichtse und Müssiggänger hast du mich verstanden?!« —

Dieser unerwartete Bescheid, statt Leupold's Muth gänzlich niederzuschlagen, hob ihn vielmehr, denn die Überzeugung, so harte Vorwürfe nicht zu verdienen, weckte das Gefühl seines Werthes, und mit ziemlich festem, obgleich bescheidenen Tone, wendete er den Schein des unwürdigen Vorwandes von sich ab, sprach von seinem unverfälschten, glühenden Eifer und enthüllte, zum Beweise, daß es ihm nicht ganz an den nöthigen Fähigkeiten gebreche, das mitgebrachte Bild. — Selten ertragen ältere Personen von jüngeren Widerspruch, zumal wenn sie sich in so aufgeregtem Zustande befinden, wie unser Meister; Leupold's Vertheidigung, die für ihn einen schweren Vorwurf enthielt, war daher wenig geschickt, seinen Zorn zu besänftigen. Das Bildchen kaum eines flüchtigen Blickes würdigend, rief er höhnisch: »Brav, mein Jüngelchen! Ich sehe, es fehlt dir nicht an dreister Stirne, noch an Muth, einem Manne von meinen Jahren und meiner Erfahrung frech Widerspruch zu leisten. Weil du da, wer weiß noch, mit wessen Hülfe, ein Dutzend Farben bunt übereinander gekleckst hast, fühlst du dich schon zum Künstler berufen? Wisse, mein vorlautes Bübchen, solche Sudeleien machen noch keinen Maler; deßhalb kehre zu deinem Meister zurück, suche ein tüchtiger Drechsler zu werden und laß' es dir nicht mehr in den Sinn kommen, die edle Zeit mit solchen Pfuschereien zu vergeuden!« Mit diesen unsanften Worten verließ er das Gemach, indem er die Thür heftig hinter sich zuschlug.

Wenn der Landmann, nachdem er ein heftiges Gewitter die Nacht hindurch verschlafen hat, am Morgen das Fenster öffnet, um sich am Anblick seines, in üppiger Frucht-

barkeit prangenden Feldes, zu neuer Arbeit zu stärken und nun mit einem Male die schöne Hoffnung vernichtet, die segensreiche Saat von eisigem Hagel zu Boden geschmettert sieht, so mag ihn ungefähr solches Gefühl krampfhaft ergreifen, wie es unserem Leupold nach diesem niederschlagenden Bescheid den Busen schnürte. Lange stand er starr, einer Bildsäule gleich; endlich entrang sich der zuckenden Augenwimper eine einzelne große Thräne, der bald ein ganzer Strom folgte, und von den getäfelten Wänden hallte das laute Schluchzen des tiefgebeugten Jünglings wieder. Weit entfernt vom kindischen Dünkel, glaubte er doch berechtigt zu seyn, auf seinen ersten Versuch, so mangelhaft er auch im Ganzen seyn mochte, einigen Werth zu legen, weil er den Gegenstand mit Liebe erfaßt, und mit Fleiß und Eifer dargestellt hatte, und nun hatte der erfahrne Meister, dessen Urtheil vollgültig war, das Werk so vieler Stunden, so angestrengter Arbeit und wohlberechneten Fleißes eine Sudelei, ein Pfuschwerk genannt! Tief im Innersten verletzt, — denn er hatte das schöne Ziel verfehlt, das seinem Streben vorleuchtete, als ein glänzender Strom, sah sich zurück geworfen in den Staub, dem sich zu entschwingen die Stimme in seinem Busen so laut und unabläßig mahnte, — überließ er sich dem Ausbruche seines ungemessenen Schmerzes rücksichtslos, um so mehr, da er sich allein wähnte; aber er war es nicht. Marie, die reizende Tochter des harten Meisters, saß, von ihm unbemerkt, bei ihrer Arbeit an einem Erkerfenster, und war Zeugin des ganzen Auftrittes. Hatte schon die schlanke Gestalt, das in Gesundheit und Kraft prangende Antlitz des schönen Jünglings das weibliche Auge zu seinem

Vortheile bestochen, so fühlte sich bei der harten Behandlung des Vaters das weiche Gemüth des Mädchens theilnehmend zu dem Mißhandelten hingezogen, und als sie vollends seinen tiefen Schmerz, seine Thränen sah, als sein lautes Schluchzen ihr Herz durchschnitt, da vergaß die sonst so scheue Jungfrau der Sitte streng Gebot; von innigem Mitleid hingerissen trat sie, ein tröstender Engel, zu dem Verzweifelnden und sprach mit flötender Stimme: »Erlaubt der Tochter, daß sie des Vaters überwallenden Zorn, der Euch so hart, und wie ich versichert zu seyn glaube, so unverdient getroffen, bei Euch entschuldige. Mäßigt Euern gerechten Schmerz und seyd versichert, der Vater wird, bei kälterem Blute seine Übereilung einsehend, gern das Euch angethanene Unrecht wieder gut zu machen suchen.« —

Leupold hatte im Übermaß seines Schmerzes das Kommen der holden Jungfrau überhört, als nun der erste Ton ihrer Silberstimme sein Ohr traf, er erschrocken aufsah und das reizende Antlitz der wunderschönen, blondgelockten Marie seinem Blicke begegnete, als ihr großes, blaues Auge, aus dem ihm ein Himmel tröstenden Mitgefühls heilbringend in den zerrissenen Busen leuchtete, das seine traf, da däuchte es ihm in der ersten Überraschung, ein Himmelsbote, wie er sie auf den Schildereien großer Meister oft gesehen und bewundert hatte, sey ins Leben getreten, um den verzweifelnden Erdensohn durch himmlischen Trost wieder aufzurichten, die strömenden Thränen stockten, und das noch vor einem Augenblicke von tiefem Schmerz entstellte Gesicht glänzte verklärt vom Wunderstrahle der Verzückung. Als er sich aber nach und nach so weit gefaßt hatte, den Sinn ihrer süßen Rede zu

verstehen, als er in der vermeinten himmlischen Erscheinung ein zwar irdisches, aber mit überirdischen Reizen umstrahltes Wesen erkannte, da flossen seine Thränen auf's Neue; aber kein Schmerz schnürte mehr den freigewordenen Busen, es war ein sanftes, wohlthätiges Weinen, wie es den Glücklichen oft im Übermaß der Freude willenlos beschleicht.

Der in strenger Zucht und Frömmigkeit groß gewordene Jüngling hatte bis jetzt noch mit keinem Mädchen in näherem Verkehr gestanden, in keuscher Scheu schlug er die Augen nieder, wenn sein Geschäft ihn in die Nähe von Personen des anderen Geschlechtes führte, — denn zu jener Zeit fürchtete der wohlerzogene Jüngling noch, durch dreistes Anblicken die weibliche Sittsamkeit zu verletzen, — und heute befand er sich zum ersten Male allein mit einer der schönsten Jungfrauen der an holden Frauengestalten so reichen Kaiserstadt, vernahm die süßen Töne beruhigenden Trostes, die über die purpurnen Lippen wie Honigseim flossen, sah den entzückenden Strahl inniger Theilnahme im feuchten Blicke des himmlischen Auges — vergessen war Vergangenheit und Zukunft, nur die Gegenwart hatte für ihn Bedeutung. Ein namenloses Gefühl zog siegend ein in das hochklopfende Herz, überwältigt vom Zauberstrahl der Schönheit, war er eben im Begriff, Marien zu Füßen zu stürzen und in seliger Trunkenheit auszurufen: »Nimm mich hin, du Herrliche! ich bin dein auf ewig!« — da fiel sein Blick auf sein Bild, das noch zur Seite auf einem Stuhle stand, wie er es hingestellt hatte, um es in das rechte Licht zu setzen, und furchtbar geweckt aus dem seligen Taumel, trat die Erinnerung an die, in Beiseyn der liebreizenden Jungfrau erlittene Demüthi-

gung und Schmach, gleich einem drohenden Warnegeist zwischen ihn und sein Entzücken. Als ob sich plötzlich vor ihm ein Abgrund öffnete, der ihn auf ewig von der Angebeteten trennte, zog er krampfhaft den aufgehobenen Fuß zurück, während dunkle Schamröthe sein Antlitz überzog; den scheuen Blick zu Boden schlagend, warf er das Tuch über das verhängnißvolle Bild, ergriff es hastig und stürzte schweigend zum Gemach und zum Hause hinaus.

Der späte Abend fand ihn noch im dichtesten Gehölz des nahegelegenen Praters, denn er hatte nicht den Muth, bei Tage heim zu kehren, weil er wähnte, Jedermann müsse die ihm widerfahrene Schmach auf seinem Gesichte lesen. Die widersprechendsten Gefühle trieben ihn rastlos umher. Wenn er der erlittenen Demüthigung gedachte, brach er in laute Klagen und bittere Thränen aus, mehr als einmal hob er die Hand, um die unschuldige Ursache derselben in den Wellen der nahen Donau zu begraben, aber nie vermochte er, den Vorsatz zur That werden zu lassen; denn, hatte er das Bild nicht lieb gewonnen als das mühsam vollbrachte Werk seines Fleißes? hatte er den Plan dazu nicht Wochen lang mit sich umher getragen, ihn gehegt und gepflegt wie ein theures Schooßkind? — Gedachte er aber der holden Marie, die ihm ein tröstender Engel geworden, da verstummte die Klage, ein seliges Lächeln spielte um den noch kürzlich schmerzverzogenen Mund, und das thränenmüde Auge erglänzte vom überirdischen Strahle seliger Schwärmerei. Klar stand es vor seiner Seele, sein Herz habe den Gegenstand gefunden, nach dem es oft in unerklärbarer Sehnsucht mächtig schwoll; doch nicht des Besitzes Wunsch füllte seinen

Busen mit irdischem Verlangen, — wie hätte es auch der Tiefgebeugte wagen dürfen, solch frevelhaftem Wunsche Raum zu geben! — es war die Erkenntniß, daß er das Idol gefunden, dem er sein ganzes Leben in seliger Anbetung zu weihen für das höchste Glück, für seine Bestimmung hielt.

Die einbrechende Dämmerung gab ihm Muth, endlich den Rückweg anzutreten, und die darauf folgende schlaflose Nacht bot ihm Muße, über seine Zukunft zu entscheiden. Mit brechendem Herzen faßte er den schmerzlichen Entschluß, der heißgeliebten Kunst ganz zu entsagen, der Einladung seiner Muhme zu folgen und fortan das einförmige, engbeschränkte Leben eines Krämers zu führen.

Still und freudenlos, ganz dem neugewählten Berufe gewidmet, flossen seine Tage dahin; das Andenken und die grenzenlose Verehrung der Geliebten, der zu nahen es ihm an Muth und Willen gebrach, waren die einzigen Lichtpunkte, die seinen trüben Sinn wohlthätig erhellten und ihn vor Schwermuth bewahrten, wie denn überhaupt die Liebe bei den gesunden, kräftigen Naturen jener Zeit kein Geist- und Kraft-lähmendes Siechthum, sondern der begeisternde Himmelsfunke war, der des Lebens dornigen Pfad mit duftenden Blumen bestreute und heilenden Balsam in den wundgeritzten Fuß des müden Wanderers goß. Pallette und Pinsel, sammt dem verhängnißvollen Gemälde, ruhte bestäubt im finstersten Winkel einer Bodenkammer, wo die Hausfrau altes Gerülle aufzubewahren pflegte.

Wenige Wochen nach Leupold's Einzug in das kleine Haus der Muhme verschied diese an den Folgen eines wiederholten Schlagflusses. Ihr Testament setzte, ihrem Verspre-

chen gemäß, den Vetter zum Universalerben ihrer sämmtlichen Habe ein, und der verwaiste arme Jüngling ward dadurch mit einem Male zum, wenn auch nicht reichen, doch bemittelten Bürger, dessen Handel genug abwarf, um eine Familie zu ernähren, auch schielte manch' schönes Auge verlangend nach dem schönen Krämer, und manche Mutter besuchte seinen Laden, unter dem Vorwand, Einiges von seinen Waaren zu bedürfen, und ergoß sich bei dieser Gelegenheit redselig im Lobe ihres holden Töchterleins, mit lauernden Seitenblicken den Mann glücklich preisend, der das fromme, wirthliche Kind einst zum Traualtar führen würde; doch Leupold blieb blind für die lockenden Blicke der Töchter und taub für die verdächtigen Lobpreisungen der Mütter, denn die Eine, die in einem schmerzlich-seligen Augenblicke sein Herz gewonnen, stand zu hoch über ihm, als daß ein so frevelhafter Wunsch in seinem treubescheidenen Busen jemals keimen konnte, und alle Übrigen waren ihm gleichgültig. Das Einzige, was sich der schüchterne Jüngling erlaubte, war, daß er jedesmal am Sonntage nach beendigtem Hochamte in der Stephanskirche, im dichten Volkshaufen versteckt, den Hut tief ins Auge gedrückt, am Ausgange lauerte, um Marien zu sehen, wenn sie an der Seite ihres Vaters die Kirche verließ und den Heimweg antrat. Da stand er mit ängstlich-klopfendem Herzen, dem Diebe gleich, der ertappt zu werden fürchtet, die holde Gestalt mit den Augen verschlingend, so weit sein Blick zu reichen vermochte; denn ihr nach zu gehen hielt er für einen Frevel, den er sich nicht um alle Schätze der Welt erlaubt haben würde. Durch ihren Anblick gestärkt und ermuthigt, kehrte der genügsame Jüngling in sein

einsames Häuschen, zu seinem trockenen Tagwerke zurück, mit stillem Entzücken des Sonntags harrend, der ihm das Glück verhieß, die Holde abermals zu sehen.

So waren mehrere Wochen vergangen, als der Morgen des siebenten Juli's des Jahres 1683 anbrach, und mit ihm ein für alle Bewohner der Kaiserstadt schreckenvoller Zeitraum. Der Krieg, der mit allen seinen Greueln in dem nahen Ungarn wüthete, hatte bis dahin die lebensfrohen Wiener nicht beunruhigt, zumal da fortwährend erfreuliche Nachrichten von der kaiserlichen Armee eintrafen, die allerdings geeignet waren, die sorglose Sicherheit der Residenzbewohner zu rechtfertigen; doch als an jenem verhängnißvollen Tage die, durch einen feindlichen Überfall in Unordnung gekommene kaiserliche Kavallerie, unter den Basteyen der Festung Schutz suchte vor der anrückenden, 200,000 Mann starken, von dem rachedürstenden Großvezier, Cara Mustapha, befehligten türkischen Armee, als die rund umher aufsteigenden Rauchsäulen den Weg der heranwogenden Christenfeinde schaudervoll bezeichneten, da machte die sorglose Zuversicht dem kleinmüthigsten Schrecken Platz, da verließen in zaghafter Eile mehr als 6000 Menschen die Stadt, um sich und die Ihrigen zu retten vor dem Blutdurst der racheschnaubenden Barbaren; denn Alle fürchteten, die in schlechtem Vertheidigungsstande sich befindenden Festungswerke Wiens würden der feindlichen Übermacht nicht lange widerstehen können. Doch die Vorsehung, dieses Bollwerk der Christenheit, stets mit väterlicher Milde schirmend, hatte ihm in der Person des ritterlichen Grafen von Stahremberg einen eben so tapfern als umsichtigen Vertheidiger erlesen. Seiner unermüdeten Thä-

tigkeit und Fürsorge verdankte die bald hart bedrängte Stadt alle Sicherheitsmaßregeln, welche Zeit und Umstände erlaubten: auf seinen Befehl müßten alle Vorstädte geschleift werden, damit sie dem Feinde keinen Aufenthalt und Schutz gegen die Batterien der Festung gewähren konnten. Die Leopoldstadt sollte zuletzt an die Reihe kommen, theils, weil sie von der Stadt und den übrigen Vorstädten durch einen Arm der Donau getrennt war, und der Feind von dieser Seite noch nicht anrückte, theils, weil sich daselbst ein großer Vorrath an Proviant und Munition befand, den man nur nach und nach in die Festung schaffen konnte.

Meister Pilgram hatte, außer mit seinen Kunstgenossen, wenig Verkehr mit den Bewohnern der Residenz, und wie denn die Kunst nicht gerne weilt, wo die rauhe Eris die blutige Fackel schwingt, so hatten auch diese in schneller Flucht ihr Heil gesucht, und Pilgram befand sich in großer Verlegenheit, bei wem er Schutz und Aufenthalt in dieser bedrängnißvollen Zeit suchen sollte; denn dem Beispiele seiner Kunstverwandten wollte er nicht folgen. Er beschloß daher, bis auf den letzten Augenblick in seinem väterlichen Hause auszuharren, und nur dann erst in die Stadt zu ziehen, wenn die anrückenden Feinde, oder das Machtwort des Commandanten keinen Aufschub mehr gönnten. Sein baares Geld und seine Kostbarkeiten hatte er gleich bei der ersten Nachricht drohender Gefahr tief in seinem Keller vergraben, um sich vor einer, in jener Zeit nicht ungewöhnlichen Plünderung von Freundeshand, sicher zu stellen; doch dieser Entschluß hätte ihm und seiner Tochter schlimm bekommen können, denn ein Trupp Tartarn setzte unvermuthet über die Donau, und überfiel die

Leopoldstadt gleich einer Bande rasender Mordbrenner. Pilgrams Haus ward erbrochen, was sich an Werth noch vorfand, weggeschleppt, das Übrige in barbarischem Übermuthe zerstört; der Hausherr aber, der sein Eigenthum vertheidigen wollte, durch einen Kolbenschlag besinnungslos zu Boden gestreckt. Die reizende Marie hatte sich im ersten Schrecken in den dunklen Winkel des Vorhauses versteckt, hier ward sie Augenzeuge des empörenden Auftritts; der eigenen Gefahr vergessend, entfloh sie durch die offene Hausthür, und eilte durch die morderfüllten Gassen der Stadt zu, um Schutz und Hülfe für den mißhandelten Vater zu suchen.

Unter mehreren zweckmäßigen Anstalten, welche der einsichtsvolle Commandant getroffen, war auch die, daß alle waffenfähige Bürger, in Compagnien eingetheilt, mit den regulirten Truppen vereint, die belagerte Stadt vertheidigen mußten. Leupold war nicht der Letzte, der dem Rufe seiner Pflicht folgte. Die wachsende Gefahr hatte ihm den Muth gegeben, sich in letzter Zeit rastlos um das Schicksal der Angebeteten und ihres Vaters zu bekümmern. Mit Schrecken ward ihm Kunde von Pilgrams Entschluß, sein Haus nicht verlassen zu wollen; gern hätte er ihn bei sich aufgenommen, aber mit welcher Stirne sollte er es wagen, vor den Meister zu treten, der seinen Antrag sicher mit kränkendem Hohn zurückgewiesen haben würde? Es blieb ihm daher nichts übrig, als, so oft es der Dienst erlaubte, das Haus, welches den Schatz enthielt, der ihm der theuerste hienieden war, verstohlen zu bewachen. — So eben war er, von seinem Posten auf der Löwelbastei abgelöst, im Begriff, den Posten zu beziehen, auf den ihn das Herz rief, als er von Flüchtigen, die in der

Stadt Schutz suchten, Nachricht von dem feindlichen Überfalle erhielt. Von tödtlicher Angst gespornt, flog er vorwärts, doch kaum hatte er das rothe Thurmthor verlassen, als ihm die Geliebte, verstört und zitternd, entgegen stürzte. — »Helft! rettet! — die Türken — mein Vater —« stammelte sie, und sank erschöpft in Leupolds Arme. Durch Bitten und Geschenke vermochte er einige Weiber, die fast Ohnmächtige in seine Wohnung zu bringen, indeß er mit beflügelten Schritten über die Schlagbrücke der Leopoldstadt zustürzte. Blind für die Greuelscenen, die sich hier seinem Blicke darboten, flog er Pilgrams Hause zu. Einem Tartar, der ihm den Weg vertreten wollte, stieß er den Säbel bis ans Heft in die Brust. Endlich hatte er die Straße und das Haus erreicht; die Plünderer waren abgezogen, aber das Feuer, das sie bei ihrem Abzuge gelegt, hatte schon so um sich gegriffen, daß die Flamme bereits zum Dache herausschlug, und dichter Rauch aus Thür und Fenster quoll. Leupold drang tappend vorwärts, und stieß endlich auf einen menschlichen Körper, — in diesem Augenblicke stürzte ein Theil der getäfelten Stubendecke ein, die eindringende Flamme zeigte ihm den ohnmächtigen Pilgram, den er schnell aufraffte, und eben noch so viel Zeit gewann, das Thor zu erreichen, als die ganze Decke hinter ihm krachend brach. Mit ungeheuerer Anstrengung, weder die stürzenden Balken der brennenden Häuser, noch die schwirrenden Pfeile der Feinde achtend, eilte er der schützenden Stadt zu, und erreichte, durch die kleine Pforte eingelassen, mit der theuern Last glücklich seine Wohnung, wo Marie sich bereits erholt hatte, und mit einem Freudenschrei den Kommenden begrüßte.

Mit Hülfe des schnell herbeigerufenen Arztes ward Pilgrams Kopfwunde verbunden, und der Betäubte wieder zu sich selbst gebracht; doch hinterließ die Verletzung eine Art von Blödsinn, der ihn wochenlang verhinderte, eine deutliche Vorstellung von dem zu fassen, was um ihn her vorging.

Die Zeit, welche Leupold, Mariens Sorge für den geliebten Vater theilend, mit ihr an dessen Bette zubrachte, war für ihn überaus genußreich und beseligend. Wohnte die Angebetete, der sich nur auf hundert Schritte zu nahen er vor wenigen Wochen noch nicht den Muth hatte, jetzt nicht unter seinem Dache? Brachte sie nicht einen großen Theil des Tages mit ihm in einer Stube, größtentheils in seiner Nähe zu? Ward ihm nicht das Glück gegönnt, die Holde mit aller Anmuth, welche geschäftige Häuslichkeit den Frauen verleiht, schalten und walten zu sehen? Durfte er ihr nicht hülfreiche Hand bieten, und lohnte ihn nicht ihr Blick — ach, und welcher Blick! — jede, auch die kleinste Mühe, reicher, als es alle Schätze der Welt vermochten? — Aus dem Himmel dieser Blicke sprach ihn oft der hoffnungsreiche Schein einer glücklichen Zukunft mutherhebend an, — während er im nächsten Augenblicke wieder über die Kühnheit eines so frevelhaften Gedankens erschrack. Dennoch machte ihn ein solcher Blick alle Bilder des Todes und der Zerstörung, die sein fühlendes Herz beängstigten, wenn ihn seine Dienstpflicht auf die Basteien der hartbedrängten Stadt rief, bei seiner Nachhausekunft schnell vergessen, und er fühlte sich, umgeben von den Schreckensscenen einer furchtbaren Belagerung, so glücklich, als er es, noch vor Kurzem, nicht einmal zu träumen gewagt hatte.

Jedes, auch das unschuldigste Mädchen, versteht die Kunst,

das geheimnißvolle und dem Eingeweihten doch so deutliche Sanskrit des Herzens zu entziffern, zumal, wenn selbes sich in so leuchtenden Characteren an den Tag legt, wie Leupolds Flammenblicke kund gaben, als er Marien zum ersten Male erblickte. In scheuer Verwirrung senkte sich ihr Auge, getroffen vom Feuerstrahl des seinigen, zu Boden, mit klopfendem Herzen, und inniger, mehr als schwesterlicher Theilnahme, starrte sie dem im wilden Schmerze aus dem Gemache stürzenden Leupold nach, und die Lösung seines räthselhaften Betragens, die ihr wenig Mühe kostete, erfüllte ihren keuschen Busen mit süßer Beklommenheit. Oft gedachte sie des schönen Jünglings, dessen Schmerz ihr auch noch in der Erinnerung Thränen entlockte, die geschickte Arbeiterin manchen Fehlstich thun ließ, und ihren sonst so regen Fleiß hemmend störte. Wie viel hätte sie darum gegeben, zu erfahren, ob der heilende Balsam der Zeit auch an dem Schmerze des armen Jünglings seine Wunderkraft erprobt habe, und — brennende Röthe, — sie wußte selbst nicht, warum? — überzog ihr holdes Antlitz, — ob er ihrer noch gedenke? Öfter als sonst blickte sie über ihre Arbeit durch's Erkerfenster auf die Straße hinab, in der Hoffnung, die nur einmal gesehene und doch so wohlbekannte Gestalt müsse sich ihren Augen zeigen, und mancher tiefe Seufzer über die getäuschte Erwartung entquoll dem jungfräulichen Busen. So sehr es auch gegen die Gesetze der damaligen strengen Züchtigkeit war, so konnte die holde Jungfrau doch nicht der Versuchung widerstehen, wenn sie des Sonntags mit dem Vater nach der Stephanskirche ging, dann und wann einen spähenden Seitenblick zu wagen, und trotz dem tief ins Gesicht gedrückten Hut, trotz der Menge,

hinter welcher er sich zu verbergen suchte, erkannte sie den Lauscher. Obgleich die jungfräuliche Sittsamkeit diese ehrerbietige Scheu dem bescheidenen Jünglinge Dank wußte, so stieg doch in dem klopfenden Herzen dann und wann der Wunsch auf: ach, wäre er doch nicht zu bescheiden! In ruhigeren Augenblicken spöttelte sie wohl selbst über so thörichtes Wünschen, indem nicht abzusehen war, zu welchem erfreulichen Ausgange die Annäherung des Jünglings, bei des Vaters übler Meinung von ihm, führen konnte. Da Pilgram seiner mit keinem Worte erwähnte, so schwieg auch sie, und nahm sich vor, seiner gar nicht mehr zu gedenken, — ein Vorsatz, den der nächste Sonntag schon zu nichte machte. Als aber die Gefahr wuchs, und der treue Jüngling, von ihr bald bemerkt, verstohlen ums Haus schlich, da ward es ihr klar, wie theuer sie seinem Herzen sey, und — Undankbarkeit war nicht ihr Fehler. — Mit Hülfe der ihr herzlich ergebenen Magd, hatte sie bald Namen, Stand und Wohnung unseres Leupold erkundet; als nun an jenem verhängnißvollen Tage die Tartarn unvermuthet in ihr Haus brachen, als sie den Vater betäubt zu Boden stürzen sah, da nützte sie den günstigen Augenblick zur Flucht; Leupold war ihr erster Gedanke, zu ihm wollte sie fliehen, ihm wollte sie ihre Noth an's Herz legen und eine innere Stimme gab ihr die Versicherung, daß er ihr und ihrem Vater gern Schutz und Beistand verleihen werde, verbannte jeden keimenden Zweifel und besiegte jede Bedenklichkeit jungfräulicher Scheu. Als aber ein glücklicher Zufall ihn ihr entgegen führte, er die Erschöpfte nach seinem Hause geleiten ließ und dem bedrängten Vater zu Hülfe eilte, den er bald darauf in die Arme

der Tochter legte, als sie sein stillbescheidenes Wesen näher kennen lernte, jeder seiner Blicke, jedes seiner Worte ihr die Gefühle seines Herzens verdolmetschte, da fühlte auch sie die Weltbezwingerin siegend einziehen in den keuschen Busen. Doch so beredt auch Leupold's Auge und sein ganzes Wesen sprach, so stumm und verschlossen blieb sein Mund, und die züchtige Jungfrau sah sich zu gleichem Schweigen genöthigt, obgleich sich ihre Neigung oft willenlos in einem unbewachten Blicke hellaufblitzend kund gab. Sie zitterte vor der Zeit, wo ihr Vater seine volle Besinnung wieder erhalten würde, so sehnlich die gute Tochter sie auch herbei wünschte; denn mußte sie nicht fürchten, Pilgram würde, sobald er Leupold erkannte, dessen Haus verlassen? denn nimmer konnte der strenggesinnte Mann sich entschließen, von dem Jünglinge, den er so schwer gekränkt, Wohlthaten anzunehmen. Auch Leupold, Gleiches besorgend, zitterte vor dieser Zeit; doch Beide fürchteten vergeblich. Der alte Pilgram erhielt den vollen Gebrauch seiner Sinne, ohne Leupold wieder zu erkennen, er sah in der menschenfreundlichen Handlung des jungen Mannes nichts als die Erfüllung der Pflicht der Nächstenliebe, die zur Zeit der Noth jeder gute Bürger dem Leidenden schuldig ist.

Während in Leupold's Hause seliger Friede herrschte, tobte die losgelassene Kriegesfurie drohend an den Mauern der hartgeängsteten Stadt. Wiederholte Stürme wurden durch die Tapferkeit der Belagerten abgeschlagen, gesprengte Minen durch unterbrochene Wachsamkeit und unermüdete Thätigkeit unschädlich gemacht; doch ohne baldige Hülfe von außen war der endliche Fall der Festung unvermeidlich. Diese

trübe Aussicht füllte jede redlich gesinnte Brust mit Grauen und begeisterte den Muth und die Ausdauer der Vertheidiger zu unglaublichen Thaten.

In einem der vielen Ausfälle, welche veranstaltet wurden, um die Annäherung der Feinde an die, von ihrem Geschütz und den gesprengten Minen schon halb in Schutt verwandelten Festungsmauern, zu verhindern, wurde Leupold von einer feindlichen Kugel in die Schulter getroffen und blutend nach seinem Hause getragen. Marie, die eben im Hofe des Hauses ein häusliches Geschäft besorgt hatte, begegnete der Bahre, worauf Leupold gebracht wurde, an der Hausthür. Laut aufschreiend warf sie sich mit der Miene einer Verzweifelnden über den Verwundeten, und suchte, alle Rücksicht vergessend, das fließende Blut mit ihrem Busentuche zu stillen. Vergebens bat sie der herbeigerufene Wundarzt, das Gemach, in welches man Leupold gebracht hatte, zu verlassen, weil es vor Allem nöthig war, die Kugel aus der Wunde zu ziehen, und er befürchtete, der Anblick dieser schmerzlichen Operation würde sie zu sehr angreifen; allein Marie erklärte sich entschlossen, nicht von seinem Lager weichen zu wollen, bis sie den Verwundeten ganz außer Gefahr wisse, und als die Operation glücklich gelungen, die blutige Kugel herausgenommen war und der Wundarzt den Kranken außer Gefahr erklärte, da warf sie sich mit Freudenthränen auf die Knie und dankte Gott in lautem Gebete.

Mit namenlosem Entzücken bemerkte Leupold diese unwiderlegbaren Beweise von Marien's Liebe, fühllos gegen allen Schmerz, vermochte ihm die Operation nur ein kurzes Zucken zu erpressen; sein Geist schwamm in einem Meer von

Wonne und erhob den Körper über jedes irdische Leiden; denn er sah sich geliebt, geliebt von ihr! sah den geheimsten, theuersten Wunsch, den er sich selbst einzugestehen kaum den Muth hatte, mit einem Male wie durch einen Zauberschlag verwirklicht! — Nicht der Worte bedurften die Liebenden zum Geständniß ihrer Gefühle; ein Blick, ein leiser Händedruck genügte.

Leupold, obgleich ganz außer Gefahr, mußte mehrere Tage das Bett hüthen, durch Mariens sorgliche Pflege erquickt und beseligt, während Vater Pilgram gänzlich hergestellt, in erneuter Rüstigkeit, sein Krankenlager verlassen und im Hause umher gehen konnte.

Eben war der Verwundete in einen langen, erquickenden Schlaf versunken, als Zimmerleute mit dem Befehl des Commandanten, das Schindeldach des Hauses abzudecken, in Pilgram's Gemach traten. Der Feind hatte unter dem Schutz der Nacht eine Batterie in der Nähe der Stadtmauer aufgeworfen, aus der er den Theil der Stadt, in welchem Leupold's Haus stand, mit Nachdruck zu beschießen drohte; um Feuersgefahr zu verhüthen, hatte der umsichtige Commandant jenen Befehl gegeben. Pilgram übernahm auf Mariens Bitten, die den Schlafenden nicht verlassen wollte, das Geschäft, die Bodenkammern zu räumen.

Schon längst hatten sich die Zimmerleute nach vollbrachter Arbeit wieder entfernt, gleichwohl ließ sich Pilgram, wie er wohl sonst, sich nach dem Befinden des Kranken erkundigend, zu thun pflegte, nicht sehen. Auf Marien's Frage erwiederte die Magd, der alte Herr sey, während die Andern noch das Gerülle aus der Kammer räumten, mit einem klei-

nen Nahmen in der Hand und feuerrothem Gesichte aus einem Winkel derselben getreten, habe sich schleunig entfernt und in seine Stube eingeschlossen. Marie wartete noch einige Zeit, doch endlich klopfte sie besorgt an die verschlossene Thür, sich nach dem Befinden des Vaters erkundigend, erhielt aber durch's Schlüsselloch die Antwort: daß er sich vollkommen wohl befinde, für heute aber allein zu bleiben wünsche. Die gute Tochter, des Vaters Eigenheiten kennend und selbst seine Schwächen ehrend, entfernte sich gehorsam; als er aber am andern Morgen mit merklicher Verlegenheit in Leupold's Stube trat, sich einsylbig und mit gesenktem Auge nach dessen Befinden erkundigte, als sie ihn wiederholt auf lauernden Blicken ertappte, da keimte bei ihr die Furcht, der Vater habe die Gefühle ihres unbewachten Herzens belauscht und mißbillige sie; diese Besorgniß ward zur Gewißheit, als sie bemerkte, wie ängstlich derselbe vermied, mit Leupold allein zu seyn, wie jedes, von dem Kranken an ihn gerichtete Wort, des sonst so unbefangenen Greises Wange dunkel färbte.

Die Noth der unglücklichen Stadt hatte den Gipfel erreicht, und nur die beispiellose Tapferkeit vermochte noch, das Eindringen der rastlos stürmenden Feinde durch die zerstörten Mauern abzuhalten; da brach der entscheidende Morgen des ewig denkwürdigen 12ten Septembers an, mit ihm sah man die Scharen der Befreier, den tapfern Polenkönig Johann Sobiesky an der Spitze, das nahe Gebirg herab gegen das feindliche Lager anrücken: die entscheidende Schlacht wurde geliefert; das türkische Heer, auf allen Punkten geschlagen, suchte in eiliger Flucht sein Heil, das ganze Lager sammt den darin befindlichen ungeheuern Schätzen, selbst die heilige

Fahne, ward der Sieger Beute — und das hartbedrängte Wien sah sich nach einer, beinahe zehnwöchentlichen Belagerung, befreit.

Am folgenden Tage, als die fürstlichen Befreier an der Spitze ihrer Truppen in die von lange erduldeten Drangsalen erlöste Stadt einzogen, der Polenkönig das Te Deum in der Stephanskirche selbst anstimmte, befand sich unter der andächtigen Menge auch Meister Pilgram, in Begleitung seiner Tochter und unseres Leupold, dem der Arzt an diesem glücklichen Tage zum ersten Male auszugehen erlaubt hatte. Als nach vollendetem Gottesdienst diese drei die Kirche verließen, bat der alte Pilgram den Jüngling, Marien allein nach seinem Hause zu begleiten, und entfernte sich unter dem Vorwand eines wichtigen Geschäfts. Es mochte ungefähr eine Stunde verflossen seyn, da kam er ihnen keuchend nach, zwei schwere Kästchen tragend, die Marie sogleich für jene erkannte, in denen er zu Anfang der Belagerung sein Geld und seine Kostbarkeiten in dem Keller ihres abgebrannten Hauses vergraben hatte.

Seit diesem Tage ging Pilgram oft aus, und kehrte spät heim. Auf die Frage seiner Tochter: wo er so lange geblieben? erwiederte er kurz: Geschäfte; — überhaupt war in seinem ganzen Benehmen, in seinem lauernden Blick, in dem listigen Zug um den Mund etwas Unheimliches, das der Liebe des jungen Paares nichts Gutes zu prophezeyen schien. Unbegreiflich war es Marien, daß der Vater sich über seine Absichten für die Zukunft nicht äußerte, daß er noch immer keine Anstalt zu treffen schien, Leupold's Haus zu verlassen. So angenehm ihr auch der letzte Umstand war, so konnte sie

ihn doch nicht mit Pilgram's sonstiger Denkungsart vereinigen; auch konnte sie nicht begreifen, wie der Vater, wenn er, wie sie zu befürchten hinlänglichen Grund zu haben glaubte, ihre Liebe zu Leupold doch nicht billigte, noch länger anstehen konnte, sie aus dessen gefährlicher Nähe zu bringen, — ein Gedanke, der ihr jedesmal schmerzliche Thränen entlockte.

Auch Leupold zitterte vor dieser verhängnißvollen Stunde, die ihm den Frieden seines Hauses und das Glück seiner Liebe rauben sollte; so überzeugt er auch von Marien's Liebe war, so hatte er es doch nicht gewagt, dem Gefühle seines Herzens Worte zu geben, denn nimmer konnte er auf die Einwilligung des strengen Alten rechnen, der, besonders in letzter Zeit, jedes Gespräch mit ihm sorgfältig zu vermeiden schien. Die entscheidende Stunde, obgleich lange gefürchtet, schlug den Liebenden dennoch zu früh, als Pilgram ihnen eröffnete, wie er von seinem geborgenen Gelde ein Haus in der Stadt gekauft habe, das er morgen mit einigen zurückgekehrten Kunstgenossen durch einen fröhlichen Schmaus, wozu er Leupold auch lud, einweihen wolle.

Mit schwerem Herzen begrüßte der arme Leupold den neuen Tag, der ihn, vielleicht auf immer, von der Geliebten trennen sollte. So sehr sich auch die Geschäfte während seiner Krankheit gehäuft, so sehr sie seine angestrengte Thätigkeit heischten, heute war es ihm unmöglich, auch nur einen Brief zu schreiben. Voll ängstlicher Erwartung begab er sich noch vor der bestimmten Stunde in das bezeichnete Haus, in der Hoffnung, Marien, die schon am frühen Morgen mit ihrem Vater sein Haus verlassen hatte, noch einige Augenblicke allein zu sehen, und mit dem Vorsatz, sie zu beschwö-

ren, seiner nicht zu vergessen; allein, Marie war mit den Vorbereitungen zu dem Einzugsschmaus beschäftigt, und nach und nach versammelte sich eine ziemliche Anzahl ehrbarer Malermeister mit ihren stattlichen Frauen und erwachsenen Kindern. Daß ihm bei Tische der Platz neben Marien angewiesen wurde, erhöhte seinen Muth und er beschloß, hier heimlich seinen Vorsatz auszuführen, wozu sich früher keine Gelegenheit gefunden; aber Marie war so heiter, ihre glänzenden Blicke sprachen die Fröhlichkeit ihres Herzens so deutlich aus, zeigten ihm, wie leicht es ihr ward, ihn zu verlassen, daß ihm das Wort auf der Lippe erstarb und tiefe Traurigkeit sich seiner bemächtigte, indeß rund um ihn Scherz und Frohsinn herrschte.

Das Mahl war beendet und die Becher erklangen manchem ausgebrachten Toast; da erhob der alte Pilgram die Stimme: »Meine werthen Freunde, und vor Allen Ihr, meine theuern Kunstgenossen, vergönnt mir nun ein ernstes Wort. Nicht allein die Absicht, die Besitznahme meines neuen Eigenthumes nach der Väter Weise beim fröhlichen Mahle zu feiern, hat mich bewogen, Euch hierher zu bitten; ich habe noch zwei andere Anliegen auf dem Herzen, bei deren Beendigung ich Eure Anwesenheit, meine theuern Kunstgenossen, bedarf. Ich habe nämlich begangenes Unrecht gut zu machen und dann will ich meine einzige Tochter Marie mit einem wackern Manne verheirathen. — Was den ersten Punkt betrifft, so ist Euch Allen bekannt, wie ich zum Vollstrecker der letzten Willensmeinung der italienischen Gräfin, die sich als eine echte Patronin unserer holden Kunst bewährt hat, bestimmt worden; auch habe ich mich dieses ehrenden Ver-

trauens jahrelang nach meinem besten Wissen und Wollen würdig zu machen gesucht, doch ein einziger unbewachter Augenblick zeigte mir, wie wenig ich eines so ehrenvollen Berufes würdig und gewachsen sey.« — Hier holte er ein kleines, die Himmelfahrt des Erlösers vorstellendes Gemälde aus einem Schrank hervor und stellte es auf eine bereitstehende Staffelei, indem er fortfuhr: »Seht dieß Bild und wißt, daß es das erste Werk eines jungen Mannes ist, der bei spärlichem Unterricht, bloß von dem Genius in seinem Innern geleitet, ein solches Werk zu vollbringen vermochte.« — Die Meister versammelten sich um das Bild, betrachteten es prüfend und vereinigten sich endlich in dem Ausspruch: »diese Schilderei, obgleich sie noch die Spuren einer ungeübten Hand trägt, zeugt von mehr als gewöhnlichem Talent und berechtigt zu hohen Erwartungen.« — »Und doch habe ich« — unterbrach Pilgram die lobenden Meister, — »verblendet von Unmuth und übler Laune, den hochbegabten jungen Mann, der sich mit diesem sprechenden Beweise seines Talentes zu mir begeben hatte, um sich die nöthige Unterstützung zu fernerer Ausbildung zu erbitten, höhnend von mir gewiesen, habe sein wackeres Probestück kaum eines Blickes gewürdigt, und, von seinem gerechten Widerspruch gereizt, im blinden Zorn mich nicht entblödet, ihn als einen Pfuscher von mir zu weisen. — Pflicht und Gewissen fordern mich daher auf, eine Stelle niederzulegen, der ich nicht gewachsen bin, und Euch zu bitten, aus Eurer Mitte einen Würdigern zu wählen. Um aber das verübte Unrecht, das ich öffentlich zu gestehen für eine wohlverdiente Buße hielt, auch nach Kräften wieder gut zu machen, reiche ich

hier dem schwerbeleidigten, talentvollen jungen Manne die Hand meiner Tochter und mit ihr Alles, was ich mein nenne.«

Leupold hatte Pilgram's Rede nur bis dahin gehört, wo er sagte: »und dann will ich meine einzige Tochter mit einem wackern Manne verheirathen.« — Von diesem Augenblicke an hörte und sah er nicht mehr. In stummer Betäubung saß er da, indeß sein hart getroffenes Herz blutend zuckte, als aber Pilgram zu ihm trat, Mariens Hand in die seinige legte und ihn mit einer Thräne in der greisen Wimper umarmte, da fuhr er aus seiner Betäubung auf, und suchte mit ängstlichem Blicke Erklärung des Räthsels, fürchtend, daß der nächste Augenblick ihn aus dem seligen Traume zur trostlosen Wirklichkeit erwecken würde. Diese Erklärung ward ihm und mit ihr die Bestätigung eines Glückes, welches sein kühnstes Hoffen überstieg.

»Längst war mir,« — beschloß Pilgram seine Rede: — »Eure Liebe, theure Kinder, kein Geheimniß mehr, denn Eure Blicke verriethen nur zu deutlich, was der Mund verschwieg. Ich billigte sie im Stillen, und beschloß Eure Wünsche zu krönen, sobald unsere gute Stadt befreit, und mein vergrabenes Vermögen wieder gefunden worden. Da fand ich bei Räumung der Bodenkammer dieses Bild; versteckte Fragen an deine Dienstmagd, mein Sohn, an meine Tochter, dein Gesicht, daß mir stets so bekannt vorkam, ohne daß ich mich erinnern konnte, wo ich dich schon gesehen, Alles überzeugte mich von meinem schweren Unrecht, welches zu vergüten fortan mein einziges Dichten und Trachten war. Der Augenblick der Vergeltung ist gekommen; vergib mir, theu-

rer Sohn, und du, meine Tochter, bezahle deines Vaters Schuld durch treue Liebe!«

Schluchzend sank der überselige Leupold zu Pilgrams Füßen nieder, doch dieser riß ihn heftig herauf an seine Brust, und drängte ihn dann zu der sanft weinenden Marie hin: »gib ihm den Brautkuß, meine Tochter,« rief er: »meinen Segen hast du!« Hocherröthend reichte die folgsame Tochter ihm die Purpurwange, die Leupold wonnezitternd kaum mit dem äußersten Saume der gespitzten Lippen zu berühren wagte, während ein sanfter Händedruck Mariens ihm beseligende Kunde von dem Gefühle ihres Herzens gab, und ein allgemeines Lebehoch, von Gläsergeklirr begleitet, laut jubelnd erscholl.

Margarita.

1.

Auf unserm Pfade mußten Rosen sprossen,
Als Abglanz deines Munds und deiner Wangen,
Und Balsamdüfte, so die Luft durchdrangen,
Die hatte rings dein Athem ausgegossen;

Die Sterne von der Dämm'rung noch umschlossen,
Waren in deinen Augen aufgegangen,
Und die Akkorde, die um uns erklangen,
Dem Wort: »Auf ewig!« waren sie entflossen.

Die Bande, die der Erde mich entzogen,
Das war dein Arm, mit dem du mich umschränktest,
Der Nektar, den ich durstig eingesogen,

Das war dein Kuß, mit welchem du mich tränktest,
Das Himmelreich, in das ich aufgeflogen,
Das warst du selber, die du dich mir schenktest.

2.

So schlich den wieder hin ein schwerer Tag,
Ohne daß mir dein liebend Auge blinkte,
Und bis zum Grabe diese Tag = Nacht hinkte,
War mir's, als müßt' ich selbst in's Grab mit nach.

Der trübe Tag, der so voll Wolken lag,
Als wenn er sich um Nacht zu scheinen schminkte,
War eine Nacht voll Kühlung als er winkte
Bis ich's verstand, wo er dann seufzend sprach:

»Komm nur heraus in meine Trauernacht!
Vielleicht daß sie die Nacht in deinem Herzen
Durch ihres Mitgefühles Kummer heilt:

Ich that mein Haar mit finstrer Wolkenpracht,
Und meine Stirne mit Gewittern schwärzen,
Damit in meine Nacht sich deine theilt!«

3.

Das Fenster öffnet sich, durch finst're Nacht
Flattert dein Wort auf rosenfarbnen Schwingen
Und schimmernd seh' ich's durch das Dunkel dringen,
Das mild von ihm erhellt den Tag verlacht;

Doch, Liebe, still! die Welt, die späht und wacht,
Hält ausgespannt ihr Garn und ihre Schlingen,
Die könnten in Gefahr das Täubchen bringen,
Drum habe wohl auf seinen Ausflug Acht!

Denn schlüpft es auch, flink wie ein Sonnenstrahl,
Mit seinen Flügelchen durch Band und Riegel,
Und ist ihm auch kein Netz zu fest gestrickt,

So streift sich durch die Haft doch jedesmal
Vom Briefchen, das es trägt, herab das Siegel,
Und manch' ein hold Geheimniß wird durchblickt.

4.

Die Liebe, die wir hegen, ist ein Lamm,
Das unſ'rer Küſſe ſanftgeſinnte Hirten
Gefunden einſt in einem Hain von Myrthen,
Der ganz im Duft der eignen Blüten ſchwamm;

Sie führen's täglich auf die Trift zuſamm,
Wo ſie es weiden und am Quell bewirthen,
Und dann mit Roſenkränzen es umgürten,
Und zärtlich ſpielen mit dem zarten Lamm;

Des Nachts, wenn Luna durch die Sterne ſchlifft,
Dann wird das Lämmchen ſorgſam heimgetrieben,
Wo ihm bereitet iſt ein Bett von Moos:

So wechſelt es den Schlummer und die Trift,
Denn ſeinen Hirten iſt in's Herz geſchrieben:
Der Schlaf nur und die Weide zieht es groß.

5.

Wie der, den dumpfe Kerkernacht umweht,
Hinaus sich sehnt um frei die Brust zu heben
Wie Einer, der den Wellen preißgegeben,
Im Meeressturm nach einem Brete späht;

Und wie ein Kranker Alles sonst verschmäht,
Genesung nur begehrend und sein Leben,
Muß ich nach Rettung, Luft, Genesung streben,
So lang mir deines Anblicks Lust entgeht;

Ich beb' im Sturm des Meer's, wenn Trennung droht,
Der Sturm vertobt, bin ich bei dir gebettet,
Entfernt von dir, schmacht ich in Kerkernoth,

Doch werd ich frei, wie mich dein Arm umkettet,
Fliehst du vor mir, so bin ich krank, halbtodt,
Und nur dein Kuß ist's, der mich heilt und rettet.

6.

Was dir den Leib mit so viel Blüten schmückt,
Das selbst der Mai getrieben wird zum Neide,
Dieß ist's woran ich meine Augen weide,
Und meinen Arm, wenn er an's Herz dich drückt;

Doch was die Hand der Zeiten nicht zerpflückt,
Der edlen Seele köstliches Geschmeide,
Das du bewahrst unter dem Erdenkleide,
Dieß ist's was ganz unendlich mich beglückt!

Drum wenn mein Arm um deinen Leib sich flicht,
Möcht' ich vergehn vor Freuden und vor Schmerzen,
Die deines Athems Hauch mir löscht und schürt,

Und meine Liebe glaubt voll Zuversicht,
Daß mir in dir ein Engel ruht am Herzen,
Der in das Paradies mich eingeführt.

Heinrich Stepf.

Ave Maria.

Es zog ein Ritter kampfesmüd
Von langer Fahrt nach Hause,
Da klang ein Glöcklein durch den Ried
Vom Thurme der Karthause,
Der Laut drang ihm ins Herz hinein,
Sie läuteten im Abendschein:
Ave Maria!

»Hier will ich ruhn an dieser Stell,
Leb wohl mein treuer Rappe,
Will tragen, statt der Waffen hell,
Die Kutte und die Kappe« —
So tritt er in den Klostergang,
Und oben tönts in vollem Schwang:
Ave Maria!

Als frommer Brüder pflegt er nun
Die Blumenflur im Garten,
Um so, bei gottgefäll'gem Thun,
Sein Stündlein abzuwarten,
Dort schuf er lieb- und andachtsvoll
Vom Frühroth bis es spät erscholl:
Ave Maria!

Noch wußt' er keinen Lobgesang
Und kein Gebet zu sagen,
Die Brüder hatten oft und lang
Geduld mit ihm getragen,
Sie unterwiesen ihn getreu,
Doch lernt' er nur der Worte zwei
Ave Maria!

Die sprach er betend immerdar
Aus innigem Gemüthe,
Und schmückte Unsrer Frau Altar
Mit immer neuer Blüte
Bis daß er einst im Herrn entschlief,
Und sterbend noch die Worte rief:
Ave Maria!

Hell schien's auf seinen Hügel hin,
Da wuchs hervor im Glanze
Ein Lilienstengel schlank und grün,
Mit weißem Blumenkranze,

Und sieh! — auf jedem Blatte stund
Mit goldner Schrift auf lichtem Grund:
Ave Maria!

Verwundert steht der Brüder Chor
Vor dieser Wunderblume:
»Sagt, welche Wurzel treibt hervor
Solch reine Wunderblume?«
Sie tragen sie zum Münster hin
Und jeder spricht mit frommem Sinn!
Ave Maria!

Dann graben sie im kühlen Grund
Und sehn den Ritter liegen,
Es war aus seinem treuen Mund
Die Wurzel aufgestiegen,
So lag er unversehrt und schlief,
Und noch die todte Lippe rief:
Ave Maria!

Franz Haas v. Oertingen.

Auf eine zerbrochene Leier.

Faßt denn Alles der Tod, den Klang, den Reim und die Saiten,
Deckt die ewige Nacht herzlos den Ruhm und das Lied?
Sterben die Töne dahin der Liebe betrauerte Klagen,
Wird der elegische Schmerz weit von der Heimath verbannt?
Greift das Schicksal wild in der fommen Akkorde Gelispel,
Weint die Lyra still aus den ambrosischen Geist?
Schweigend liegt sie nun da des Sängers holde Geliebte,
Und erwiedert den Gruß heiliger Sehnsucht nicht mehr.
Sänger klage nicht klein, es leben im Äther die Töne,
Der Unsterblichkeit Bild halten die Lieder dir vor.
Ruhet im Grabe der Leib, entschwingt sich befiedert die Seele,
Psyche sonnt sich verjüngt dort in der Glorien Strahl.
Was die Leyer Irdisches hat, gehöret dem Staube,
Nur der vergeistigte Klang bleibet dem Himmel verwandt.

Ewig lebt er ja fort, er trotzet der Schere der Parze,
Von Geschlecht zu Geschlecht wandelt er lustig und grün.
Tödtet gleich Alles die Zeit, versinken die Siegestrophäen,
Blühet doch immer der Ruhm würdig vom Liede begränzt.

K. Baldamus.

Der Bote
auf dem St. Bernhardt-Gebirge.

» Nur eine halbe Stunde noch
Dort über's nächste Alpenjoch!
Im harten Schnee und Eise!
Dann kommen wir, das Auge sieht's
Von fern schon lange, zum Hospiz
Und festem sichern Gleise,
Und treten wir nur da erst ein,
Wird auch dem Kleinen besser seyn!«

» Doch muß er regen selbst den Fuß,
Weil er ja sonst erfrieren muß
Stillsitzend auf dem Thiere;
Denn wie es heute friert und schneit
So sah ich's nicht, seit langer Zeit,
Daß ich zu Berge führe;
Nur so zu Fuß, in Müh' und Schweiß,
Bleibt noch der Lebensfunke heiß!«

Und immer höher gings hinauf
Und immer matter ward der Lauf
Im Sturmwind, Eis und Flocken;
Der Knabe, der kaum fort noch kann,
Hält sich am Schweif des Maulthiers an;
Da tönts, wie ferne Glocken!
Da steigt der Rauch schon vom Hospiz,
Das Ohr vernimmt's, das Auge sieht's.

Und immer schneller treibts nach dort
Die kleine Karavane fort;
Und immer wild'res Toben
Der Elemente rings umher;
Man sieht und hört sich selbst nicht mehr
Im Wirbel Schneegewoben;
Des Maulthiers Glöcklein klingt allein
Und zieht den Knaben hinterdrein;

Und endlich nun: »Gottlob! am Thor!
Gott tausend Dank! die Hand empor
Von unsrer Aller wegen!
Und Dank aus allen Herzen laut
Den Männern, die das aufgebaut,
Das Haus zum Gottessegen!
Das jetzt uns nimmt in seinen Arm
Wie Engelflügel weich und warm!«

»Kommm, lieber Franz!« die Mutter ruft;
»Doch, aus der eisig nassen Luft
Nicht flugs ins warme Zimmer!«
»Komm!« ruft der Vater »liebes Kind!
Nun ist's vorbei, ich hört im Wind
Wohl lange dein Gewimmer!« — —
Doch ach! kein Knabe hört's und sieht's,
Nicht Vater, Mutter und Hospiz!

Das Thier mit Glöcklein trabt einher,
Doch hinter drein kein Knabe mehr,
Kein blühend Kind zu schauen!
Da, wie Lavinen dringt's herein,
Der Frost wird Angst und Todespein,
Die Freude wildes Grauen.
»Was ist's nun, das der Mensch noch kann?«
So sehn sich Vater, Mutter an!

»Kein Menschenauge sieht noch Bahn
Im Flockenwirbel, im Orkan;
Hinauf hinab die Höhen!
Und dunkel bricht die Nacht herein;
Kein Mondlicht und kein Sternenschein,
Der unsre Noth kann sehen;
Doch bleib ich nimmer hier im Haus,
Ich grab ihn mit den Händen aus.«

Der Pater Pförtner kommt herbei,
Er hört den bittern Seelenschrei
Der Ältern zu sich dringen,
Er legt in ihre, seine Hand,
Spricht: »Der« — nach oben hingewandt,
»Der kann noch Hülfe bringen,
Denn Boten haben wir umher,
Wo Jeder sonst verloren wär:«

»Drum laß ich hier aus meinem Haus
Jetzt auch den Vater nicht hinaus
Und schließe meine Pforte,
Doch mit Gebeten seyd bereit
Für Euer Kind zu dieser Zeit;«
Das waren seine Worte;
Die Pforte zu! Sie drinnen sind
Und draußen, draußen ach! ihr Kind!

Und mit den Knieen gräbt die Pein
Sich in des Estrichs Boden ein;
Sie beten laut zusammen,
Und draußen noch kein Tritt, kein Schritt;
Nun beten auch die Andern mit
In gleicher Inbrunst Flammen,
Die heiß aus allen Seelen bricht,
Und doch kein Schritt von draußen nicht.

Doch ohne Tritt und Schritt er naht,
Der von da oben kommt der Rath,
Wenn Alles schon verloren;
Doch ohne Tritt und Schritt erklingt
Die Pfortenglocke hell und dringt
Herein zu Aller Ohren;
Die Patres wissen, was geschah:
»Da sind wohl unsre Boten da!«

Und durch die Pforte tritt einher,
Bedächtig und mit Schritten schwer
Und seltsam anzublicken,
Ein Dogge, übergroß von Art
Und stark und zottigschwarz behaart,
Den Knaben auf dem Rücken,
Der Hund von seiner Bürde heiß,
Der Knabe wie ein Marmor weiß.

Zwar um den Hals des Thieres wand
Sich noch des Knaben Arm und Hand,
Als wollt' er den nicht lassen;
Doch auf des Thieres Kopfe liegt
Das blonde Haupt, fest angeschmiegt,
Als wollt' es so erblassen;
Die Wangen sonder Rosenschein
Und kalt und starrend Arm und Bein!

Das Thier das Seine hat gethan
Und lenkt zum Pförtner nun die Bahn;
Nun thu' auch Du das Deine!
Ihr Patres Alle tretet ein,
Ihr Ältern laßt von Eurer Pein,
Zu helfen im Vereine,
Weil noch der Puls sich leise hebt,
Und Odemzug im Busen webt!

Und sieh'! allmählich schwindet auch
Der starre Frost vom Liebeshauch,
Der leise ruft ins Leben;
Und siehe! wie von Kuß und Kuß
Der zarte Leib erwarmen muß,
Der schon dahin gegeben;
Und sieh'! den neuen Rosenschein
Sich webend in die Wangen ein.

Und sieh'! der schöne Kindesmund
Der thut nun auch das Leben kund,
Und sieh'! der Wimper Seide,
Und sieh'! der Augen Gottesglanz,
Entfaltet nun zum Himmel ganz,
Zu aller Menschen Freude;
Und sieh'! nun um die Ältern hin
Der Kindesarme Liebessinn.

Warum sie schweigen Alle dort? — —
Da gilt kein Laut mehr und kein Wort,
Da gilt nur stummer Segen,
Und Inbrunst, Andacht fromm erhöht
Zu dem, der durch die Wüste geht
Um seiner Menschen wegen;
Das legen nun im frommen Haus
Die Patres auch dem Knaben aus.

Fr. Kuhn.

Blumensonntag.

Hast du Blumen schon gesehen,
Wenn es Sonntag ist im Lenz:
Wie sie in den Kreisen stehen
Ihres duft'gen Elements?

Rose haucht die Duftgebete
Himmelaufwärts fromm und mild,
Wo die zarte Morgenröthe
Prangt ihr großes Spiegelbild.

Nelke steht im Spitzenkleide,
Fein geschnürt in grünen Sammt,
Betet zu dem Luftgebäude,
Wo die Purpurleuchte flammt.

Tulipane, sie die Fromme
Öffnet ihren Blütenschrein,
Daß des Himmels Feuer komme,
Tauche ganz in sie hinein.

Veilchen sind gar gute Kleine,
Freu'n sich daß es Sonntag ist,
Wo im Abendlustvereine
Vöglein sie und Glühwurm küßt.

In der großen Duftfamilie
Steht ein milder Priestergreis
In dem Festgewand, die Lilie
Mit dem Haupte silberweiß.

Liest in jenem großen Buche,
Das gewebt aus Luftazur,
Wo, vereint zum Gottesspruche,
Sterne stehn in blauer Flur;

Liest die Wundercharaktere,
Die erkennbar nur zu Nacht,
Und vor ihres Auges Klärе
Auch am Tage stehn in Pracht.

Betend stehen alle Blumen,
In dem Kreise weit und groß,
Vor des Altars Heiligthumen,
Die geziert mit seidnem Moos.

Horch, — da wehn des Glöckleins Halle
Aus der nahen Kirche her,
Und sie schaukeln frömmig alle
Ihre Häupter hin und her.

Manfred.

Thränen-Grund.

„Sangst uns immer nur von Thränen
Und von unbeglücktem Herzen;
Sind dir denn nie Freuden worden,
Immer Qualen nur und Schmerzen?

Hast du nie ein Herz gefunden,
Das geneigt, dich zu verstehen?
Ist dir nie von schönen Frauen,
Armer Sänger, Huld geschehen?

Oder hat ein and'rer Kummer
Dir getrübt die Jugendtage?
Wie's wohl sonst sich oft ereignet;
Denn die Welt ist voller Plage!« —

»» Nichts von Allem, liebe Brüder!
Oben war der Himmel helle,
Unten grün die Flur, und, dürstend,
Traf ich immer eine Quelle.

Sterne hab' ich auch gefunden,
Die mich freundlich angeblicket,
Rosen und Jasminen haben
Oft geblendet und erquicket!

So auch haben Lockenwellen
Niederströmend mich umspület,
Und ich hab' die gold'nen Wogen
Wie ein Schwimmer oft durchwühlet.

Oft die Dämme eingerissen,
Die die reiche Fluth umschlossen,
Daß sie rings auf Schneegefilde,
Überschwemmend, sich ergossen.

Augen, Lippen, Brust und Haare,
Aller Schönheit Zier und Krone,
War mir liebend Preis gegeben,
Waren mein zu süßem Lohne!

Und es haben weiße Hände
Oft mir liebevoll geschmeichelt,
Und mit zärtlichem Behagen
Sanft die Wange mir gestreichelt.

Waffen hab' ich auch getragen;
In den edlen Sänger-Orden
Bin ich gleichfalls eingetreten;
Nirgends ist mir Schmach geworden.

Bin der Erste nicht gewesen
Und auch nicht der Letzte eben;
In der Mitte ging ich meistens,
Mocht auch manchmal vorwärts streben.

Manches, deß ich mich verwogen,
Konnt' ein And'rer nicht erreichen;
Oft auch mußt' ich, weit vom Ziele,
Wieder einem Stärker'n weichen.

Doch die Besten allerwege
Sah'n mich gern in ihrem Kreise;
Konnt' ich's ihnen gleich nicht machen,
Liebten sie doch meine Weise!«« —

»Ei nun! — was du hier erzählest,
Sänger, klingt ja nicht so schaurig;
Warum also so viel Thränen,
Warum sangst du dann so traurig?

Frauen sind dir hold gewesen,
Waffen hast du auch geschwungen,
Männer mochten wohl dich leiden
Und manch' Lied ist dir gelungen:

Was denn hattest du zu klagen,
Sprachst von Sehnen nur und Thränen,
Reimtest Herzen stets mit Schmerzen;
Niemand konnt' dich glücklich wähnen!« —

»»Schwer kann ich mir's selbst erklären,
Und doch hab' ich sie vergossen;
Sprach ich Euch von heißen Thränen,
Sind sie mir vom Aug geflossen.

Dieß ja ist das Glück der Jugend,
Daß sie ohne Grund kann weinen,
Und aus vollem Herzen lachen
Bei den allerherbsten Peinen.

Und Ihr wißt ja, lieben Freunde,
Damals ist die Saat gesegnet,
Wenn's im Mai, bei warmen Tagen,
Recht oft bei Gewittern regnet.

Und stets wächst das Grün am schönsten
An der Brunnen frischen Quellen,
Und die Blumen blüh'n am vollsten
An den feuchten Wiesenstellen. —

Zwar bin ich nun Mann geworden
Und ich sing' jetzt and're Lieder;
Doch der Mai auch ist vergangen
Und die Jugend kehrt nicht wieder!

Also triefen junge Bäume
Ueber gern von süßem Safte;
Doch er stockt zu dickem Harze
In dem rauhern, ältern Schafte.« «

Jos. Christian Baron Zedlitz.

Vor'm Begräbnisse.

Wer will, seh' ihn noch einmal an:
Er liegt so still, so hehr!
Wer will, seh' ihn noch einmal an,
Bald kann er's nimmermehr.
Bald tragen sie ihn fort und fort,
Und tragen ihn hinaus;
Zur Kirche fort, zum Friedensort,
In's allerletzte Haus.

Dann könnt ihr ihn auch nimmer sehn,
Und grämtet ihr euch krank:
Er mußte durch ein Pförtlein gehn,
Das hinter ihm versank.
Wie wollt ihr dann so oft, so gern
Ihm Manches noch gestehn:
Umsonst, umsonst! Er ist zu fern,
's wär weit, zu ihm zu gehn!

Wie oft entsinnt ihr euch auf Sprach'
Und Züge nicht mehr gut:
Ihr eilt zu ihm in's Schlafgemach, —
Wo er nun nimmer ruht.
Ihr sprecht von seinem Seyn und Thun
Mit »ist« und »thut« sogar;
Und denkt wohl nimmer, daß ihr nun
Müßt sagen »that« und »war.«

Und wenn ihr Abends um den Tisch
In stillem Kreise sitzt,
Dann ruft wohl Einer froh und frisch:
»Still, still! wer pocht den itzt?«
»»'s ist unser Lieber!«« heißt es dann,
Bis Einer merkt den Trug:
Dann seh'n sich Alle schweigend an,
Und wischen mit dem Tuch.

Er war ein Mann, voll Herz, Verstand,
Voll Lieb' und Freudigkeit:
Am Leben hat ihn Keins erkannt,
Und wie hätts ihn gefreut?! —
Drum seht ihn jetzt noch einmal, seht!
Und knieet um ihn her,
Und sprecht ein kurz und fromm Gebet: —
Ihr seht ihn lang nicht mehr!

Johann Gabriel Seidl.

Frühlings Erwachen.

1.

Lenz ist nah! in Flur und Thalen
Sproßt das erste, milde Grün,
Lenz ist nah, mit süßen Strahlen
Durch die Wolken dringt er kühn.

Lenz ist nah! von Bergen nieder
Senkt sich farbig goldner Duft,
Lenz ist nah! der Lerche Lieder
Wirbeln lieblich durch die Luft.

Lenz ist nah! o, nein! noch ferne
Dämmert seiner Wonnen Roth,
Fern noch sind die süßen Sterne
Und die Flur ist falb und todt.

Lenz ist nah in sel'gem Walten,
Doch in meiner Brust allein
Kommt er, schmeichelnd zu entfalten
Lied an Lied, in Lust und Pein.

Sey willkommen, Frühlingsmilde,
Und zu süßer Klagen Schall,
In der Seele Lenzgefilde
Wecke stets die Nachtigall!

2.

O, Leben, das kein Leben ist,
Wo du nicht in der Nähe bist!

Es brennt dein Blick mir in der Brust,
Dort schafft er ewig Schmerz und Lust.

Manch liebend Herz ersehnt den Mai,
Ich wünschte, daß er ferne sey.

Manch Herz wünscht, daß die Rose glüht,
Mein Lenz nur blüht, wenn nichts mehr blüht.

Der Lenz, der Thal und Höhen schmückt,
Hat Herzens-Flur mir leer gepflückt.

Die Lerche, die den Frühling bringt,
Mit meinem Frühling fern sich schwingt.

Die Nachtigall, die Rosen liebt,
Für Rosen mir nur Dornen gibt.

Wenn Alles duftet, glänzt und lacht
Erstarrt mein Herz in öder Nacht.

Man rathet, was mein Lied wohl meint?
Ach! Treue nur, die einsam weint.

3.

Kannst du wieder leiden, lieben,
Herz, das dumpfe Ruh' umfing,
Ist die Kraft dir treu geblieben,
Die im Sturm nicht unterging?

Ja, die Welt ist nicht mehr öde,
Und das Leben nicht erstarrt,
Und das Herz sieht nicht mehr blöde,
Theilnahmlos die Gegenwart.

Alles blüht und glüht im Innern,
Reiches Leben quillt empor,
Selig Ahnen, süß Erinnern
Leuchtet durch der Wolken Flor.

Lieb' und Hoffnung, milde Sterne,
Strahlet auf die Wogen hin!
Ob der Irrfahrt Ziel noch ferne,
Zeigt es hell dem gläub'gen Sinn.

Unter Wonnen, unter Schmerzen,
Blühet mir ein Sehnen nur;
Sanfter Tod an treuem Herzen,
Und ein Grab auf stiller Flur.

4.

Gib mir Nachtigallen-Klagen,
Banges Lieben, süßes Leid,
Klagen, wie in Frühlingtagen
Sanft umwölkter Jugendzeit.

Hebt euch stürmend, Lebenswogen,
Besser Sturm als todte Ruh,
Düstre Wolken, kommt gezogen,
Milder Strahl, erschein auch du.

Auf dem dunkeln Hintergrunde
Blüht der Iris milde Pracht,
Und der goldnen Träume Kunde
Leuchtet durch die Schmerzennacht.

Helmine v. Chezy.

Die Genien des Lebens.

Wie ist das Leben so dürr, so arm das entblätterte Eden,
Paradiesischer Lust schloß ja die Sünde das Thor!
Nun ihr habt es gewollt, hoch raget der Baum der Erkenntniß
Über die Mauer, es gehn schweigend die Näscher vorbei.
Zebaoth rührte der Schmerz, da rief er zwei schlafende Engel,
Winkte den Boten und sprach: »Heitert die Kinder mir auf.«
Und sie folgten dem Wink, sie thäten wie er befohlen,
Darauf kehrte die Lust grüner auf Erden zurück.
Einer zierte mit Blumen die Welt, mit farbigten Kränzen,
Malte Bilder und gab fröhliche Träume darzu.
Aber der Andere sprach, mild tröstend, zum saueren Tagwerk,
Und das sinnige Wort machte vergessen den Schweiß.
Nennt die Genien mir, die freundlich schirmenden Engel,
Daß ich dem himmlischen Paar Tempel und Altar erbau!
Hoffnung heißet der eine, Gewohnheit nennt sich der and're,
Dioskurisch und hold schützen sie Leben und Scherz.

K. Baldamus.

Eine Minneweise.

Immer ruf' ich, wenn mich weckt des Morgens Schimmer:
O der Nacht, die ohne dich entfloh!
Wieder sprech' ich, wann sich senkt der Abend nieder:
Ach des Tags, da mir mein Licht gebrach!
Ach und O!
O und Ach!
Nach und nach entflieht mein Leben so.

Jeden deiner leisen Blicke hör' ich reden,
Daß dein Herz mir nichts verwahrt als Haß.
Brächte deine Lipp' ihr Schweigen auch, sie spräche
Nur, was ich vom Blicke schon erfuhr.
Nur doch das,
Das doch nur
Schwur ich: dein zu seyn ohn' Unterlaß.

Bangen möge nie dein froher Muth vorm bangen
Schmerz, den mir bereitet hat dein Scherz!

Trüben soll sich nie dein heller Blick vom trüben
Gram, den ich aus deinem Anschaun nahm!
Gram und Schmerz,
Schmerz und Gram
Kam durch dich allein in dieses Herz.

Rückert.

Das rothe Käpplein.

Volkssage.

»Und willst du, daß ich scheide, Kind?« —
»»Ja geh' und scheid geschwind!««
»Und waren deine Schwüre Wind?« —
»»Ja, Wind, Treuliebster, Wind!«« —
»Und wird dirs nicht zu Herzen geh'n,
Wenn mich kein Aug' soll wiedersehn?« —
Sie höhnt und schäckert: Nein!
Er weint vor Wuth und Pein.

Schon stürzt hinaus, hinaus zum Ort
Der Müller, jung und lieb,
Vom Mädel fort, vom Schätzel fort,
Das Spott mit Liebe trieb.
Er eilt hinweg: — der Mai verblüht;
Er bleibt hinweg: — August verglüht. —
Dezemberlüfte weh'n, —
Ihn hat noch Keins geseh'n!

Und wieder wob, so rein und fein,
Der Mai sein Blütenzelt;

Und eine Nacht, voll Sternenschein,
Goß Silber auf das Feld;
Da geht das Mädel, guten Muths,
Beschwingten Fußes, leichten Bluts,
Den Kirchhofsteig entlang: —
Die Mitternacht erklang!

Sie geht und singt am Kirchhofsteig,
Die Mauer ragt so kahl:
Der Nachtwind rauscht im Fliederzweig,
Die Kreuze flimmern fahl;
Doch sieh! wer lehnt, im Mondenglanz,
So spät noch auf dem Mauerkranz,
Im Röcklein, weiß bestaubt,
Mit rother Kapp' am Haupt!

Der lehnt und rührt und regt sich nicht,
Da kommt das Mädel nah,
Und sieht ihm schäckernd ins Gesicht:
»Ei, bist du wieder da? —
Willst mich erschrecken, Müller-Tropf!
Gleich nehm' ich's Käpplein dir vom Kopf,
Willst du's zurück von mir,
Lauf nach und hol' es dir!«

Und höhnisch hüpft das Kind nach Haus,
Sein Käpplein in der Hand;
Besteigt das Bett, löscht's Lämplein aus,
Doch Schlaf und Wärme schwand:

Ein Fröſteln rüttelt ihr Gebein,
Der Sturm durchpfeift das Kämmerlein,
Das rothe Käpplein ruckt,
Von rother Glut durchzuckt.

Und an die Thüre pochts und ruft:
»Gib mir zurück, was mein!«
Und durch die Luft rauſcht Moderduft:
»Gib mir zurück, was mein!
Ich hole mein verloren' Gut,
Ich hole mein geronnen' Blut,
Geronnen iſt's für dich —
Zur Rückſprach' riefſt du mich!«

Und jetzt zerſprang das rothe Pfand
In tauſend Tropfen Blut,
Und jeder Tropfe ward ein Brand
Und ſprüht' auf ſie, wie Glut:
Und brannt ihr auf der Zung' im Mund,
Und brannt' ihr tief zum Herzensgrund, —
Als Eins die Glocke ſchlug —
That ſie den letzten Zug.

Johann Gabriel Seidl.

Aus dem Persischen.

1.

Als Alexander starb, verordnet' er,
Daß man die Hand ihm aus den Sarg ließ hangen;
Damit die Menschen alle, die vorher
In seines Reichthums Füll' ihn sahen prangen,
Nun sehen möchten, daß mit Händen leer
Er sey des allgemeinen Weg's gegangen,
Und daß er von den Schätzen allen habe
Nichts als die leere Hand gebracht zum Grabe.

2.

Dschelaleddin Rumi spricht:

Sieh! ich starb als Stein und ging als Pflanze auf;
Starb als Pflanz' und nahm darauf als Thier den Lauf;
Starb als Thier und ward ein Mensch. Was fürcht' ich dann,
Da durch Sterben ich nicht minder werden kann?
Wieder, wann ich werd' als Mensch gestorben seyn,
Wird ein Engelsfittig mir erworben seyn.
Und als Engel, muß ich seyn geopfert auch,
Werdend, was ich nicht begreif', ein Gotteshauch.

Rückert.

Das Echo.

Herzliebe, gute Mutter!
O grolle nicht mit mir,
Du sahst den Hanns mich küssen,
Doch ich kann nichts dafür,
Ich will dir Alles sagen,
Doch habe nur Geduld,
Das Echo drauß' am Hügel
Beim Bügel,
Das ist an Allem Schuld.

Ich saß dort auf der Wiese,
Da hat er mich gesehn,
Doch blieb er ehrerbietig
Hübsch in der Ferne stehn,
Und sprach: »Gern trät' ich näher,
Nähmst du's nicht übel auf;
Sag', bin ich dir willkommen?« —
»Kommen!«
Rief schnell das Echo drauf.

Dann kam er, — auf die Wiese
Zu mir hin setzt' er sich,
Hieß mich die schöne Lise,
Und schlang den Arm um mich,
Und bat, ich möcht' ihm sagen,
Ob ich ihm gut kann seyn?
Das wär' ihm sehr erfreulich.
»Freilich!«
Rief schnell das Echo drein.

Vergnügt sagt' er mir weiter,
Er wäre mir schon oft
Von fern gefolgt, und habe
Zu sprechen mich gehofft,
Doch fruchtlos war es immer,
Denn macht' er's noch so fein,
Bemerkt hätt' ich ihn nimmer. —
»Immer!«
Fiel schnell das Echo ein.

Dieß hört' er, und hat näher
Zu rücken mir gewagt,
Er glaubte wohl ich hätte
Das Alles ihm gesagt:
Erlaubst du, sprach er zärtlich:
Daß ich als meine Braut
Dich recht vom Herzen küsse?
»Küsse!«
Schrie jetzt das Echo laut.

Nun sieh, so ist's gekommen,
Daß Hanns mir gab den Kuß,
Das böse, böse Echo,
Es macht mir viel Verdruß,
Und jetzo wird er kommen,
Wirst sehen, sicherlich,
Und wird von dir begehren
In Ehren
Zu seinem Weibe mich.

Ist dir der Hanns, lieb Mutter,
Nicht recht zu meinem Mann,
So sag', daß ihm das Echo
Den bösen Streich gethan;
Doch glaubst du, daß wir passen
Zu einem Ehepaar,
Dann mußt du ihn nicht kränken,
Mag denken
Daß ich das Echo war.

J. F. Castelli.

Die Paulistin.

Erzählung von Josephine Perin, geborne von Vogelsang.

Ich war nach langen Jahren von einer weiten Reise seit einigen Wochen in meine Vaterstadt zurückgekehrt. Ich wohnte noch im Gasthofe; denn ich konnte mich nicht entschließen das leergewordene, verödete Haus meiner Ältern zu beziehen. Als ich nach dem Tode meiner Mutter meinen Vater mit Bitten, mich reisen zu lassen, so lange bestürmt hatte, bis er nachgegeben, hatte mehr als ein Wunsch, mehr als eine Hoffnung mich in die Welt hinaus getrieben. Ich wollte ein besserer, ein weiserer Mensch werden und glaubte, dann würd' ich leicht Diejenige erkennen und erringen, die mein Daseyn zu theilen geboren ward. Nun war ich zwar zurückgekommen mit einigen Erfahrungen und einigen Kenntnissen, die ich in meiner Stube nicht leicht hätte erwerben können; aber war ich im Grunde wirklich klüger und besser, als da ich ging? Und — ich hatte hie und da lieben wollen, aber nie wahrhaft geliebt. Will man einen armen Menschen um das Bißchen Erdenglück vollends bringen, so gebe man ihm

einen Anstrich von feinerer Bildung, man lasse ihn über das Schöne und Gute viel nachdenken: auf mein Wort, er wird wenig frohe Stunden haben. Gewiß, es lag nicht an den Frauen, aber an mir, daß sie mir nicht liebenswürdig erschienen waren; ich hatte mir ein Traumbild aus Innigkeit und Scham, aus Kindlichkeit und Seelenadel, aus Einfalt und Klarheit zu meiner Qual erschaffen, und hatte nicht einmal dessen Schatten finden können. Doch warum foderte ich so viel, indem ich selbst so wenig war? — Offenbar lag mein Unglück in meinem Unrecht. Und dennoch, wer weiß, ob diese weibliche Seele, so wie sie mein Herz ahnte, nicht wirklich diese Welt bewohnt? Wer weiß, ob sie nicht einst in einem Kreise mit mir lebte? Vielleicht hatte der äußere Reiz nur gefehlt, und ich war mit Nichtachtung vorüber gegangen.

Diese und ähnliche Gedanken drückten mein Gemüth und trübten meinen Sinn, ich konnte mich durchaus nicht entschließen, den Gasthof zu verlassen; mir war es vollkommen gleichgültig wo ich vegetirte, daß ich nicht lebte war ich mir nur zu sehr bewußt.

Ach! ich hatte mir meinen Eintritt in das älterliche Haus, aus dem sie mir vor Kurzem auch den Vater weggetragen hatten, oft mit den reizendsten Farben vorgemalt. Ich wähnte ihm eine Tochter zuzuführen, für sie und mich seinen Segen zu empfangen, dann vor das Bild meiner Mutter mit ihr zu treten, ihr sagend: »Liebe mich, wie mich jene liebte!« — Und nun sollte ich nur von Miethlingen umgeben im väterlichen Hause wohnen, und mich etwa am Besitze freuen? — Dieser und jener verständige Freund meinte es so und ärgerte sich über den wunderlichen Menschen, der hun-

dert Schritte vom eigenen Hause dem Gastwirthe für schlechte Zimmer schweres Geld zahlte. — So stand es mit mir, als der Nebel, der mich umdüsterte und mir jeden Reiz des Lebens verhüllte, plötzlich sich theilte, und eine Gestalt hervortrat, deren Erscheinen mir ein neues schmerzlich schönes Daseyn brachte.

Ich saß eines Mittags gedankenlos am gedeckten Tische und ließ die Speisen, beinah ohne sie zu berühren, aus- und eintragen, als in den Zimmern, die an meine stießen, der kreischende Ton einer seltsamen Stimme sich erhob. Ich horchte auf und konnte, trotz aller Aufmerksamkeit, von den überlauten Worten keines verstehn, ja nicht einmal erkennen, welcher Sprache sie angehörten. Der Aufwärter brachte achselzuckend und mit halb höhnischem, halb verdrießlichem Gesichte mir den Caffeh. »Wer wohnt daneben?« fragte ich ihn. — »Die Amerikanerin und ihre Schwarze,« antwortete er; »die verwünschte Rabenhaut ist es, die so schreit, und Niemand im Hause kann errathen, was sie will und worüber sie so zornig ist. Als der italienische Meister, der auch ein wenig Portugiesisch verstand, noch im Caffehhause da drüben wohnte, war es leichter mit ihr auszukommen; wenn sie etwas begehrte wurd' er geholt, und man wußte, woran man war; seit er aber weggezogen ist, gibt es beinah täglich Auftritte, die dem ersten Gasthause der Stadt wenig Ehre machen.«

Bei meinem Aufenthalte in Lissabon hatt' ich mir einige Fertigkeit in der portugiesischen Sprache erworben; ich bot mich als Dollmetscher an, und wurde als solcher freudig angenommen. Der Aufwärter führte mich in ein großes Zim-

mer, in dessen Mitte eine junge Negerin, in die grellsten Farben gekleidet, vor dem phlegmatischen Wirthe stand, und mit Blicken, die zugleich Schmerz und Wuth ausdrückten, mit einem Ton der Stimme, der schneidend ins Ohr und in die Seele drang, ihm in einer schlechten portugiesischen Mundart vorwarf, daß er ihre Gebieterin verhungern lasse. Als ich dem Wirthe ihre Reden verdeutscht hatte, schien ihn sein Phlegma verlassen zu wollen; er erhob die Stimme, mir zu betheuern, daß wahre Fürstenkost der Amerikanerin täglich aufgetischt würde. Der Aufwärter nahm das Wort und nannte mir eine Anzahl der ausgesuchtesten Speisen, die man eben heute für sie bereitet hatte. Dazwischen schrie noch immer die Negerin und schüttete auf das Haupt des Wirthes, auf sein Haus, auf seine Kinder und Kindeskinder die seltsamsten Verwünschungen aus. Langsam ging nun die Thür eines andern Zimmers auf, eine Frauengestalt trat heraus; Alle schwiegen, Aller Augen wendeten sich nach ihr. Es war nicht mein Ideal von weiblicher Schönheit, es war das nie Gedachte, nie Geahnete: der Schlag meines Herzens stockte. So edle Züge mir zu malen, hatte meine Phantasie nicht vermocht, und sie waren für den Pinsel, von einer Menschenhand geführt, nicht erreichbar; allein streng und ernst, den Liebreiz verschmähend, stand die stolze Gestalt da. Die Spuren tiefer Leiden waren auf dem schönen, blassen Antlitze unverkennbar; aber das empor gerichtete Haupt, der feste Blick schien das Mitleid zu verbieten. »Esperança,« sprach sie zu der Schwarzen, »weißt du nicht, daß ich vor Allem der Ruhe bedarf?« Sie trat in ihr Gemach zurück, die Negerin eilte ihr nach und ich ging, das hohe, ernste Bild vor der staunenden Seele, auf mein Zimmer.

Nie fühlte ich mich in einer seltsamern Stimmung, als an diesem Abend; ich hatte Leere und Oede des Herzens mit einer Art der Unruhe vertauscht, die bisher mir unbekannt geblieben war, die ich mir zu erklären nicht vermochte. Ich wußte nicht, ob mein schlummerndes Gemüth zur Bewunderung oder zum Widerwillen geweckt worden sey. Nicht die sanfte Gewalt weiblicher Anmuth war es, die ihren Zauber an mir übte; eine fremde, fast dünkte mich, eine feindselige Kraft, hatte mein Innerstes erschüttert; aber ich mußte meine Kraft an dieser prüfen, ihr trotzen, sie beugen oder untergehn.

Die Nacht verging mir halb schlaflos, halb in verworrenen phantastischen Träumen. Am Morgen zog ich nicht, wie ich es seit Wochen zu thun pflegte, den Schlafrock an, um ihn den halben, ja zuweilen den ganzen Tag nicht wieder auszuziehen. Als der Aufwärter in mein Zimmer trat, fand er mich völlig angekleidet, und er bekam den Auftrag, eine Karte, auf der die Bitte um Zutritt portugiesisch geschrieben stand, der Amerikanerin zu überbringen. In drei Minuten erhielt ich meine Karte zurück: auf der Kehrseite war deutlich mit fester Hand geschrieben das einzige Wort Nein! Nicht unwillkommen war mir diese Antwort, ich hatte den Widerstand erwartet, er konnte nur mich reizen, nicht mich betrüben; denn nichts weniger, als Sehnsucht, trieb mich zu der Fremden, und, daß ich früher oder später ein Mittel finden würde, mich ihr zu nähern, war ich fest überzeugt, weil ich fest entschlossen war, jedes zu ergreifen. Ich fühlte mich neugeboren; denn ich hatte dem Leben einen Reiz abgewonnen; die Tage gingen nicht mehr leer und bedeutungslos vorüber, jeder konnte mir etwas bringen, etwas ent-

decken; dennoch waren ihrer schon viele verflossen, und ich war, trotz meinen vielen Bemühungen und den abenteuerlichsten Planen, noch um kein Haar breit dem Ziele näher gerückt. Der Zufall, oder vielmehr eine höhere Bestimmung, die unsere Blindheit so nennt, kam mir endlich zu Hülfe. Ich hatte die Kirche erspäht, in welcher meine Fremde der Messe beiwohnte, und folgte ihr täglich dahin. Ich stand immer nur in einer geringen Entfernung von ihr in einer Seitenkapelle, in welcher sie vor dem Bilde des Gekreuzigten knieend, inbrünstig betete. Eines Morgens fand ich zur gewöhnlichen Stunde die Kapelle leer; die Messe hatte beim Hochaltar schon begonnen, die Amerikanerin erschien nicht. Ich besorgte, ihr aufgefallen zu seyn und sie durch meine Zudringlichkeit genöthiget zu haben, eine andere Kirche zu besuchen. Ich sah mich von Zeit zu Zeit ängstlich um. Endlich wankte sie auf die Negerin gestützt zur Kirche herein und lenkte ihre Schritte nach der Kapelle. Ich stellte mich hinter eine Säule am Eingange derselben, und blieb von ihr unbemerkt. Sie warf sich vor dem heiligen Bilde nieder, ein heftiges Schluchzen, das sie vergebens zu unterdrücken suchte, hob gewaltsam ihre Brust und erschütterte mich in der tiefsten Seele. Die Negerin sprach zu ihr leise Worte in flehendem Ton und reichte ihr ein Riechfläschchen; doch sie schien sowohl Trost als Hülfe zu verschmähen oder vielmehr beide nicht von Menschen zu erwarten. Sie hob das bethränte Angesicht, die gerungenen Hände mit leidenschaftlichem Ausdruck zum Kreuzesbilde empor, dann ließ sie ermattet Haupt und Hände sinken, und ich sah ihre Thränen auf die Steine fallen; sie fielen brennend auf mein Herz. Ich fühlte in diesem

ergreifenden Anblick die gebrochene Kraft einer starken Seele, ich verstand den Stolz, der, das Mitleid der Menschen nicht ertragend, nur vor Gott sich beugte, nur Ihn um Erbarmen anrief. Ich untersuchte nicht mehr wie sonst, ob das, was ich sah, sich meinem Ideal aneignen könne; die Zeit des Wägens und Messens war vorüber: ich prüfte nicht mehr, ich empfand. Es währte nicht lange, so hob sich die Fremde vom Boden auf und verließ mit ängstlicher Hast die Kirche. In wenig Minuten kehrt' auch ich nach dem Gasthofe zurück und betrat umgewandelt meine Wohnung. Bei jedem Geräusch in dem Zimmer neben dem meinen klopfte mir das Herz: dort athmete, dort litt sie! Welches Unglück auf der großen Seele lastete, wußt' ich nicht und ach! nichts gab mir das Recht, es theilend vielleicht zu erleichtern. In trüber Ungewißheit, in ungestillter Sehnsucht verging mir der Tag, und meine Stimmung wurde so peinlich, daß ich beschloß diesen Abend nicht wie die vorhergehenden in Gesellschaft meiner Bücher, vor denen mir jetzt graute, zuzubringen, sondern mich zu zerstreuen, Menschen aufzusuchen, auf Promenaden, in Caffehhäusern, im Theater, wo immer; ich wollte ja nur mir selbst entflieh'n. Es fing an zu dunkeln, ich nahm den Hut und schritt schon der Thür zu, als ein Schrei der schmerzlichsten Angst in mein Ohr drang und meinen Fuß hemmte, ich horchte: wiederholte Ausrufungen des Schmerzes, konnte ich, doch nur undeutlich, vernehmen. Die Thüren gingen auf und zu, Möbeln wurden gerückt und der Laut mehrerer Stimmen übertönte die eine, die mein Herz zu erkennen glaubte. Ich besann mich nicht lange und begab mich in das Vorzimmer der Amerikanerin; es stand leer; die Thür des

innern Gemachs öffnend wollt' ich eine Entschuldigung stammeln, aber sie stürzte mir entgegen mit den Worten: »So erscheint mir doch in meiner höchsten Noth ein Engel des Trostes!« Sie faßte heftig meine Hand und führte mich zu einer Wiege, in der ein Kind lag von gräßlichen Zuckungen entstellt, und sprach: »Um Eurer Mutter willen erbarmt Euch der Angst einer Mutter! bringt mir einen Arzt, den besten! Ich habe Gold, Edelsteine, Alles ist sein, geht! flieht!« — Und ich flog die Treppe hinab, durch zwei Gassen in das Haus des berühmten Doctors W. »Um eurer Mutter willen,« hört ich stets, und mit dieser Beschwörung, der vielleicht noch kein menschliches Herz widerstanden, trieb ich den sonst methodischen, etwas bequemen Mann mit unglaublicher Hast aus seinem Armsessel hinaus, zur Wiege des kranken Kindes. So schrecklich der Zustand des armen kleinen Geschöpfes war, versicherte Doctor W., er hoffe noch Rettung des zarten Lebens. Dieß sagte ich der Mutter, welche, die Angst des Todes in allen Zügen, den Inhalt unsers Gespräches aus dem Mienenspiel des Arztes zu errathen suchte. Wer gibt mir Farben, das zitternde Entzücken zu malen, wie ich es hier sah? Vergebens wollte sie den fremden Männern mit einiger Fassung danken, sie näherte sich dem Arzte mit scheinbarer Ruhe, doch plötzlich öffneten sich ihre Arme, sie umschlang zugleich mich und den alten Mann, rief, den Blick zum Himmel gehoben: »Gott lohne Euch Beide!« und sank, laut weinend, auf einen Stuhl. Die Blässe ihrer Wangen, das heftige Zittern ihrer Glieder erschreckte den Arzt, den der unerwartete Ausbruch ihrer Empfindung sichtlich erschüttert hatte: »Wahrlich,« sagte er, »die Mutter ist noch kränker, als ihr Kind.«

Er ging auf sie zu und faßte besorgt ihre Hand. »Ach!« sprach sie abwehrend, »laßt mich! verliert keine Zeit!« — Wir verstanden sie, und in Eile wurde nun Alles herbeigeholt, was die convulsivischen Zufälle bei dem Kinde stillen konnte. Nach zwei Stunden schon gab die Heftigkeit des Übels nach; da ließ endlich die Fremde — nein, wir waren an jenem Abend schon Freunde — da ließ Jacinta sich von mir auf ein Sofa führen und versuchte zu ruhen. Allein das aufgeschreckte Gemüth gönnte den matten Gliedern keine Rast; bei jedem Geräusch, bei jedem laut gesprochenen Worte fuhr sie zusammen, und das Geflüster um des Kindes Wiege ängstigte sie aufs Höchste, jede Minute richtete sie sich empor und sah mit starren Blicken hin. So verging der größte Theil der Nacht. Als es aber den Bemühungen des Arztes endlich gelungen war, den convulsivischen Zustand ganz zu heben, verließen wir beruhigt Mutter und Kind und hörten am Morgen, daß ein Schlaf von mehreren Stunden Beide mächtig erquickt hatte.

Die folgenden Tage waren Doctor W. und ich beinah ununterbrochen um Jacinta und ihr Kind. Letzteres hatte sich völlig erholt. Es war ein kräftiger Knabe, ungefähr ein Jahr alt. Der Mutter Züge, ja sogar den Stempel des tiefsten Ernstes zwischen den dunkeln Augenbrauen, zeigte schon das kleine Gesicht. Nun wußt' ich, Brasilien sey Jacinten's Vaterland, St. Paul ihre Vaterstadt. Von der unbeugsamen Willenskraft, dem hohen Ernste der Paulisten, von der furchtbaren Gewalt der Leidenschaften, wenn sie in den Tiefen dieser Gemüther einmal Wurzeln geschlagen, hatt' ich viel gelesen und gehört. Immer mehr faßte ich das von der Natur nicht durch Verbildung tragisch gestimmte Wesen; das

Strenge und Düstre der Erscheinung schreckte mich nicht mehr: ich hatte Jacinten beten und weinen gesehen, ich hatte ihren Schmerz im Innersten der Seele mitempfunden, und ich fühlte mich berufen, die ganze Last ihrer Leiden von nun an gemeinschaftlich mit ihr zu tragen. Die Zeit der Mittheilung war noch nicht gekommen: was sie aus ihrer Heimath nach der fernen, kalten Gegend getrieben, blieb mir unbekannt. Herzzerreißend waren die Äußerungen ihrer Sehnsucht nach dem Vaterlande, das sie nie, nie wiedersehen durfte, wiederholte sie oft in einem Tone, den ich nach Jahren noch in meiner Seele höre und der sie auf immer jeder Lust verschließt.

Die großen dunklen Zimmer, die sie im Gasthofe bewohnte, die geschmacklose Einrichtung derselben, mit einem Worte, das Unfreundliche der Umgebung schien mir ihre Schwermuth vermehren zu müssen. Ich sagte es ihr; sie konnt' es nicht läugnen und fügte hinzu, sie sey hier zu vielen fremden Blicken und zu unwürdigen Vermuthungen ausgesetzt. »Könnt' Ihr mir auch da helfen,« schloß sie, »so helft; Euch bin ich gerne dankbar.« Mich entzückte der Auftrag; denn ich hatte schon viele Vorbereitungen zu ihrem Empfange in meinem eigenen Hause gemacht. Ich dachte nicht daran, es mit ihr zu bewohnen; Doctor W. wollte mir zwei Zimmer einräumen: es war mehr als genug für einen Menschen, der nicht sich selbst mehr lebte. Die Zimmer meiner Mutter waren im besten Stande, die Morgensonne erhellte und erwärmte sie; daran stieß eine Gallerie, aus der meine Ältern eine Art von Wintergarten gemacht hatten, und in welcher eine beträchtliche Menge von fremden Gewächsen

noch befindlich war. Ich vermehrte so viel als möglich diesen Vorrath, ich kaufte, was in der Stadt zu finden war, ich fuhr in alle umliegende Landhäuser, besah jedes Treibhaus, und das Schönste darin mußte mein werden. Ich überbot jeden andern Kauflustigen, ich that dem habsüchtigsten Verkäufer genug, und was nicht durch Geld zu erlangen war, wußte ich mir oft zu erschmeicheln, ja zu erbetteln. In Kurzem stand die Gallerie voll der herrlichst blühenden Stauden und Pflanzen aus der neuen Welt. Ich hatte nur zwischen den dichtgedrängten Reihen der duftenden Gewächse einen schmalen Weg ausgespart und ohngefähr in der Mitte der Gallerie in einem weitern Raume, cirkelförmig mit Blumen umgeben, ein Tischchen und einige Sitze stellen lassen. Doch dieses Ruheplätzchen sollte zu Jacintens Freude noch ganz besonders geziert und belebt werden. Oft hatt' ich ihre und der Negerin Klagen gehört über den Verlust eines Papageien, der freiwillig seiner Herrin auf das Schiff gefolgt war. »Es bedurfte,« sagten sie, »keiner andern Kette, ihn an sie zu fesseln, als der Anhänglichkeit, die er für lang gewohnte treue Pflege hegte.« Doch eines Tages wurde das arme Thier durch die grausamen Neckereien eines Menschen, den sowohl Jacinta als die Schwarze immer nur er nannten, so sehr gequält und erschreckt, daß es vom Borde wegflog, sich weit in den Lüften verirrte, kein Rufen mehr hörte, das Schiff nicht mehr sah, und endlich, von dem ungewohnten hohen Flug ermattet, mit kläglichem Angstgeschrei in die Wellen sank. Bei dieser Erinnerung sah ich jedesmal die Schwarze die Zähne knirschen, auf den Boden stampfen und dann in heftiges Weinen ausbrechen. Jacinta aber wurde leichenblaß

und blickte starr vor sich hin, als sähe sie im Geiste die Wellen ihren treuen Vogel verschlingen. Ich wußte genau, wie der Papagei ausgesehen hatte, und daß er aus Fernambuc war. Es brauchte Zeit und Mühe bis es mir gelang einen ganz ähnlichen zu finden. Unterdessen kaufte ich mehrere andere, auch zwei possierliche kleine Affen und eine Meerkatze. Endlich wurde mir auch ein Papagei aus Fernambuc mit den herrlich glühenden Farben, ganz die Gattung, die ich suchte, gebracht.

Nun waren alle meine Anstalten getroffen; ich sagte Jacinten, es wäre mir gelungen, eine Wohnung zu entdecken, die meines Erachtens für ihre Lage paßte und doch auch einigermaßen nach ihrem Sinne seyn würde. Ich wollte noch zur Stunde sie hinführen; doch sie hatte Mehreres dagegen einzuwenden, und ich mußte mich bis auf den Morgen des folgenden Tages in Geduld fassen.

Schlaflos verging mir die Nacht. Vor Tagesanbruch verließ ich mein Lager und ging in das Haus, das ich so gerne nicht mehr als das meine betrachtete. Ich besah noch einmal Alles. Die Sonne war nun aufgegangen, und schien den Wünschen meines liebenden Herzens zu lächeln. Sie erleuchtete freundlich das heitere Gemach, schimmerte auf den erhobenen Falten der Draperien, und spiegelte sich in den Vergoldungen. In der Gallerie erhöhte sie den Farbenglanz der Blumen, belebte meine ganze kleine Thierwelt, und das Gefieder der Vögel funkelte gleich Juwelen in ihrem Lichte. Es war mir gelungen, derjenigen, die sich aller Freuden beraubt fühlte, eine freudige Überraschung zu bereiten. Es schlug endlich zehn Uhr; ich eilte zu Jacinten; das froh be-

wegte Herz mochte aus meinen Blicken sprechen. Wir wechselten wenig Worte, doch ich fühlte, daß sie vertrauend auf meinen Arm sich stützte.

Schon der Eingang in mein Haus und die helle breite Treppe schien ihr zu gefallen. Man athme leichter in diesem Gebäude, als in dem großen, finstern, von Menschen überfüllten Gasthofe, meinte sie. Als wir die Reihe der für sie bestimmten Zimmer, die alle offen standen, betraten, blieb sie einen Augenblick überrascht an meiner Seite stehn und sagte: »Ach zu schön, zu schön, um allein mit dem bangen Herzen hier zu wohnen!« — »Allein, Jacinta, und der liebe Knabe, der sich der neuen heitern Umgebung gewiß freuen wird? und der treue Freund, der sich doch auch hier zuweilen wird nahen dürfen?« fügte ich schüchtern hinzu. Sie bejahte es aber zerstreut, und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. Wohl fühlte ich, daß ihre Seele von mir abgewendet in Sehnsucht nach einem fernen geliebten Wesen trauerte: daß es so mit uns Beiden stand, wußte ich längst, allein ich hatte es noch nicht so schmerzlich empfunden. Ich wollte indessen die Hoffnung auf jede Freude dieser lang ersehnten Stunde nicht fahren lassen, es mußte mir ein Blick der Liebe werden, und, mir selbst Trost zusprechend, führte ich sie bis zur Thür der Gallerie. Ich öffnete. Der süße Duft der Blumen, ihre schimmernden Farben, der Anblick der Thiere, die milde Wärme, Alles wirkte zugleich. »Brasilien!« riefen aus einem Munde Jacinta und ihre Negerin, und sie sanken freudeweinend einander in die Arme. Doch die gute Schwarze schien beinah im selben Augenblick über diese Handlung zu erschrecken, sie sank vor ihrer Gebieterin nieder und küßte den

Saum ihres Kleides. Gerührt hob Jacinta sie auf, und sprach zu ihr die liebevollsten Worte.

Durch die Laute der bekannten Sprache an seine früheren Übungen erinnert, begann der Papagei aus Fernambuc, seine Sprüche herzusagen. Jacinta ging auf ihn zu, streichelte ihn, küßte ihn und sprach dabei mit feuchten Augen: »pobre papagaio! pobre papagaio! Indessen neckte Esperança die Affen, und so hatt' ich zugleich den schönsten und den häßlichsten Anblick vor Augen.

Nie war Jacinta so schön mir erschienen. Um die feinen Lippen schwebte ein wehmüthiges Lächeln, unendliche Sehnsucht sprach aus ihren Blicken, und eine Wolke sanfter Schwermuth milderte die Hohheit ihrer Stirne. Sie hatte Hut und Schleier abgelegt; das schwarze Haar, in einen reichen Kranz geflochten, krönte das edle Haupt; ein blendend weißes, leichtes Gewebe umwallte die zarten Glieder, ein großes chinesisches Tuch, von der einen Schulter herabgleitend, ergoß sich in bunten Falten bis zu ihren Füßen, und der prächtige Vogel, der auf ihrer Hand flatterte und schwatzte, und der so offenbar zu der königlichen Gestalt gehörte, vollendete das Bild. Ach! ich hatte Muße, sie zu betrachten; sie sah mich nicht, sie war ja in Brasilien! Doch ich selbst hatte gänzlich meiner vergessen, in ihr Anschauen verloren, in ihrer Seele nur empfindend, war ich des eigenen armen Daseyns mir nicht mehr bewußt.

Endlich fiel ihr Blick auf mich, und er weilte mit tiefer Rührung auf meinen Zügen, die gewiß in meinem ganzen Leben nie so deutlich Kunde gegeben von der Liebe, wie sie mir innwohnt. Sie kam auf mich zu, und sprachlos reichten

wir einander die Hand. Dann wendete sie sich plötzlich zu der Schwarzen und rief: »das Kind! das Kind! es soll dies Paradies mitgenießen.« Esperança ging, wir blieben allein. »Ich sollte Euch fragen, wo ich bin, wie Ihr mir das Vaterland hergezaubert,« sprach Jacinta; »doch mir thut es wohl, blind, alles Gute von Euch anzunehmen, wie man es vom Himmel empfängt, den man nie fragt, woher? Ich fühle, daß ich unter Eurem Schutze stehe; Ihr habt das schreckliche Gefühl der Verlassenheit von mir genommen: gibt es Worte dafür zu danken? Doch Ihr, und Ihr allein sollt mich und mein Schicksal kennen. Ihr müßt es wissen, daß Ihr zwar für eine Unglückliche, aber für keine Unwürdige so edel und liebevoll Sorge tragt.« — »Jacinta erniedert Euch nicht! der Mann, der Euch ins Auge blickte und von Euch gering denken könnte, wäre nicht eines Wortes aus Eurem Munde werth. Ich habe mit keinem Gedanken das schöne Recht auf Euer Vertrauen verwirkt; doch heute nichts von der Vergangenheit, sie soll mir die Gegenwart nicht trüben. Ihr wißt ja doch,« setzt ich lächelnd hinzu, »auch deutsche Pflanzen bedürfen zuweilen der Sonne.«

Esperança brachte das Kind, ich nahm es ihr und trug es jubelnd herum. Es bezeigte lebhafte Freude über Thiere und Blumen, es erwiederte meine Liebkosungen, und Jacinta sah lächelnd uns zu.

Esperança und ein sehr gewandter italienischer Koch, den ich seit wenig Tagen in dieser Absicht aufgenommen hatte, verstanden sich zusammen einige brasilianische Speisen zu bereiten. Wir wurden in den Speisesaal gerufen. Esperança trug triumphirend auf, sie sah Jacinta essen und war außer

sich vor Freude, ihr Gang wurde zum Tanz, ihre Augen lachten und sie sang halb leise die Lieder der Heimath. Der Kleine saß in einem Armsessel, den wir mit Polstern erhöht hatten, zwischen der Mutter und mir. Ich hatte eine Familie wieder gefunden; was mich in diesem Genuß stören konnte, wollt' ich vergessen, das rege Leben um mich ließ ich erheiternd auf mich einwirken: ich war innig froh.

Nach geendigter Mahlzeit lockte uns eine Symphonie von Blasinstrumenten zurück in den Wintergarten, den wir hell erleuchtet fanden. Träumend wandelte Jacinta an meiner Seite; der schwärmerische Blick der dunklen Augen fiel zuweilen auf mich; ich wollte nicht wissen, daß er mir nicht galt. Ich hatte allen Zauber des Lebens um mich versammelt, mein Herz schwelgte in den süßesten Empfindungen, und war für die Warnungen der Klugheit, für die Einwendungen des Verstandes ganz taub.

Auch dieser Tag, der einzige glückliche meines Lebens, mußte enden. Ich verließ Jacinta mit dem Gefühl der zärtlichen Mutter, die ihrem Kinde weich gebettet.

Die Wohnung betretend, in die ich mich freiwillig verbannt hatte, freute ich mich recht herzlich der engen Zimmer, des Mangels an Bequemlichkeit und Eleganz. Sie hat es besser! dacht' ich hundertmal. Froh legte ich mich nieder; ich schlief fest und träumte süß. Allein nicht süß war das Erwachen: vorüber war die selige Trunkenheit des vergangenen Tages, ernst und kalt begrüßte mich der Morgen, und ängstlich klopfte mein Herz dem entgegen, was ich aus Jacinta's Munde von ihrem Schicksal, an welches das meine unauflöslich gekettet war, bald hören sollte. Doch, so wie ich

schon als Kind, wenn im Zwielichte ein undeutlicher Gegenstand, den meine Phantasie zum Gespenst ausbildete, mich mit Schrecken erfüllte, auf denselben los ging, und, wenn auch mit zitternder Hand, darnach faßte, wollte ich auch dem, wovor ich jetzt erbebte, und sollte es mich zermalmen, näher treten.

Ich wartete nur die Stunde ab, in welcher der Wohlstand mir erlaubte Jacinta zu besuchen, und ging zu ihr, entschlossen, sie an ihr Versprechen zu erinnern. Ich glaubte sie im Wintergarten anzutreffen, allein er stand leer; ich fand darin nur die Erinnerungen des Abends, die so mächtig mein Herz erfaßten, daß ich forteilte, der Gewalt meiner Empfindungen nicht zu unterliegen.

Jacinta empfing mich mit einem Händedruck, sie war bleich und matt, sie hieß mich, mich an ihre Seite setzen, und sagte dann: »Nicht unter den Düften und Tönen des für mich ewig verlornen Vaterlandes wollt' ich Euch mein Schicksal offenbaren — denn ich möchte mit Fassung es thun — und heute müßt Ihr mich anhören, so schwer es Beiden fallen mag: Freundschaft will Wahrheit.« Mir versagte die Stimme, ich beugte das Haupt. Auch sie schwieg einige Augenblicke und hob dann mit fester Stimme und ruhiger Haltung an: »Ich bin die Tochter eines der angesehensten Männer der Stadt St. Paul. Meine Mutter kannt' ich nie; sie starb eh' ich meinen unersetzlichen Verlust fühlen konnte. Die Gefährten meiner Kindheit waren ein Bruder, der einige Jahre älter war als ich, und Esperança, welche die vertraute Negerin meiner Mutter in unserm Hause und eben an dem Tage gebar, an welchem ich das Licht der Welt mit Thränen

begrüßte. Wir wuchsen vereint empor. Ich liebte sie zärtlich; denn sie jauchzte zu meinen Freuden, und meine kindischen Schmerzen kosteten sie mehr Thränen, als mich selbst. Als wir die ersten Kinderjahre zurückgelegt hatten, erinnerte ihre Mutter sie daran, daß sie meine Sklavin sey, und so oft ich sie auch an mein Herz zog, so lag die gute Seele noch öfter in Demuth und in treuer Ergebenheit zu meinen Füßen. Mein Vater war in der ganzen Gegend hoch geachtet, denn er blieb mit echtem Paulistensinn unerschütterlich treu und fest im Hassen wie im Lieben. Meinen Bruder und mich behandelte er zwar mit Ernst und Strenge, doch wir fühlten das warme Vaterherz in seiner Brust. Unsere zahlreichen Neger, gehorsam seinem leisesten Winke, wurden vor allen Schwarzen in St. Paul gut behandelt und priesen ihr Los. Mein Bruder war zum schönen, muthigen Jüngling herangewachsen und mein Vater dachte daran unter den emporblühenden Töchtern der befreundeten Familien ihm eine Gattin zu wählen, als der Sohn ihm erklärte, er habe schon gewählt. « — »Ist deine Geliebte die Tochter eines meiner Feinde,« sprach mein Vater, »so nenne mir sie nicht und geh hin in des Feindes Haus: meines betrittst du nie wieder.« — »Nein,« sprach der Jüngling; »Eure Feinde sind auch meine, ihr Blut mir wie Euch verhaßt. Ich liebe das schöne Mädchen aus Bahia, die vor Kurzem mit ihren Ältern hier anlangte. Auch sie liebt mich. Wollt Ihr sie nicht zur Tochter, so nehme ich sie nicht zum Weibe; doch, so wahr ich ein Paulist bin, keine andere.« »Ein Mädchen aus Bahia paßt nicht für einen Paulisten,« erwiederte mein Vater, »dort lebt ein prahlerisches Volk, das mir nicht zusagt. Doch ich will

Enkel sehen, mein uraltes Geschlecht soll nicht zur Freude meiner Feinde aussterben: du darfst sie heimführen.«

So wurde das Mädchen aus Bahia die Gattin meines Bruders, so kam unvermeidlich, unabwendbar das schrecklichste Unglück über unser Haus; denn sie liebte meinen Bruder nicht, sie war schon die Beute eines ehrlosen Verführers geworden und nur die Drohungen ihrer Ältern hatten sie vermocht, dem, der mit so treuem Sinn, mit so heißem Herzen um ihre Hand warb, Liebe zu heucheln. Mein Bruder schöpfte bald Verdacht, aber er verschloß ihn tief in seiner Seele, und bewachte, von ihr und von Allen unbemerkt, jeden ihrer Schritte. Lauscher und Spötter gaben ihm viele Winke; doch er wies mit tiefer Verachtung sie zurück; er wollte nur dem Zeugniß seiner Augen trauen. Sie zeugten — er stieß der Ehr- und Treulosen den Dolch ins falsche Herz. — »Weh über den Mörder!« rief ich schaudernd aus; tiefe Purpurröthe überzog Jacinta's Wangen, sie maß mich mit einem furchtbaren Blick. — »Ihr brecht den Stab über den Unglücklichen,« sprach sie, »aber, wenn auf Eurem dürren Boden, unter Eurem kalten Himmel, Einer unter Euch, ohne von der Leidenschaft, für die sein enges Herz nicht Raum hat, getrieben zu werden, hundertmal seinem keuschen, liebenden Weibe die Treue bricht, und sie mit kaltem Hohn und grausamer Kälte langsam hinmordet, lächelt Ihr ihm beifällig zu, spottet noch ihrer Schmerzen; sie leidet unbemitleidet und stirbt unbeweint.« — Worte hätten Jacinta nicht besänftigt, auch fand ich keine; nur mein Blick betheuerte: Ich bin kein Solcher! — Sich mühsam fassend, fuhr Jacinta fort: »Der feige Verführer war entfloh'n, meines Bru-

ders Dolch hatte nun den Gegenstand seiner betrogenen, aber noch heißen Liebe erreicht! Er warf verzweifelnd sich auf die Leiche; da erbarmte sich der Wahnsinn seiner, und nahm ihm das Bewußtseyn seiner That. Er lebte nur noch kurze Zeit. Nun ruht er an der Seite seiner Gattin. — Laßt Gott über Beide richten. — Mich hatte das gräßliche Ereigniß vernichtet. Überall sah ich Blut und Leichen, meinem Ohre tönte fortwährend das Röcheln der Sterbenden. Kein tröstender Gedanke, keine sanfte Empfindung nahte sich mehr meiner Seele. Der Tag war mir verhaßt, die Nacht furchtbar, das Haus eine Gruft. Ich irrte, selbst einer Leiche ähnlich, in den Gärten meines Vaters umher: die Blüte meiner Jugend war in der Knospe geknickt und welkte hin. Mein Vater hatte lange nur den eignen wüthenden Schmerz empfunden über die verlorne Stütze, die verlorne Ehre seines Hauses. Endlich wurde er meines Zustandes gewahr, da fühlte er, daß er noch Etwas zu verlieren hatte, daß ihm noch Etwas theuer war, und die Sorge um mich band ihn wieder an das Leben. Er sann auf Mittel mich zu retten, er fand nur eines, und ergriff es ohne Bedenken. Der größte Theil unserer Besitzungen in St. Paul wurde verkauft und die dafür erhaltene Summe dazu verwendet, ein Landhaus in der Nähe von Rio-Janeiro durch die Vermittlung eines Freundes, der dort lebte, zu kaufen und einzurichten. Diese Anstalten wurden mit der Thätigkeit betrieben, die meinem Vater eigen war, und welche die Gefahr, in der mein Leben schwebte, noch verdoppelte: wir reisten nach Rio-Janeiro. Dort empfingen mich liebkosend wärmere Lüfte, mir lachten blühendere Felder, dort athmete alles Leben und Freude;

die Schrecken schauderhafter Erinnerungen wichen, die Leidenlast fiel von meinem Herzen, mein Blut floß leichter, ich genas.

In unschuldsvoller Jugendlust schwanden mir nun die Tage; mit unaussprechlicher Zärtlichkeit liebte mein Vater das einzige ihm wiedergeschenkte Kind. Mir Freude zu bereiten war der Zweck seines Lebens geworden, meine Wünsche schienen seiner Liebe zu beschränkt, er überhäufte mich mit Geschenken. Was zur Zierde der Brasilierinnen aus Europa und Asien nach Rio-Janeiro gebracht wurde, empfing ich aus seiner freigebigen Hand.

Wenn ich an einem Festtage, nach einem Gewitter, das die Luft gekühlt und alles Lebende erquickt hatte, an der Seite meines Vaters in unsern Gärten lustwandelte, wo hohe Blumenstauden von zarten bunten Colibris umschwärmt, von Schmetterlingen, selbst blumenähnlich, umflattert, süße Düfte hauchten, fühlte ich oft, ich sey ein hochbeglücktes Mädchen, und sagte es am Abend meiner treuen Esperança, die Freudenthränen darüber vergoß.

So verstrichen zwei Jahre schmerz- und sorglos wie ein seliger Traum. Ich dachte an keine mögliche Veränderung meiner Lage, und noch viel weniger wünschte ich sie, als mein Vater mir verkündete, der Sohn seines theuersten Freundes würde in Kurzem in Rio-Janeiro anlangen, und sey mir zum Gemahl bestimmt; ich müsse mich seiner aus den Tagen der Kindheit noch erinnern, fügte mein Vater hinzu. Es war mir nicht einmal ein dunkles Bild von ihm geblieben, und ich sagte meinem Vater, daß ich nur mit Schrecken daran denken könne, einem mir ganz fremden

Manne meine Hand zu reichen. »Der Jüngling ist deiner werth,« entgegnete er, »doch es sey ferne von mir die Sorge für dein Glück, ihm ganz zu überlassen: du bleibst unter meinem Schutze. Dein Gatte soll mit dir mein Haus bewohnen, und so werd' ich einen Sohn wieder finden, und die theure Tochter nicht verlieren.«

Ich fand einige Beruhigung in diesen Worten, allein die Unbefangenheit, mit der ich, der Zukunft wie der Vergangenheit vergessend, alle Freuden meiner heitern Tage genoß, war entflohn. Ich war nicht mehr das frohe Kind, das, unbekümmert, wohin er führt, jede Blume am Wege pflückt: ich dachte des Zieles.

In den letzten Tagen des Carnavals überraschte mich die Einladung einer Dame aus Rio-Janeiro, unsere entfernte Anverwandte, die Belustigungen dieser Zeit gemeinschaftlich mit ihren Töchtern in ihrem Hause zu genießen. Zerstreuung war mir willkommen, allein ich hoffte nicht, die Einwilligung meines Vaters zu erhalten, und sagte ihm nur schüchtern von diesem Antrage, den er zu meinem Erstaunen mit großer Bereitwilligkeit für mich annahm. Er sorgte selbst dafür, daß meine schönsten Kleider und mein reichster Schmuck auf den Wagen, in welchen Esperança und ihre Mutter uns nachfuhren, aufgeladen wurden. Er zeigte sich während der kurzen Fahrt so liebevoll und heiter, daß die volle Jugendlust in mir erwachte, und ich anfing, große Freuden von meinem Aufenthalte in der Stadt, die ich kaum noch kannte, zu erwarten.

Mit würdevoller Herzlichkeit empfing uns die Verwandte meines Vaters. Ihre Töchter, zwei liebliche Geschöpfe, hüpf-

ten freudig mir entgegen; die schönen muntern Augen schienen mit Wohlgefallen auf meiner Gestalt zu ruhen, die blühenden Lippen bewegten sich, mich mit liebreichen Worten und süßen Namen in einer zierlicheren Mundart zu begrüßen, als diejenige, die ich in St. Paul gehört hatte, und die mir selbst eigen war.

So sehr wir überhaupt im Benehmen von einander abwichen, wurden wir leicht bekannt und vertraut. Die Mädchen zogen aus den Schränken, was sie an Kleidern und Juwelen besaßen, ich mußte das Mitgebrachte auch sehn und bewundern lassen. Wir wechselten kleine Geschenke, und besprachen unsern Anzug für diesen und die folgenden Tage. Esperança, die es noch nicht gewagt hatte, sich mir wie sonst zu nahen, wurde auf mein Bitten gerufen, und durfte mitsprechen und mitlachen. Des andern Tages zeigte man mir die schönen Gebäude und andere Merkwürdigkeiten der Stadt. Meine Gespielinnen schalten mich eigensinnig und stolz, weil ich nichts übermäßig bewundern konnte. Sie sagten mir, sie wären von Landmädchen ein großes Anstaunen und Loben ihrer Stadt gewohnt. Ich aber hatte mir alles Schöne und Große leider noch schöner und größer gedacht, und brachte dadurch mich und andere um viele Freuden. So erging es mir auch mit den meisten Ergötzlichkeiten, die schnell auf einander folgten; sie machten einen so schwachen Eindruck auf mein Gemüth, daß sie nun spurlos aus meinem Gedächtniß verschwunden sind, und ich umsonst versuchen würde, sie zu beschreiben. Die holden Mädchen waren nicht mit mir zufrieden, doch suchte ich durch viele Bezeugungen der Liebe, die sie mir einflößten, sie zu versöhnen, und es gelang mir leicht.

Am letzten Tage des Carnavals kamen die guten Kinder in mein Zimmer, da ich noch schlief. Sie brachten mir Blumen zum Morgengruß, weckten mich mit Küssen, und riefen: Schnell auf Jacinta! Wir haben viel Arbeit, du mußt helfen, und du mußt dich heute freuen, oder wir bleiben dir zeitlebens böse. Ich sagte ihnen, ich freute mich schon recht herzlich ihrer Liebe und der schönen Blumen. Sie brachten mir scherzend die Kleider, ich zog mich in Eile an, und folgte ihnen in ihr Gemach. Dort standen viele Gefäße auf Glut gestellt und mit Wachs gefüllt. Dem flüssig gewordenen Wachse wurden verschiedene Farben beigemischt, dann Orangen, Citronen und andere Früchte herbeigeholt. Wir wählten, der Festigkeit wegen, die unreifen. Jede Frucht wurde mit einem scharf gespitzten Stäbchen durchstochen, bei dem einen Ende desselben gefaßt und in das gefärbte Wachs getaucht. Als nun die wächserne Hülle abgekühlt war, wurde sie mit einem bei der Glut gewärmten Messer in der Mitte durchschnitten, und behutsam von der Frucht, deren Form sie angenommen hatte, abgelöst, dann mit warmem Wachs wieder zusammengefügt, und die eine Öffnung, die durch das Herausziehen des Stäbchens entstanden war, ebenfalls mit Wachs verklebt. Diese Beschäftigung machte mir wirklich viel Vergnügen, doch vergebens fragte ich meine Gefährtinnen, was wir mit den vielen rothen, blauen, gelben und grünen Wachsfrüchten anfangen würden? Sie lachten, und wollten mir vor der Hand keine Aufklärung geben. Endlich war alles Wachs verbraucht, zwei Körbe standen voll mit den Früchten unserer Schöpfung, an denen sich unsere Augen ergötzten. Nun liefen die Mädchen zur Mutter, und erba-

ten sich von ihr köstliche Essenzen; die hohlen Wachsfrüchte wurden damit angefüllt, und sorgfältig verstopft. Allein in einige kamen zu meinem Erstaunen weißes Mehl oder Kleien, wobei die Schwestern einander schalkhaft anblickten und sich den Namen des einen oder des andern Jünglings aus ihrem Kreise zuraunten. Es war ihnen gelungen meine Neugierde zu reizen; ich erwartete mit Ungeduld den Nachmittag, der, wie sie mich versicherten, mir den geheimen Zweck unserer Bemühungen aufdecken sollte. Die ersehnte Stunde kam, wir gingen in das Empfangzimmer, wo schon die Wachsfrüchte auf einem Tischchen, nah am Fenster, standen. Nun erfuhr ich, daß es in diesen Tagen der Fröhlichkeit allgemeine Sitte sey, die Vorübergehenden damit zu bewerfen. Ich fühlte dazu wenig Muth und Lust, allein die Mädchen wurden nun im Ernste böse, und, um sie zu besänftigen mußte ich versprechen, ihrem Beispiel zu folgen. Lange standen wir müssig am Fenster. Die Gasse, sonst eine der belebtesten in Rio-Janeiro, blieb leer. Nun kam eine Mulattin mit ihrem Kinde, dann ein Mönch, dann ein alter Neger, der eine schwere Last mühsam schleppte, dann wurde eine Dame im verschlossenen Palanquin vorüber getragen. Meine Gefährtinnen wollten verzweifeln, und ich selbst fing an zu wünschen, daß unsere schönen hellfarbigen Früchte nicht alle unberührt im Korbe bleiben möchten. Wir waren unmuthig vom Fenster weggegangen, und dachten daran, mit irgend einem andern Zeitvertreib den Nachmittag auszufüllen, als lautes Sprechen und Lachen eine muntere Gesellschaft uns verkündete: wir liefen schnell wieder ans Fenster und sahen hinaus. Viele junge Männer kamen die Gasse herunter,

alle hatten die Hüte abgenommen und kühlten im Abendwinde die dunklen Locken, die heiße Stirne. Allein am lieblichsten spielten die Lüfte mit dem reichen blonden Haar eines schlanken Jünglings, der, nach der Tracht und der Haltung zu schließen, ein Fremder war. Nun gingen sie an dem Hause vorüber, wir griffen schnell nach den Wachsfrüchten: mich lockte das blonde Haupt, ich zielte und traf, die Orange brach, ich wollte zurück treten, aber beide Schwestern hielten mich fest. Lachend schüttelte der Jüngling die goldenen Locken, und sah hinauf — mich blickten Augen an von der Farbe des Himmels, und die seine Seligkeit versprachen, und die benetzten Wangen glichen bethauten Rosen. Ich fühlte mich erröthen und erbleichen, meine Knie wankten, aber ich dachte nicht mehr daran, mich zu entfernen. Indessen hatten meine Gefährtinnen Orangen und Citronen reichlich hinab regnen lassen. Manches Haupt war mit Essenzen gebadet, hie und da eines mit weißem Staub bedeckt, keines verschont geblieben. Helles Lachen, freundliche Grüße, scherzhafte Vorwürfe flogen hinab und herauf. Nur der blonde Jüngling und ich waren stumm. Ich hatte die Augen niedergeschlagen, doch ich fühlte, wie sein Blick, unverwandt nach mir gerichtet, immer tiefer in meine Seele drang. Nun bewegten sich Alle, um ihren Weg durch die Stadt weiter fortzusetzen. Da mußte ich unwillkührlich noch einmal hinblicken, und auf des Jünglings schönen Zügen sah ich den Widerschein meiner eigenen Empfindung. Sie zogen weiter, Andere gingen vorüber, die Mädchen warfen wieder und ermunterten mich, ein Gleiches zu thun; doch meine Hand war gelähmt, mein Auge geblendet, ich stahl mich hinweg,

und die Mädchen, nun zu sehr beschäftigt, ließen mich gewähren.

Am Morgen des folgenden Tages saß ich, die innere Unruhe, die mich die Nacht hindurch gequält, und den Schlaf weit verscheucht, mühsam verbergend, im Kreise der gastfreien Familie, als mein Vater rasch eintrat und zu mir sprach: »Wir fahren fort, noch in dieser Stunde. Nimm kurzen Abschied und sey bereit mir zu folgen.« Mich erschreckte der Ton, in dem er sprach; aber noch mehr die furchtbar verzogenen Stirnfalten, die ich, seit wir St. Paul verlassen, nicht mehr an ihm gesehen hatte. Ich ging, Esperança mit dem Willen meines Vaters bekannt zu machen und durch ein Gespräch mit ihr mein gepreßtes Herz zu erleichtern. Bald unterbrachen uns die Töchter des Hauses, sie hatten meine Bestürzung über das verstörte Wesen meines Vaters bemerkt und glaubten mich darüber aufklären, und folglich beruhigen zu können. »Mein Bräutigam,« wie sie ihn nannten, »wäre,« sprachen sie, »am vorigen Tage erwartet worden, aber eben hätte mein Vater durch einen Reisenden erfahren, daß eine nicht unbedeutende Krankheit ihn auf halbem Wege überfallen, doch zum Glücke nicht weit von dem Landhause eines Bekannten, der ihn aufgenommen und seiner pflege. Dadurch,« fuhren die Schwestern fort, »ist der Plan deines Vaters, der dich und deinen künftigen Gemahl unvorbereitet und einander unbekannt zusammen führen wollte, um den Zug der Herzen zu erspähen, vereitelt worden: und daher sein Unmuth.« Ich ahnete Schlimmeres und betrog mich nicht.

Über allen Ausdruck schmerzlich ward mir das Scheiden

von Rio-Janeiro, aber die Angst hemmte meine Thränen, sie blieben lastend auf meiner Brust. Schweigend beobachtete mich mein Vater; wenn sein Blick den meinen traf, konnte die Verwirrung, mit der ich das Auge niederschlug, ihm nicht entgehn. Je mehr mir davor bangte, daß er in meiner Seele läse, je weniger konnte mein innerer Zustand ihm verborgen bleiben. Wir waren in unserer Wohnung angelangt, Alles darin war unverändert, aber ich kam verändert zurück und unempfänglich für die Freuden, die sie mir sonst bot. Ich fühlte mich krank und hütete mehrere Tage das Zimmer. Eines Morgens hatt' ich, noch bevor die Sonne am Himmel stand, Esperancen zu meinem Bette gerufen, um ihr zu klagen, wie, wachend und träumend, der süße Blick der Himmelsaugen mich verfolgte, wie die Sehnsucht nach dem Geliebten, und die Furcht vor dem Vater unaufhörlich in meinem bangen Herzen kämpften, und wie alle Ruhe, alle Freude dahin wäre. Da hörten wir unter dem Fenster die Stimme meines Vaters und die des Negers, dem er die wichtigsten Aufträge zu geben pflegte, und den er, wenn er sich auch nur auf Stunden vom Hause entfernte, als Hüter desselben bestellte. Esperanza trat leise zum Fenster; sie hörte deutlich wie mein Vater den Neger ermahnte, wachsamer als je zu seyn, und ihm den Befehl ertheilte, falls ein junger Mann mit blonden Haaren und schlankem Wuchse sich dem Hause näherte, ihm mit Peitschenhieben das Gesicht zu zerfleischen. Heftig zitternd kam Esperanza zu meinem Bette, und wiederholte mir die schrecklichen Worte; sie brachten mich für viele Stunden um die Besinnung. Als aber endlich mein Geist es vermochte, die empörende Vorstellung in ihrer gan-

zen Gräßlichkeit zu fassen, da flehte ich zu Gott, er möchte mein Herz vor Haß gegen den, dem ich das Daseyn verdankte, gnädig bewahren. Die leise Hoffnung, den Geliebten wieder zu sehen, wurde zur marternden Angst. Ich konnte ihn nicht warnen. Wenn er noch die Liebe nährte, die mit ihrem Strahl beider Herzen in einem Augenblick entzündet, wenn er die Sehnsucht theilte, die meine ganze Seele füllte, wenn sie ihn zu mir führte, war er verloren. Esperança stand ganze Tage am Fenster, ihr Auge war scharf, und sie hatte im Laufen die Schnelligkeit des Pfeiles. Sie sollte, wenn er sich in der Ferne sehen ließe, ihm entgegen fliegen und ihn verhindern, das Haus des Unheils zu betreten. Allein immer wachsamer zeigte sich der Neger, er machte sich stets ein Geschäft im Hause selbst, oder in dem Theil des Gartens, der dem Hause am nächsten lag; überdieß verließ mein Vater seine Wohnung nur auf Augenblicke. Meine Angst stieg aufs Höchste; denn ich mußte einsehen, daß Esperança von dem Einen oder dem Andern stets wie ich selbst bewacht, ihnen trotz aller Gewandtheit und Schnelligkeit nicht entkommen würde, und daß wir vergebens ein Rettungsmittel ausgesonnen, welches jene so leicht vereiteln konnten. Indessen vergingen Tage, Wochen, der blonde Jüngling erschien nicht, und die Gewißheit, von ihm vergessen zu seyn, brachte mir eine Art der Beruhigung, die der düstern Ruhe der Gruft ähnlich war. Der Argwohn und die Besorgnisse meines Vaters schwanden, seine Stirne erheiterte sich, wir näherten uns einander wieder, und ich fühlte, daß er mir theuer und heilig geblieben war. Er hatte lange das Vergnügen der Jagd, welches er jedem Andern vorzog, entbehren müssen,

und entschädigte sich nun dadurch, daß er oft halbe, zuweilen ganze Tage in den Wäldern zubrachte. Auch ich fing an, meinen Lieblingsbeschäftigungen wieder nachzugehen und die freudlosen Stunden wurden mindestens mir verkürzt.

Einst saß ich mit Esperangen bei einer künstlichen Stickerei am offenen Fenster; zufällig sah ich hinaus. Ein Mann zu Pferd in gemeiner Kleidung, dessen Gesicht ein breiter Strohhut verbarg, ritt, sich oft umsehend, dem Hause zu. Nun stieg er ab, band das Pferd an einen Baumstamm, und schritt näher, als plötzlich der Neger, mit einer Peitsche bewaffnet, hinter einer Hecke hervorsprang, und auf ihn zulief. Der fremde Mann blieb stehen, zog zwei Pistolen heraus, und hielt sie dem Neger entgegen, dieser entfloh, und eh' ich mich besinnen konnte, stand der blonde Jüngling vor mir. Seine Waffen zu meinen Füßen niederlegend, sprach er: »Richtet über mich! Hat thörichtes Selbstvertrauen mich verleitet, mich von Euch geliebt zu glauben, so liefert mich den Peitschen Eurer Sklaven, ich verdiene es nicht besser; doch haben sich wirklich unsere Blicke, unsere Herzen verstanden, so hab' ich gethan, was ich nicht lassen konnte, und Ihr werdet mich nicht verdammen.« Der muth- und liebentflammte Blick, seine Worte, die Gefahr, der er für mich getrotzt, das lang ersehnte und nicht mehr gehoffte Wiedersehn, Alles traf mein Herz. Was ich in der Aufwallung des mächtig erwachenden Gefühls sprechen mochte, ich weiß es nicht, aber bald ruhte meine Hand in der seinen, und mein entzücktes Auge labte sich an der theuren Gestalt.

Esperança hatte indessen geeilt, den Neger aufzusuchen, eh' er die andern Schwarzen, die auf dem Felde zerstreut

waren, herbei rufen konnte. Es fiel ihr nicht schwer, ihn zu überreden, daß er zu seiner eigenen Sicherheit den Vorfall verschweigen müsse; denn er hatte so unvorsichtig als feige gehandelt, und wußte, mein Vater würde es schwer ahnden. Esperança kam nun mit ihm zurück, und das Geld des Fremden gewann ihn vollends. Der erste Taumel der Angst und der Freude war vorüber, ich richtete einige Fragen an den Geliebten, und erfuhr, er sey der Sohn eines sehr wohlhabenden Mannes aus einer deutschen Handelsstadt, und durch den Tod seines Vaters Herr eines bedeutenden Vermögens geworden, was ihn in den Stand gesetzt hatte, seine Reiselust zu befriedigen. Brasilien wäre unter allen Ländern, die er bisher gesehen, das einzige, das Alles vereinigte, was ihn an den Boden zu fesseln vermöge, und, wenn mein Vater die Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit hören wollte, würde er kein Bedenken tragen, mein Vaterland als das seinige anzusehen. Doch gestand Federigo (so hatte der Geliebte sich mir genannt) er habe selbst den Unwillen des stolzen Mannes gereizt und verzweifle daran, ihn je wieder zu versöhnen. Ich fragte zitternd, wie dieß geschehn, und hörte, Federigo sey wenig Stunden nach der, die mein Schicksal entschieden, in einem Kreise von meist bekannten Menschen gefragt worden, ob er den letzten Tag des Carnavals angenehm verlebt? und das volle Herz habe ihn gedrängt auszurufen, diesen Tag, an dem ein Blick des schönsten Mädchens ihm geworden, müsse er als den seligsten seines Lebens preisen. Viele junge Damen, durch diese Äußerung gereizt, hätten nach dem Namen der Schönen geforscht, er habe ihn verschwiegen, aber einer von den jungen Männern, die Fe-

derigo auf seinem Gange durch die Stadt begleiteten, habe seiner Nachbarin meinen Namen zugeflüstert, diese einer Andern, die Zweite einer Dritten, bis ihn Alle wußten, und endlich ein Unbescheidener ihn laut aussprach. Da sey ein Mann, der einsam in einer Ecke des Zimmers saß, und bis zu diesem Augenblick auf das Gespräch nicht zu achten schien, plötzlich aufgestanden, und, nachdem er sowohl den vorlauten Brasilier, als den jungen Deutschen mit furchtbarem Blick gemessen, ohne Wort und Gruß zur Thüre hinaus geschritten. Die Frau vom Hause, die darüber in sichtbare Verlegenheit gerathen war, habe den Vorwitz und die Geschwätzigkeit der Jugend bitter getadelt, dann dem bestürzten Federigo unbemerkt sich genaht und leise zu ihm gesprochen: »Es war Jacinta's Vater: hütet Euch!« Am folgenden Tage, fuhr Federigo fort, erhielt ich von einer unbekannten Hand und ohne Unterschrift einen Brief, der die Nachricht Eurer Abreise und die Warnung enthielt, keinen Versuch zu wagen, Euch wiederzusehn, weil der Vater der schönen Paulistin ein echter Paulist sey, und sich als solcher bewähren würde. Niemand, außer Eurem Vater, konnte so mir schreiben, mein Blut kochte, und, hätte ich Euch weniger geliebt, so hättet Ihr weit früher mich gesehen, doch ich konnte dem, den Ihr ehren müßt, nicht trotzen, und die Aufwallung der beleidigten Ehre wurde von Eurem Bilde, das in seiner rührendsten Schönheit stets vor meiner Seele stand, leicht besiegt. Euer Gut liegt in einer zu geringen Entfernung von der Stadt, es ist hier zu leicht, sich schlaue Kundschafter zu erkaufen, als daß mir, was in Eurem Hause vorging, hätte verborgen bleiben können. Ich wußte Alles, und erwar-

tete, das verlangende Herz bezähmend, den günstigen Zeitpunkt.«

Kaum ließ Esperança mir die Zeit, dem Geliebten zu sagen, wie mein Herz ihm danke für das Opfer, das er meiner Ruhe gebracht, sie erinnerte mich daran, daß die Stunde, zu der mein Vater von der Jagd heimzukehren pflegte, nahe sey, und drang darauf, daß Federigo mich schnell verlasse. Wir schieden unter Schwüren ewiger Liebe, ewiger Treue.

Süße Erinnerung, frohe Erwartung verschönte mir die folgenden Tage. Ich sah einem zweiten Besuch des Geliebten mit Sehnsucht, doch mit Zuversicht entgegen, als die Nachricht der nahen Ankunft meines Bräutigams wie ein Donnerschlag mich traf. Mein Vater, aus dessen Munde ich sie vernahm, sprach, meinen Schrecken nur zu deutlich sehend: »Ich kenne die Wünsche deines bethörten Herzens. Doch erwarte nicht die Nachgiebigkeit noch in mir zu finden, mit der ich einst deinen Bruder ins Verderben stürzte. Du hast keine Wahl, du wirst in wenig Tagen die Gattin des Sohnes meines Freundes: du mußt, weil ich will!« — Da glaubte ich mich von jeder Pflicht gegen den Vater entbunden, ich fühlte, daß nur Verstellung mich vor Zwang retten konnte, und trug kein Bedenken, dieß einzige Rettungsmittel zu ergreifen. Zwar fand die ungewohnte Lippe kein Wort der Lüge, ich neigte mich nur tief vor meinem Vater. Als ich aber die Freude über dieses trügliche Zeichen des Gehorsams aus seinem Auge leuchten sah, entfernte ich mich schnell, seinen Liebkosungen zu entgehen. Esperança, genau von allen dem unterrichtet, was sie dem Geliebten von meiner Lage und

meinem Entschlusse sagen sollte, wurde unter dem Vorwande Manches einzukaufen, was zum bräutlichen Anzuge mir noch mangelte, in Begleitung des alten Negers nach Rio-Janeiro gesendet, und brachte die Versicherung mir zurück, daß mein Federigo eines Herzens, eines Sinnes mit mir sey. Schon in der Nacht des zweiten Tages entwich ich, von Esperangen und meinem treuen Papagei begleitet, der im Mondlicht mich aus meinem Zimmer schleichen gesehen, und auch zu dieser ungewöhnlichen Stunde mir gefolgt war. Federigo erwartete mich am Eingang des Gartens, und fand mich weit gefaßter als er es erwartet. Wir gingen ans Ufer des Meeres, wo uns ein Kahn aufnahm und zu einer nahen Insel brachte. Dort harrte unser schon in einer kleinen Capelle, der Schmerzenmutter geweiht, ein Mönch, der im Namen des Höchsten den Bund unserer Herzen segnete. Da schwand aus meiner Seele jeder Zweifel, jede Reue, jede Furcht, ich wandelte an der Hand meines Gatten, ich stand unter meines Gatten Schutze. Wir bestiegen von Neuem den Kahn, und unsere Führer ruderten mit Macht, ein englisches Schiff zu erreichen, das wir bald beim ersten Strahl der Sonne die Anker lichten sahen. Auf ein verabredetes Zeichen sendete der Schiffskapitän ein Boot uns entgegen, und unter vielen Freuden- und Ehrenbezeugungen wurden wir an Bord aufgenommen.

Oft hörtet Ihr von dem einzigen Schmerz, der auf dieser Fahrt meinem Herzen nahen konnte. Von ihren Freuden laßt mich schweigen: der Verarmte, der Beraubte darf der Tage seiner Herrlichkeit, soll er nicht verzweifeln, nicht mehr gedenken.

Als der Schiffskapitän verkündete, schon zeige sich Englands Küste, jubelte, was auf dem Schiff war, und jeder wollte das Ziel der Fahrt und seiner Wünsche mit eigenen Augen sehn. Auch ich sah durch das Fernrohr, und der Anblick der fremden Erde erfüllte mein Herz mit tiefer Trauer. Aber mein Federigo drückte zärtlich meine Hand, sein blaues Auge sprach Trost, ich dachte: Auch dort wird es dir leuchten! und fühlte mich wieder von dem freudigen Muthe belebt, der, seit ich sein mich nannte, mich über jede Sorge erhoben.

In London fand Federigo mehrere Freunde und Bekannte; sie empfingen ihn und mich mit vielen Zeichen des Wohlwollens und der Theilnahme an unserm Schicksal, aber die neugierigen Blicke, zumal der Männer, mißfielen mir, sie lehrten mich Zurückhaltung und Kälte. Oft fühlte ich, daß ich der Gegenstand des Gespräches war, ich konnte nicht wissen, in welchem Sinn, in welchen Ausdrücken meiner erwähnt wurde, ich fühlte mich gedrückt, befangen; zeigte aber nur stolze Ruhe.

Wir wurden in viele Kreise gezogen, und auf Federigos Einladung versammelten sich alle seine Bekannten wieder in dem Hause, das er auf die Zeit unsers Aufenthalts in London, der nur Wochen dauern sollte, gemiethet hatte. Beinah jeden Tag sah ich neue Gestalten, die schon zahlreiche Menge, die in unsere Wohnung sich drängte, vermehren. Federigo schien sich dessen zu freuen, ich aber haßte alle diese Menschen, sie standen zwischen ihm und mir, sie wußten sein Herz mit tausend Fäden zu umstricken, die es von mir abzogen und das feste, enge Band unserer Liebe aufzulösen drohten. Je heimischer sie sich in unserm Hause fühlten, je

fremder fühlte ich mich darin, mir war, als ob jeder von ihnen nur käme, einen Theil meines Glückes zu rauben. Indessen harrte ich geduldig der Rückkehr meiner frohen Tage, laut wurde die Klage meines Herzens nicht. Federigo zeigte sich in den kurzen Stunden, in denen wir allein waren, gegen mich unverändert und schien es nicht zu fühlen, daß ich mich nicht wie sonst seiner Liebe freuen konnte. Allein, was er nicht sah, oder nicht sehen wollte, entging Andern nicht. Einst besuchte mich eine junge Französin, die mit ihrem Gemahl zwei Jahre in Spanien gelebt und die Sprache dieses Landes erlernt hatte, was eine Art der Mittheilung zwischen mir und ihr möglich machte. »Ihr leidet Jacinta,« sprach sie, »Viele belachen Euren Kummer, doch mich dauert Ihr sehr, und ich will Euch lehren, Eures Lebens wieder froh zu werden.« Ich schüttelte ungläubig den Kopf. »Nehmt nur Rath an,« sagte sie, »und Alles wird zu Eurer Zufriedenheit sich wenden: Seht Jacinta, je länger Ihr nur für den Gemahl Augen haben werdet, je mehr wird er nach Andern blicken, je öfter Euch übersehn. Oft beobachte ich Euch Beide, Euer Blick ist stets nach ihm gewendet, der seine schweift umher, denn er braucht nicht über ein Gut zu wachen, das ihm sicher ist. Ihr weiset stolz jede Artigkeit zurück, die ein Anderer Euch erweist, er ist gegen jede Frau in unserm Kreise artiger, als gegen die eigene, weil es so Sitte ist; daß Ihr Euch dafür nicht entschädigen wollt, dankt er Euch damit, daß er Eurer immer weniger zu achten scheint, und so steht Ihr da einsam, verlassen, und am Ende von ihm wie von Allen vergessen. Folgt meinem Beispiel! Mein Mann ist flatterhaft, wie es alle sind; doch, wenn ihn viele andere

Frauen anziehen, such' ich vielen andern Männern zu gefallen; das gelingt gar leicht. Er sieht mich glänzen, sein eitles Herz wendet sich wieder zu mir, und ich grolle nicht, denn mich hat sein Flattersinn keine Thräne gekostet. So führen wir ein frohes Leben, und unsere Ehe ist, wie Ihr selbst gesehn, eine der glücklichsten.« »Wahrlich,« sprach ich, »ein elendes Glück! um das ich Euch, Senhora, nicht beneide, und das ich mir zu erwerben unfähig bin: zu solch unwürdigem Spiel kann Jacinta sich nicht herablassen. Verlasset mich, und verschont mich künftig mit Eurem Mitleid, wie mit Eurem Rath.« Aufs Höchste über diese Worte entrüstet verließ mich Euphemie (so hieß die junge Französin) und bald rächte sie sich für die verdiente Verachtung, die ich unverholen ihr gezeigt. Federigo wurde von diesem Tage an bei jeder Gelegenheit so auffallend von ihr ausgezeichnet, daß Niemand daran zweifeln konnte, sie hege die Absicht ihn zu fesseln. Er selbst scherzte oft vor mir darüber; ich konnte so wenig über Treu und Liebe scherzen, als über Tod und Ewigkeit, aber ich hielt es nicht für möglich, daß ein solches Weib mich aus dem Herzen meines Gatten je verdrängte. Bald hörte er auf, ihrer auf irgend eine Weise zu erwähnen. Sie schien ihrerseits ihren Plan aufgegeben zu haben, und behandelte ihn wieder mit der freien, leichten Art, die sie überhaupt gegen Männer annahm. Ich konnte nicht den geringsten Verdacht schöpfen, ich baute fester als je auf die Treue meines Gemahls, und glaubte den Boden unter meinen Füßen wanken, den Himmel über mich einstürzen zu sehen, als Esperança, der ein Zufall ihr Einverständniß entdeckt, mir den Verrath enthüllte. Mit Abscheu stieß ich den

Betrüger von mir, als er, vielleicht eben aus ihrem Hause zurückkehrend, sich mir nahen wollte. Er sah sich entlarvt, sank vor mir nieder, bekannte laut sein Unrecht, betheuerte, daß nur Sinnenwahn nicht Liebe ihn zu einem Weibe geführt, welches zu tief unter mir stand, um ein Herz, das mir schlug, nur einen Augenblick zu rühren. Er weinte, flehte, ich verzieh, aber mein Glück war verschwunden. Ich konnte, ja ich mußte ihn noch lieben, aber an seine Liebe zu glauben vermocht' ich nicht mehr; seine Brust war mir nicht mehr die sichere Ruhestätte, der Zufluchtsort an dem ich mich sonst — vor jedem Sturm des Lebens geschützt wähnte. — Ich hätte nach dem Tode mich gesehnt, ja ich wäre vielleicht ihm entgegen gegangen, aber ich fühlte mich Mutter und so mußte ich wohl Ergebung lernen.

Wir waren weit länger, als ich es gehofft hatte, in London geblieben, und Federigo meinte, wir sollten noch einige Monden dort verweilen. Euphemie hatte England verlassen, ich vernahm es mit dumpfer Gleichgültigkeit; was ihre Gegenwart mir geraubt, konnte ihre Entfernung mir nicht wieder geben. Die Geburt meines Maximo brachte großen Trost. Federigo frohlockte über des Knaben Schönheit und Stärke, und die süßen Mutterfreuden ersetzten mir das verlorne Liebesglück. Bis zur Abgötterei liebte Esperança das Kind, und sie zeigte sich nun wieder ehrerbietig gegen den Vater, und willig ihm wie mir zu dienen; allein er hegte gegen sie unvertilgbaren Groll. Der durchbohrende Blick, mit dem sie ihn nach der Entdeckung des Verraths, den er an mir begangen, viele Tage verfolgt, der drohende Ausdruck in allen ihren Zügen, hatte, wie er es selbst gestand, ihn mit

Grauen erfüllt, und weil er vor ihr gezittert, haßte er sie. Wenn sein Kind auf ihrem Schooße lag, wendete er sich unwillig weg. Ich hoffte die Zeit würde diesen Eindruck schwächen, und fühlte, trotz der Störung, die er hervorbrachte, mich weit glücklicher, als ich es je wieder zu werden gedachte. Denn ich durfte nun, von der Welt und dem lästigen Schwarme gleichgültiger Menschen abgeschieden, meinem unaussprechlich geliebten Kinde und dem nur zu theuren Gatten ausschließend leben.

Nicht lange erfreute ich mich des froheren, stilleren Daseyns; wir verließen London, und rastlos eilten wir, andere Länder nur durchfliegend, Federigos Vaterland zu erreichen, nach welchem nun plötzlich die Sehnsucht in ihm erwacht war. Seine Vaterstadt war, wie er mir sagte, nur wenig Tagereisen mehr entfernt; wir fuhren an einem heißen Sommertage, in der Mittagsstunde einen steilen Berg hinauf; Federigo war ausgestiegen und ging dem Wagen weit voran. Ich hatte ihn längst aus den Augen verloren, aber Esperança, deren Blick viel weiter als der meine reichte, sah, wie er nun beinah schon auf dem Gipfel des Berges an einem andern Wagen vorüber ging, wie aus dem Wagen ein Frauenarm grüßend ein Tuch wehen ließ, wie Federigo mit allen Zeichen der Überraschung und der Freude den Gruß erwiederte, wie der Wagen hielt und er in denselben einstieg. Esperança's Worte und Ausrufungen hätte es kaum bedurft mich zu berichten, so deutlich malte sich, was sie sah, in ihren Blicken, auf ihren Zügen. Ich sagte, sie und mich zu beruhigen suchend: Es sey nichts weniger als befremdend, daß Federigo in einer Gegend, wo er seine Jugendjahre verlebt,

Bekannte anträfe, sich dessen freue, und sich auf Augenblicke ihnen zugesselle. Esperança schwieg, aber ihre Miene drückte Argwohn und Kummer aus. Ich verfiel in düstres Nachdenken und plötzlich fuhr, wie der Blitz zugleich erleuchtend und tödtend, der Gedanke mir durch die Seele: es war Amalia!

In den Zeiten der rücksichtslosen Innigkeit, des unbegrenzten Vertrauens, hatte Federigo oft eines Mädchens erwähnt, das von den Ältern ihm zur Gattin bestimmt, ihn zärtlich liebte, und deren Neigung er mit einem Gefühl erwiederte, das er für Liebe hielt, so lange mein Anblick ihm nicht gelehrt hatte was Liebe sey. Wenn ich die Besorgniß äußerte, dieses Mädchen könnte einst mir sein Herz streitig machen, sprach er: »Der Taucher, der mit Gefahr seines Lebens die köstliche Perle vom Meeresgrunde sich geholt, vertausche sie nicht mehr gegen die bunte Glasperle, mit welcher er als Knabe spielte.«

Ängstlich schlug mein Herz, als ich das Posthaus am Fuße des Berges ersah; dort mußte Federigo meiner warten — wie würde ich ihn finden? Er saß auf einer Bank vor dem Posthause, und sein Blick folgte dem fremden Wagen, der eben weggefahren war. Das Herbeirollen des unsern schien aus einem Traume ihn aufzurütteln. Schweigend, mit gesenktem Auge half er mir heraus. Mir schwand aller Muth, ich fühlte mich unfähig an diesem Tage noch die Reise weiter fortzusetzen. Federigo forschte nicht nach dem Grunde, er war in der eigenen Empfindung zu befangen, um meiner veränderten Stimmung gewahr werden zu können. »Du hast Amalien wieder gesehen,« sagte ich zu ihm, als wir allein waren. »Wer

sagte es dir?« fragte er auffahrend. »Esperanças scharfer Blick und mein Unglück ahnendes Herz,« war meine Antwort. »Ewig Esperança!« rief er aus, »so lange dieser böse Dämon zwischen uns steht, ist kein Friede zu erlangen.« — »Nur in der Treue und in der Wahrheit ist Friede; dein getheiltes Herz, dein wankender Sinn wird ihn nie finden.« — Er schien diese Worte überhören zu wollen und fuhr fort: »Esperança darf nicht länger um dich leben, ich werde sie mit allem Nöthigen versorgen, aber fern von dir, Ihr sollt, Ihr müßt getrennt werden.« — »Nein,« sprach ich und Thränen stürzten aus meinen Augen, »ich werde sie nicht verlassen, die Alles für mich verließ! Wenn ich sie in die fremde Welt, wo Niemand ihre Sprache spricht, wo ihre Farbe verhaßt ist, wo kein Freundesgruß ihr werden kann, hinaus stoßen könnte, so verdiente ich, daß auch du vergäßest was ich dir opferte, daß auch du«.... Die Vorstellung, die sich mir aufdrang, war zu schrecklich, ich konnte sie nicht aussprechen. Auch Federigo schwieg, bald aber begann er unaufgefordert, ungescheut von Amalien zu sprechen, von ihrer Anmuth, von der zärtlichen Liebe, die sie nach so langer Trennung ihm noch bewahrte, von der sanften Trauer, die sie gezeigt, als er jetzt bei diesem zufälligen Zusammentreffen ihr gestanden habe, er sey der Gatte einer Andern geworden; er schien Amaliens Schmerz an mir rächen zu wollen. — O! sie war gerächt! Mein Gehirn brannte, ich drückte beide Hände fest auf mein Herz, damit sein Schlag mir die Brust nicht zerspränge. — Er achtete nicht meines Zustandes und fuhr fort sich in ihr Lob, und in Klagen über ihr hartes Loos zu ergießen. Mich übermannte der wüthend-

ste Schmerz. »Halt ein!« rief ich, »halt ein! wenn ich nicht versucht werden soll, das Herz zu durchbohren, das ihr Bild nur erfüllt, die Lippe, die nur von ihr überströmt, zum ewigen Verstummen zu zwingen.« — Er zeigte sich mehr verwundert als erschüttert, er betrachtete mich lange mit zweifelndem Blick und sagte dann vor sich hin, indem er aufstand das Zimmer zu verlassen: »Worüber sollte ich erstaunen? wußte ich nicht wessen Tochter, wessen Schwester sie war?« — Esperança kam, sie fragte nicht, mein Anblick sagte Alles. Sie brachte die Nacht weinend am Fuße meines Bettes zu. In halber Bewußtlosigkeit, unfähig meine Lage zu überdenken, mein Elend einzusehen, fühlte ich nur mein Haupt zerschmettert und mein Herz zerrissen.

Am Morgen sagte mir Esperança: Federigo sey mit dem Frühesten weggeritten, und habe dem Wirthe die Weisung hinterlassen, sobald ich mich im Stande fühlen würde, die Fahrt zu ertragen, mich nach der nächsten Stadt in einen bestimmten Gasthof bringen zu lassen. So leidend ich auch war, ließ die Unruhe mich nicht länger verweilen. Vor Abend langten wir in dieser Stadt an, und der Wagen hielt vor dem Gasthofe, in dem Ihr einige Monden später mich noch fandet. Federigo kam uns nicht entgegen. In den Zimmern, die für mich bereit waren, suchte ihn vergebens mein ängstlicher Blick. Ein mir ganz unbekannter Mensch, der mich aber in meiner Sprache anredete, kam, meine Befehle zu empfangen. Er begrüßte mich mit einem fremden Namen, er sprach von meinem Witwenstande, von dem Freunde, der mir eine anständige Aufnahme in diesem Hause bereitet, und Allen darin die größte Sorge für mich und für

mein Kind anempfohlen. — Klar lag mein Loos und Federigos Absicht vor mir, mich, indem er mich verließ, wenigstens vor der Verachtung zu schützen, die so leicht die Verlassene trifft. Ich raffte meine ganze Kraft zusammen, und nichts in meinen Äußerungen widersprach seinen Worten. Ich blieb an dem Ort, wohin sein Wille mich geführt hatte, und sogar vor Esperanza verbot ich mir die Klage. Ich durchweinte die Nächte, aber am Tage blieb mein Auge trocken und mein Mund verschlossen. — Ich kann nie wieder Ruhe finden, mein Herz wird nie heilen, denn ich habe gefrevelt an dem, was mir das Theuerste, das Heiligste war. Oft ruf ich ihm zu: »O verzeihe! nimm mein Leben als Sühnopfer, doch verzeihe, was ich im Fieberwahn nur sprechen konnte. Wußtest du nicht, daß ich eher den Muth gefunden hätte, das eigne Herz zu durchbohren, als nach deiner theuren Brust nur zu zielen? Federigo! nur einen Blick der Versöhnung, eh' ich vom Leben scheide, sonst find' ich auch dort keinen Frieden.« —

Jacinta hatte zu reden aufgehört, sie bedurfte der Ruhe, ich nicht minder; leise drückte ich ihre Hand und entfernte mich.

Ich kannte nun ihr Schicksal und meines. Freude war nicht mehr zu hoffen; aber aus allen dem, was ich gehört hatte, ging zu laut und ernst die Mahnung hervor, der zerstörenden Gewalt der Leidenschaft mit allen bessern Kräften zu widerstreben, ich konnte sie nicht überhören. Ich sah mich als Führer der großen dunklen Seele auf ihre rauhe Bahn gegeben, mein Blick mußte klar bleiben, mein Fuß durfte nicht straucheln. Ich fragte mich selbst, wo Trost und Hülfe für sie

wäre, und meine innere Überzeugung sprach: im geläuterten Glauben. Ich hatte bisher wenig nachgedacht über das, was allein des Nachdenkens werth ist; ich war ein sehr lauer Christ, und hielt es beinah für unmännlich, fromm zu seyn. Nun aber fühlte ich, daß Menschenkraft nicht hinreiche, bei der trostlosen Aussicht in eine trübe Zukunft, das eigene schwere Loos zu ertragen, und noch für ein zerrissenes, zerstörtes Gemüth Ruhe und Linderung zu finden. Ich beugte meinen Sinn vor der höchsten Kraft, und erflehte ihren Beistand; so fühlte ich mich gerüstet und würdig Jacinten mich wieder zu nähern. Als wir uns wiedersah'n, bemerkte ich, daß sie mit besorgtem Blicke mich betrachtete. »Keine Verstellung zwischen uns Jacinta!« sprach ich, »kein kleinlicher Stolz! Es sey Euch offen gestanden, daß, seit ich die Bande kenne, die Euch an einen Andern ketten, seit ich weiß, daß Ihr mit der ganzen Glut Eurer Seele ihn noch liebt, jede Hoffnung des Glückes mir verschwand. Lasset uns vereint nach Ruhe und Ergebung ringen, zwei Unglückliche, die Freundschaft verbindet, sind nicht jedes Trostes beraubt.« Ein Strahl der Freude belebte Jacintens thränenmatten Blick: »Dank sey es dem Himmel« sprach sie, »daß Ihr so mir wiederkehrt!«

Ich hielt es nun für meine erste Pflicht Alles anzuwenden, um Federigo's Aufenthalt zu entdecken, allein ich überzeugte mich nur zu leicht, daß er jedes Nachforschen der Art, sey es Fahrlässigkeit oder Absicht, im Voraus vereitelt hatte. Jacinta sprach den Namen ihres Gatten so undeutlich aus, daß die seltsamen Laute keinem deutschen Namen ähnlich klangen. Nach dem Namen seiner Vaterstadt hatte sie nie gefragt. Unter ihren wenigen Papieren fand sich nicht eines von

seiner Hand. Das Zeugniß des Mönchs über ihre ehliche Verbindung war in seinen Händen geblieben, wie der Taufschein des Kindes, ich sah mich also gezwungen mich eben so leidend zu verhalten als Jacinta selbst bisher gethan, und dachte nur daran die bestehende Lage ihr erträglich zu machen. Zerstreuung heilt nicht die Wunden eines tiefen Gemüths, alle Beschäftigung war Jacinten im Sturm der Leidenschaft fremd geworden, sie mußte unmerklich in ihr Leben wieder eingeführt werden. Ich brachte Esperangen manches kleine Geschenk von weiblicher Hand verfertigt, und weckte dadurch in ihr den Nachahmungstrieb; sie versuchte Vieles, Einiges gelang, Jacinta nahm allmählig Theil an ihren Bemühungen. Die einfachste Arbeit aus Jacintens Händen hatte für mich hohen Werth, sie sah es, und bereitete mit liebendem Sinn mir manche Freude. Die Lust zum Zeichnen und zum Malen entstand durch den Wunsch, die flüchtigen Blumengestalten mit dem Pinsel fest zu halten. Ich war in dieser Kunst nicht ungeübt und wurde Jacintens Lehrer. Die Liebe zur Poesie war ihr angeboren, ich wählte aus unsern Dichtern die ernsten, und übersetzte mündlich ihr manche Stelle, die religiöse Erhebung aussprach. Die Stunden, welche diese Übungen nicht ausfüllten, waren durch das erste Lallen, die ersten Spiele des kleinen Maximo, erheitert, doch schien das theure Kind oft unter dem Einfluß des Klima, wie die Mutter, deren heißes Blut in seinen Adern floß, zu leiden. Daß ihr und ihres Sohnes Leben weit höher mir stünde als das eigene, daran konnte sie nicht zweifeln, aber ich versagte mir jede leidenschaftliche Äußerung, jeden Erguß der Empfindung, die unvertilgbar mir im Herzen lebte, und aus strenger Ent-

sagung blühte mir ein höheres Glück. Jacinta fing an einzusehen, daß wahrer Glaube auch beim höchsten Schmerz nicht wanke und nicht murre, daß wahre Liebe, innig mit ihm verschwistert, Alles dulde, Alles verzeihe, Alles opfere und keinen Lohn erwarte. Sie seufzte oft darüber, daß solche Lehre nicht schon in der Kindheit Jahren dem biegsamen Sinn eingeprägt, das furchtbare Aufwallen ihres Blutes, den heftigen Schlag ihres Herzens vor dem Erwachen der Leidenschaft gezähmt. Ich hoffte von der edlen Seele alles Edle, ich hatte in Monden schon so viel erlangt, was würden Jahre so verlebt nicht bewirken?

Eines Morgens saß ich nah am Fenster, den Papagei aus Fernambuc hatte Jacinta vor mich hingestellt, und mit gewählten Blumen und Früchten, malerisch geordnet, ihn umgeben; so wollte sie ihn von mir gemalt besitzen. Mit herzlichem Wohlgefallen hatte ich nun das Bild angelegt, Jacinta, auf einem Sofa neben dem schlafenden Knaben halbruhend, stickte emsig, jedoch nicht ohne nach mir und meinem Werke zuweilen hinüber zu sehen. Plötzlich erscholl aus dem Vorzimmer ein Freudenruf, es war Esperangens Stimme, wir hörten eines Mannes Tritte, Jacinten entfiel die Arbeit, sie streckte beide Arme der Thüre entgegen, ihre Augen leuchteten, und zartes Roth färbte die bleichen Wangen. Ein junger Mann mit hohem Wuchse und blonden Locken, dessen blaues Auge aber nur Eiseskälte aussprach, trat in das Zimmer. Jacinta ließ die Hände sinken, ihr Blick erlosch und Leichenbläße bedeckte ihr Antlitz. »Bei dem, was wir zu verhandeln haben,« sagte er trocken, mit einem Seitenblick auf mich, zu Jacinten, »ist die Gegenwart eines Dritten mehr

als überflüssig.« Ich fühlte mein Innerstes sich empören, doch ich wollte gehen. — »O bleibt,« rief Jacinta aus, »ich ahne, daß ich Eures Schutzes nur zu sehr bedarf.« Argwohn und Hohn zeigten deutlich Federigo's Züge; aber die unwürdige Vermuthung, die in ihm aufstieg, wiederlegte ich mit einem Blick, vor dem er die Augen niederschlug. Es bedurfte einiger Minuten, eh' er die Fassung wieder fand, dann sprach er zu Jacinten: »Diejenigen, welche Länder und Meere, Sprache, Gewohnheiten, Erziehung und vor Allem die angebornen Anlagen trennten, die nur die Leidenschaft zu ihrem Verderben vereinen konnte, soll rettend das Gesetz wieder trennen. Das unselige Band unserer Ehe wird, ja es ist aufgelöst.« — »Aufgelöst?« wiederholte Jacinta, »was frevelt dein Mund? Du kannst mich fliehen, mich hassen, aber das Band vor Gott geknüpft löset nur der Tod.« »Ihr irrt,« sprach Federigo; »ich bin Protestant.« — »O mein Gott! nicht eines Glaubens!« rief Jacinta schmerzlich aus. — »So wenig als eines Sinnes,« sagte er kalt, »Ihr wißt, daß mein Glaube die gänzliche Auflösung der Ehe erlaubt; Ihr wißt, daß Ihr mir hinlängliche Gründe dazu gegeben — oder wäret Ihr fähig, Eure Worte zu verläugnen?« — »Ihr seyd des Gegentheils nur zu sehr überzeugt,« sagte ich tief empört, »und sündigt auf die Wahrheitsliebe einer großen Seele; doch wo war Eure Redlichkeit, Eure Wahrheitsliebe, als Ihr ungewarnt sie einen Bund schließen ließet, der sie allein fesselte?« »Der Priester, der uns verband, wußte darum,« entgegnete Federigo, »seine Bedenklichkeiten wichen dem Drange des Augenblickes, der auch mich entschuldigt für das Verschweigen eines Umstandes, der mir damals

nicht wichtig schien.« Nun suchte er, sich noch immer an mich wendend, seine Handlungsweise durch Verstandesgründe zu rechtfertigen; er bewies ziemlich klar, daß nur die Trennung von Jacinten es ihm möglich machte, ein nützliches Leben zu führen; das gebrochene Herz seiner Gattin kam nicht in Anschlag, aber es empörte sich in der Brust der Unglücklichen, und sie rief: »Genug der Gleisnerei! Amalia ist die Triebfeder deiner Handlungen, Amalia heißt mein Elend.« — Ein flüchtiges Roth bedeckte Federigo's Stirne, aber sein Mund bekannte mit Stolz und kalter Entschlossenheit, daß sein Herz der Freundin seiner Jugend sich wieder zugewendet, daß eine Verbindung mit ihr das Ziel seiner Wünsche sey. Jacinta schwieg, aber im Fieberfrost erbebten ihre Glieder, schmerzlich zuckten die Lippen, hoch brannte ihre Wange, und der unstäte Blick irrte, Hülfe suchend, umher. Ich trat ihr näher, und sprach zu dem Unmenschen: »Ihr sollt nicht länger die niedere Lust genießen, mit ausgesuchter Kälte diese Feuerseele zu martern; dieß Haus ist mein, verlaßt es schnell, eh' ich mein Recht gebrauche.« »Gemach!« antwortete er, »wir sind nicht am Ende; mein Kind bedarf einer andern Leitung, anderer Beispiele, als die ihm hier werden können, das Gesetz spricht es mir zu, und ....« Jacinta ließ ihn nicht enden, sie richtete sich empor, legte feierlich die Hand auf des schlummernden Kindes Haupt, und mit der schrecklichen Würde einer zürnenden Göttin sprach sie: »Nimm ihn hin! ich weihe ihn ein zum Rächer meiner Leiden.« — Mir wendeten sich bei diesem unnatürlichen Auftritte die Eingeweide, ich bedeckte schaudernd mit beiden Händen das Gesicht. Als ich aufsah, war Federigo verschwunden, Jacinta stand triumphi-

rend neben der Wiege. »Du bist furchtbar!« rief ich. — »Ich bin Jacinta,« sprach sie finster; »verlasse auch du mich, ich kann allein sterben.« Ich hörte im Vorzimmer Esperançens muntern Tritt, und eilte, sie auf das Geschehene vorzubereiten. — Ach! die Arme hatte Federigo's Rückkehr der neuerwachten Liebe zugeschrieben! sie war festlich gekleidet, sie brachte den Gatten Blumenkränze! — Ich selbst glaubte bei ihrem Anblick vor Schmerz zu vergehen, wie hätte Jacinta ihn ertragen? Unter einem Vorwande führte ich Esperançen bis in das entlegenste Zimmer, dort hörte sie Alles. Ich ertrug geduldig den ersten Ausbruch ihrer Wuth, dann aber sah ich ihr scharf ins Auge und sagte: »Willst du deine Herrin tödten? fahre so fort.« — Sie beugte das Haupt und sprach: »Gebiete, Herr! Du bist ihr guter Engel, dir gehorche ich bis in den Tod.« —

Ein Augenblick hatte das Gebäude meiner Hoffnungen niedergerissen. Jacinta kannte keinen Frieden, keine Ergebung mehr. Sie saß nun ganze Tage, und, wie Esperança mir sagte, auch manche Nacht stumm und regungslos, den düstern Blick an den Boden gefesselt, oder, den Himmel anklagend, ihn aufwärts richtend, und keine mildernde Thräne kühlte ihr Auge, kein Wort der Klage lös'te die krampfhaft verschlossenen Lippen. Einsylbig bewillkommnete sie mich, wenn ich mich nahte, und schien dann, wenn ich auch Stunden an ihrer Seite weilte, mich nicht mehr zu sehn! Brachte man ihr das Kind, so befahl ein Zeichen ihrer Hand, es wieder zu entfernen.

Bald zeigte das Verfallen ihrer Gestalt, wie gräßlich der Sturm in ihrem Innern wüthete; die Gegenwart des Arz-

tes, den ich brachte, wurde von ihr nur mit Widerwillen, dem sich eine Art Spott zugesellte, ertragen. Sie fragte oft, ob ein reicher Wechsler, der für die schweren Goldmünzen aus St. Paul, ihr mütterliches Erbtheil, ihr gangbares Geld gegeben, und dem sie, bei ihrem Aufenthalte im Gasthofe, einen Theil ihres Schmuckes zur Aufbewahrung anvertraut, noch nicht von seiner Reise zurückgekehrt sey. Da sie weder Geiz noch Mißtrauen kannte, und an Mangel nicht zu denken war, blieb diese Art der Sorge in ihrem Gemüthszustand mir unerklärbar, allein sie unterbrach das Grabesschweigen, und wenn ich Jacinta's Frage mit der Versicherung beantwortete, daß die Abwesenheit ihres Geschäftsmannes nicht lange mehr währen könne, nickte sie mir beinahe freundlich zu. Außerdem blieb ihr Gemüth und ihr Mund verschlossen. Wie ein böser Dämon stand ihr finsterer Gram zwischen mir und ihr; ich vermochte nichts mehr über sie, ich war ihr fremd geworden. In diesem Bewußtseyn fühlte ich meine Kraft erliegen, und was nach einigen Wochen der Arzt mir sagte, brach gänzlich mir den Muth.

So ging ich einst zu ihr, trost- und hoffnungslos; Esperanza kam mit erheitertem Gesichte mir entgegen, und erzählte, Jacinta habe eben ihren Schmuck wieder erhalten und große Freude darüber gezeigt. Als ich eintrat, stand das offene Schmuckkästchen auf einem Tische vor ihr; sie hatte einen Ring herausgenommen, sie hielt ihn krampfhaft fest, und betrachtete ihn mit gierigem Blick. Meiner gewahrend steckte sie ihn mit erzwungener Fassung an den Finger, an welchem sie den Trauring trug. Dann begrüßte sie mich in traulichem Tone mit dem langentbehrten Namen Freund; sie

fragte theilnehmend, wie es mir ergangen, und zeigte sich besorgt um meine Gesundheit. Mir war, als ob wir nach langer Trennung uns wiedersähen, mein Herz gab einen Augenblick sich dem Wahne hin, sie sey mir und dem Leben wiedergeschenkt; ich athmete tief aus erleichterter Brust, mein feuchtes Auge suchte das ihre, das meinem Blicke nicht mehr auswich, der Klang der theuren Stimme drang labend und heilend in meine lechzende Seele; Jacinta sah und fühlte meine Liebe, immer weicher und milder wurden ihre Reden und der Ausdruck der geliebten Züge. Tief gerührt faßte ich ihre Hand, aber ihre Stirne verfinsterte sich, schnell zog sie die Hand aus der meinen; ich hatte den Ring berührt, ich sah ihn jetzt aufmerksam an, die seltsame Form, die ungewöhnliche Größe, Jacintens plötzlich veränderte Stimmung ließ mir keinen Zweifel übrig: er enthielt Gift! — Ich fühlte mich nah daran, die Besinnung zu verlieren, aber es galt ihre Ewigkeit, und mein Geist blieb aufrecht, sich rettend an den ihren anzuklammern. »Vergebens suchst du den Freund zu täuschen, dessen Liebe stets über dich wacht,« sprach ich; »dieser Ring ist nur darum dir werth, weil er den Tod dir bringt.« — »So ertrage denn die Wahrheit, die du mir entreißest,« sagte sie; »ja, ich will sterben. Ich hörte von dir, daß der Scheidungsbrief mir zu unterschreiben gebracht werden muß; noch ist Federigo mein Gemahl, und diese Hand soll erstarren, ehe sie die Mitschuldige seines Meineids wird; der Sarg soll mich bergen, ehe seine Verbindung mit einer Andern mich in den eigenen Augen zur verlassenen Buhlerin erniedrigt.« — »Du bist Mutter!« rief ich. — »Eines vaterlosen Knaben, der unter dem fremden Himmel nicht empor-

blühen kann. Mein Tod wird ihm Vater und Vaterland wiedergeben; weil ich Mutter bin, muß ich sterben. — Spare deine Worte, mein Entschluß steht fest.« Ich machte eine rasche Bewegung ihr den Ring zu entreißen, aber ihr Blick lähmte mich; hoch hob sie die Hand empor und rief: »Nein! letztes Rettungsmittel, du bleibst mir! Gewalt zu üben an Jacinten, das wagt kein Menschensohn!« »So höre denn, Verblendete,« sprach ich, den einzigen Ausweg schaudernd aber klar erkennend, »höre, und verehre eine höhere Leitung. — Wozu das Gift? wozu der Frevel? Du trägst den Tod in dir! frage den Arzt — nur wenig Wochen« — — Jacinta faltete die Hände, dankend hob ihr Auge sich zum Himmel, sie betete still, Thränen flossen sanft über ihre Wangen, und auf die edlen Züge senkte sich der Friede. Ich fiel vor ihr nieder, mir war als ob ich ihr den Todesstreich versetzte, den sie lächelnd empfing; ich rang mit der Verzweiflung, ich wimmerte zu ihren Füßen, wie ein verlassenes Kind. — »Weine nicht, du Guter,« sprach sie, indem sie sanft die Hand auf mein brennendes Haupt legte, »der schwerste Kampf ist ausgerungen. Gott hat Erbarmen, und du warst der Bote seiner Huld.« Sie beugte liebreich sich zu mir herab, und hob mich auf. Ich saß nun vernichtet an ihrer Seite. »Zage nicht!« sagte sie, »übe, was du mich gelehrt; die Hand, die mich im Leben stützte, soll die thränenmüden Augen sanft mir schließen, und dann meinen Maximo leiten, daß er besser werde und glücklicher, als die ihn gebar! Du hast noch viel zu wirken und zu tragen, sey stark!«

Soll ich sie schildern die letzten Tage des heiligen Schmerzes, der heiligen Liebe? — Nein, Jacinta! tief in der treuen

Brust verborgen, will ich dein Bild bewahren, vom Morgenstrahl der Ewigkeit verklärt.

Ich habe ihren letzten Willen erfüllt, und mit ihrer Leiche Esperança und das Kind nach Brasilien gebracht. Der Mönch, der das unseligste Band einst knüpfte, führte auf mein Begehren den alten Paulisten in die Kapelle der Schmerzensmutter. Dort zeigte ich ihm der Tochter Sarg, und Esperança kniete, seinen Enkel in den Armen haltend, vor ihm nieder. Da brach des alten Mannes harter Sinn. Er sank am Sarge nieder und schluchzte laut; dann nahm er den Knaben an seine Brust, bedeckte ihn schützend mit beiden Armen, als fürchtete er, der Tod wolle auch diesen ihm rauben, und stieg so in den Kahn. Wir folgten ihm.

Ich lebe mit Esperangen und dem Kinde in seinem Hause.

Wohl ist mir zuweilen, als ob die Palmbäume nur unwillig den Fremdling beschatteten, und ich gedenke sehnsüchtig der vaterländischen Eiche, unter der ich in den Jugendtagen, mit euch Freunde, im traulichen Kreise saß; doch höre ich euch selbst mir zurufen: Lehre du getrost deinen gewaltigwollenden Knaben das Rechte wollen — wo du liebend wirkst, und für die Zukunft säest, da ist dein Vaterland. Und wenn ich in der Kindheit und des Alters Pflege zuweilen ermatte, wandle ich zu Jacinta's Grab, und es ruft aus ihren Tiefen noch: »Sey stark!«

Sonnenuntergang.

Die Sonne geht zur Ruh' hinab,
Nimmt mit das Leben, das sie gab.
Schon deckt die Ebne schwarzer Flor,
Doch leuchtet hell der Kirchthurm vor.
Ihn küsset noch ein Strahl,
Entflohn dem niedern Thal.

Jetzt auch verlischt des Thurmes Glanz,
Verschwunden ist das Dörflein ganz.
Doch über'm Dorf die Alpen grün
Im letzten goldnen Lichte glühn,
Mit jenem Strahl geschmückt,
Den wir am Thurm erblickt.

Die Alpen färben sich in Grau,
Dann tiefer schwarz, wie Thurm und Au';
Nur fern noch steht der Berg von Eis,
Und schimmert rosenroth und weiß.
Er blicket durch die Nacht,
Bis rings kein Auge wacht.

Den Menschen, der im Staube lebt,
Gar bald der Zeiten Nacht begräbt.
Den, der sich höher hingestellt,
Nennt kurze Weile fort die Welt.
Doch ew'gen Lichtglanz führt,
Deß' Haupt zum Himmel rührt.

F. Treitschke.

Aus dem Tagebuch.

1.

An die Stirne jedem Menschen
Wollte Gott sein Schicksal schreiben.
Warum eben an die Stirne?
Ungelesen sollt's ihm bleiben.

Wolltest du den Spiegel fragen,
Daß du sey'st von ihm belehrt?
Ach, der Spiegel, muß ich zagen,
Zeigt die Schrift dir gar verkehrt.

2.

Traurigkeit ist immer Sünde,
Immer Unrecht ist der Unmuth,
Undank gegen Gottes Güte,
Ein Verläugnen seiner Huld.

Schäme dich der finstern Launen,
Schäme deiner trüben Blicke
Dich vor Gott und deiner Liebsten,
Die es dir so gut gemacht.

3.

Das Schwert, das du nicht brauchst, wirst du nicht stumpfen,
Doch wirst du's auch nicht schwingen in Triumphen.
Viel besser, als daß stumpf der Rost es mache,
Ist, daß du's macheſt stumpf an Feindesrumpfen.
Geh', Strom, und scheue nicht das Grab des Meer's!
Denn, wo du still stehn willst, wirst du versumpfen.
Komm', Ros', und laß dich nur den Sturm entblättern!
Nicht in der Knospe sollst du mir verdumpfen.
Süß ist es, für die Welt duftathmend sterben,
Und herb nur ist's, in Eigensucht verschrumpfen.

4.

Geh' im Fürstenparke nicht spazieren,
Wo sich Büsch' und Bäume höfisch zieren;
Wo die Lüfte gehn wie Leisetreter,
Sonnenstrahlen lächeln wie Verräther
Wo den Kopf zusammenstecken Rüstern,
Um von Staatsgeheimnissen zu flüstern;
Und Fontänen, ohne Unterbrechen,
Von der ew'gen langen Weile sprechen.

Nachtigall behagt sich nicht im Freien,
Wo aus Fenstern schwatzen Papageien,
Und die Turteltaube flieht den Plan,
Wo buntscheckig prunkt der Goldfasan.
Alle Blumen fühlen sich befangen,
Kleinlaut sind die Rosen aufgegangen,
Und zu präsentiren weiß sich da
Nur mit Anstand die Hortensia.

5.

Abendlied an die Mutter.

Wie Sonne die Augen zugethan,
Der Mond ihr nachblickt mit Harme,
Fängt das Kindlein zu weinen an,
Selbst auf der Mutter Arme.

Es hat in die Welt hinaus gelacht,
So lang' sie golden gefunkelt;
Den schönen Schimmer hat die Nacht,
Das Augenspielzeug, verdunkelt.

Einen Schauer fühlt die Natur,
Die Blätter beben im Winde;
Du, Mensch, bist ihm entwachsen nur,
Doch fühlst du ihn nach im Kinde.

Die Vöglein schließen die Augen zu,
Den Graus der Nacht nicht zu sehen.
Mutter! bringe dein Kind zur Ruh'!
Ihm kann nichts Bess'res geschehen.

6.

Lied.

Wer durch's Lebensmeer gesucht,
Und ein Gut gefunden,
Flüchte sich zur stillen Bucht,
Weit'rer Fahrt entbunden.

Eh' erschlafft die Segel sind,
Kann das Schiff nicht rasten;
Immer lockt der Hoffnung Wind
Unversuchte Masten.

Still am Lande könntest du
Sehn die Saaten reifen;
Doch dein Blick wird ohne Ruh'
Durch die Wogen schweifen.

Drüben, wo die goldne Frucht
Reift der Hesperiden!
Eh' auch du das Land gesucht,
Hast du heim nicht Frieden.

Nicht den Zaubergarten wirst
Finden du, den fernen;
Aber ihm, indem du irrst,
Zu entsagen lernen.

Gib dem Herzen, was es will,
Laß die Welt es lehren:
Daß kein Heil ihm blüht, als still
In sich heim zu kehren.

Wer ein Leben hat verlebt,
Mag sich wohl verschließen;
Aus der Welt, die er begräbt,
Wird sein Himmel sprießen.

7.

Spruch.

Hat dir ein Stoß von ungefähr
Dein Kartenhaus zerrüttet;
Gott sey gedankt, es war nicht schwer
Es hat dich nicht verschüttet.
Und steht dir neu zu bau'n der Sinn?
Da sind die alten Karten;
Es stecken noch viel Häuser drin,
Die nur des Bauers warten.

8.

Wenn ein Unglück dich hat betroffen,
Darfst du von denen nicht Mitleid hoffen,
Denen näher als deine Schmerzen
Des Himmels Gerechtigkeit liegt am Herzen.
Sie werden forschen, was du verbrochen,
Daß es der Himmel so schwer gerochen;
Und von den tausend Schuldentiteln
Läßt einer sich wohl für dich ausmitteln,
Und können sie weiter nichts ergründen,
So sind es eben verborg'ne Sünden.

Rückert.

Wiedersehn.

Lebe wohl! Wir sehn uns wieder,
Jetzt erschwer' den Abschied nicht.
Festgebannt sind Herz und Glieder,
Doch es ruft die stärkre Pflicht.
Lebe wohl! Ich wandre fort.
Fern du hier, ich ferne dort!
Beide müßten wir vergehn,
Winkte nicht uns Wiedersehn!

Alles flieht und kehrt zurücke,
Was den Ring des Lebens geht.
Wiederkehrt nach Wintertücke
Neuer Lenze Blumenbeet.
Morgen kehret nach der Nacht,
Nach Gewittern Sonnenpracht,
Also auch nach Trennungswehn
Folgt ein frohes Wiedersehn.

Sind wir doch nicht ganz geschieden,
Denn mein Bildniß ließ ich dir.
Und zu meinem Trost und Frieden
Lebst du selber fort in mir.

Bleibt dir nicht mein treues Herz?
Mir der selbstgeschaffne Schmerz?
Dieser Baum, wo jetzt wir stehn,
Grüßt einst unser Wiedersehn.

Ja er fächelt mit den Zweigen,
Und sein Flüstern kündigt an:
»Wenn die Blätter gelb sich zeigen,
Sey vollbracht des Pilgers Bahn!«
Lösen werd' ich dann mein Wort:
Ewig dein und nimmer fort!
Muß es spät im Tod geschehn,
Glaube fest an Wiedersehn!

F. Treitschke.

Nach langem Regen.

Des Himmels letzte Thräne rann
  Aus seinem Augensterne:
Er sieht uns wieder lächelnd an,
  Als thät er's so recht gerne;
Noch einmal pustet er sich aus,
  Und reibt die nassen Hände,
Zieht einmal noch die Stirne kraus,
  Und jetzo hat's ein Ende!

Und Alles in der weiten Welt
  Erkennt sein froh Erheitern;
Die goldne Saat auf ihrem Feld,
  Die Flur mit ihren Kräutern.
Die Vögel rütteln Schwing' und Hals
  Von Tropfen rein und trocken;
Die Bäume sonnen ebenfalls
  Im Spätroth ihre Locken.

Die Blümlein ducken stracks empor
  Und zeigen ihre Farben,
Und reih'n statt derer sich im Chor,
  Die siechten oder starben;
Und Nebel kommen, weiß und weich,
  Aus Wald und Thal gezogen,
Und theilen, goldnen Schiffen gleich,
  Der Lüfte blaue Wogen.

Der Fischlein Heer im klaren Haus
  Beginnt, gestärkt, sein Schalten,
Und guckt bald hier, bald dort heraus,
  Ob Alles noch im Alten.
Und stimmbegabte Quäcker bläh'n
  Und müh'n sich um die Wette,
Und buntgeschuppte Schlangen dreh'n
  Der Leiber schnelle Kette!

Schon thut sich Fenster auf und Thor,
  Erst prüft die Hand besonnen,
Dann wagt sich Kopf, dann Fuß hervor,
  Nun ist man ganz gewonnen.
Man eilt hinaus, schöpft all den Duft
  In's Herz mit durst'gen Zügen,
Hat an Gefild und Wärm' und Luft
  Und Quell und Wald Vergnügen.

Und wirft von sich den Frost und Zwang
Der hingeschleppten Wochen,
Und fühlt, wie bei Gesang und Klang,
Das Herz bewegter pochen.
Zum Himmel, der's so gut uns meint,
Blickt man empor vom Neuen:
Man hat mit ihm sich ausgeweint,
Man will mit ihm sich freuen!

Johann Gabriel Seidl.

Pilgers Abschied von Weimar.

(Weimar im März 1808, gesungen nach der Reichardt'schen Melodie des Göthen'schen Jägerliedes: »Im Felde schleich ich still und wild.«)

Der Pilger zieht Stadt ein, Stadt aus,
Es treibt ihn fort und fort,
Und nirgends heimisch noch zu Haus,
Sucht er den Gnadenort.

Und wo er thut vorüberziehn
Und gute Menschen sieht,
Da sieht er Blüten Gottes blühn,
Wenn ihm auch keine blüht!

Und der ihm tief die Brust erfüllt,
Der thränenlose Schmerz,
Auf kurze Zeit wird der gestillt,
Und Freude fühlt sein Herz.

Und weil er nicht bezahlen kann
Der Guten Gütigkeit,
Läßt er zurück, was er gewann
Durch wilden Kampf und Streit.

Was über Zeit und über Raum,
Der Würd'gen würdig Glück,
Der Pilger läßt Euch seinen Traum,
Er läßt Euch sich zurück! —

Ihr saht ein herrliches Geschlecht
An Euch vorüberziehn,
Und Frauen, Männer, gut, gerecht,
Für Lieb' und Schönheit glüh'n.

Und wenn auch Manche schwanden hin,
Und Manches sinkt und bricht,
Der ew'gen Liebe freier Sinn,
Er wankt und stirbet nicht!

Übt, was ein großer Meister lehrt:
»Zerknicket keine Lust;
Bewahrt, was Götter Euch beschеert,
Was wandelt in der Brust!« —

Fort treibt den Pilger sein Geschick,
Dem Manches sank und brach;
Er läßt den Frieden Euch zurück,
Wünscht ihm den Frieden nach!

Und kehrt er wieder, nehmt ihn auf
Und stirbt er, bleibt ihm treu!
Beschränkt und kurz ist Pilgerslauf;
Die Lieb' ist ewig frei! —

Der Euch im Schwan dieß Schwanlied sang,
Ist Rabe nicht, noch Schwan,
Doch Welchem einsam ist und bang,
Der ist sein Brudersmann! —

F. L. Z. Werner.

Tändeleien.

1.

Nach dem Sicilianischen.

Liebst du um Schönheit,
O nicht mich liebe!
Liebe die Sonne,
Sie trägt ein goldnes Haar.

Liebst du um Jugend,
O nicht mich liebe!
Liebe den Frühling,
Der jung ist jedes Jahr.

Liebst du um Schätze,
O nicht mich liebe!
Liebe die Meerfrau,
Die hat viel Perlen klar.

Liebst du um Liebe,
O ja mich liebe!
Liebe mich immer!
Dich lieb' ich immerdar.

2.

Bist eine Göttin,
Von Himmelshöhn
Herabgestiegen,
Wie bist du schön!

Doch hegen Götter
Im Busen Groll?
Wie blickst du, Göttin,
So unhuldvoll!

Anbeten lassen
Sich Götter gern;
Was hältst du deinen
Anbeter fern?

3.

Zweie gegen Einen
Ist unritterlich.
Amor! vor den Steinen
Schämen solltest dich.

Hast aus Ritterzeiten
Bess'res nicht gelernt?
Wo sich Zweie streiten,
Steht der Dritt' entfernt.

Wie denn meiner Dame
Stehst du also bei?
Amor! ich erlahme,
Ein Mann gegen zwei.

Lächelnd sprach der Kleine:
Schäme dich! es sind
Ja zwei Mann nicht eine
Dame und ein Kind.

4.

Die drei Göttinnen kamen zu mir,
Um den goldenen Apfel zu streiten;
Ein trojanischer Krieg steht hier
Uns bevor wie in alten Zeiten.

Doch so lehrte mich Gott Mercur
Vorzubeugen dem greuelhaften:
Gehet, sprach ich, ihr seyd ja nur
Von der Liebsten drei Eigenschaften.

Juno, du bist ihr stolzer Gang,
Pallas, du bist ihr Geistesfeuer,
Venus, du bist ein Lächeln der Wang',
Und der Apfel ist ihr, nicht euer.

5.

Wechselgesang.

»Wie konntest du, da du mir bist gegeben
Als Herz in meinem Busen vom Geschick,
Wie konntest du von mir so fern entschweben?
Wer mißt sein Herz nur einen Augenblick?« —

»»Wie durftest du, da du mir bist verliehen
Als Hauch des Lebens, der die Brust mir hebt,
Wie durftest du so lang dich mir entziehen?
Wie kann ich leben, wo mein Hauch entschwebt.««

6.

Mir im Herzen vorgenommen,
Gott zu dienen, hab' ich nun,
Um dereinst zum Ort zu kommen,
Wo man soll in Freuden ruhn.

In den Schooß des Paradieses
Möcht' ich doch allein nicht gehn.
Könnt' ich freun mich, ohne dieses
Blonde Haupt bei mir zu sehn?

Nicht als ob ich Erdenlüste
Suchen wollt' in Himmelsaun,
Sondern weil mich's freuen müßte
In der Glorie Sie zu schaun.

7.

Zum Geburtstag.

Einst an deiner Wiegen
Saß und sang Amur
Von zukünft'gen Siegen
Und Triumphen nur.

Segnete die Strahlen
Deiner Augen ein,
Daß sie sollten Qualen
Aller Herzen seyn.

Stattete der Wange
Rosen aus mit Duft,
Daß daran sich fange
Jede Morgenluft.

Denn auf deine Lippe
Haucht' er einen Kuß,
Daß, wer einst sie nippe,
Sich verbrennen muß.

Was er hat gesungen
Von der kleinen Hand,
Die mich hat bezwungen,
Ist mir unbekannt.

Seine Haupttriumphe
Hat er heut erlebt,
Da auf meinem Rumpfe
Sanft dein Joch mir schwebt.

8.

An der Wange meiner Liebsten
Steht ein kleiner dunkler Fleck.
Amor hat ihn hingestellet,
Darum steht er da so keck.

Art'gen Schreck um sich verbreitend,
Hier im Garten steht der Mohr,
Daß er vor Beraubung schirme
Amors zarten Liljenflor.

9.

Wo ein Härchen deines Hauptes
Unterm Kämmen niederfiel,
Nimmts ein Amor auf vom Boden,
Macht ein Schlingchen draus zum Spiel.

Vom Rubin des Munds ein Lächeln
Dient an rother Beerchen Statt,
Und ein Sprenkelchen ist fertig,
Wie mich eins gefangen hat.

10.

Nie in schönerem Stübchen
Saß gefangen ein holdrer Dieb,
Als das Lächeln im Grübchen
Auf der Wange von meinem Lieb.

11.

Vor deinen hellen Augen
Wird Niemand trüb erscheinen ohne Grund,
Zu deinen hellen Augen
Komm ich mit trüben, und du weißt den Grund.
Du kannst mir blicken auf der Seele Grund
Mit deinen hellen Augen:
Dort liegt ein Weh, gesogen aus dem Grund
Von deinen hellen Augen.

12.

Sie spricht:

Warum willst du Andre fragen,
Die's nicht meinen treu mit dir?
Glaube nichts, als was dir sagen
Meine beiden Augen hier.

Glaube nicht den fremden Leuten,
Glaube nicht dem eignen Wahn.
Nicht mein Thun auch sollst du deuten,
Sondern sieh die Augen an.

Schweigt die Lippe deinen Fragen,
Oder zeugt sie gegen mich;
Was auch meine Lippen sagen,
Sieh mein Aug' — ich liebe dich.

13.

Meine Töne, still und heiter,
Zu der Liebsten steigt hinan!
O daß ich auf eurer Leiter
Zu ihr auf nicht steigen kann.

Leget, o ihr süßen Töne,
An die Brust ihr meinen Schmerz,
Weil nicht will die strenge Schöne,
Daß ich ihr mich leg' ans Herz.

14.

Sie lächle oder erbose,
Mir lieb ist immer die Rose;
Wenn sie lächelt voll Zier,
Die hundertblättrige mir;
Wenn sie grollet, die Zornige,
Ist sie die hundertdornige,
Mein Lieb ist immer die Rose,
Sie lächle oder erbose.

15.

Gestern sah ich Liebchen sitzen,
Die an Spitzen
Seiner Flügel Amorn hielt,
Der sich, ohne zu entschlupfen,
Gern ließ rupfen,
Bis der Fittig war entkielt.

Armer Vogel! wie betrogen!
Einst geflogen
Bist du frei durch Hain und Flur,
Und nun wirst du künftig flattern
Zwischen Gattern
Dieses Rosengartens nur.

16.

Dichterlieb' hat eignes Unglück stets betroffen,
Hohe Götter, lasset mich das Beste hoffen!

Anders nicht gewinnen konnt' Apoll die Daphne,
Bis ihn kränzte die in Lorbeer Umgeschaffne.

Syrinx auch, eh sie dem Waldgott Lieb' entböte,
Mußte werden erst zur siebentön'gen Flöte.

Götter! wandelt die mir nicht, die mir erklärt,
Daß sie Liebe unverwandelt mir gewährt.

Rückert.

Der letzte Schnee.

In des Maimonds erstem Morgen
Senkt sich Schnee zur Erde nieder,
Breitet weit die zarten Glieder;
Gras und Blumen sind verborgen;
Und die Schöpfung stellt sich dar,
Wie sie vor zwei Monden war.

Jetzt mit rothen Feuerwangen
Kommt die Sonn' aus ihrem Bette,
Sieht des Jünglings Lagerstätte,
Seines Kleides Lilienprangen.
Sich ergetzend solcher Ruh'
Wandelt sie ihm näher zu.

Auch im Erdenleib entzündet
Steigen aufwärts Flammentriebe.
Maimond ist die Zeit der Liebe,
Wo sich Fernes sucht und findet.
So der Erde heiße Brust
Findet an dem Schläfer Lust.

Sonne spricht: Hinauf, zum Blauen,
Komm in meines Äthers Hallen!
Erde: Unten sollst du wallen,
Gold, Demant und Marmor schauen!
Sonne: Holder, werde mein!
Erde: Laß mich Braut dir seyn!

Wie sie lechzen, kosen, küssen!
Jeder Feindin gleich Bestreben
Sauget an des Armen Leben;
Keine will den Bräut'gam missen.
Bis er noch vor Mittagfrist
Beider Raub — und Niemands ist.

F. Treitschke.

Die Fingerzeige der Vorsehung.

(Aus Thomas und Karl August West's »Bildern aus dem Leben.«)

In dem Landhause meines Freundes Norberg entstand eines Tages, eben als sich die Gesellschaft von dem Mittagsmahl erhoben hatte, eine unruhige Bewegung im Hofe und von der Gartenseite her, deren Ursache man sich nicht sogleich zu erklären wußte. Bediente und Gartenknechte liefen ab und zu; bald auch die Mägde aus der Küche und der Meierei, bis endlich die Kinderwärterin mit großem Geschrei und mit der Nachricht in den Saal stürzte, daß die Kammerjungfer der gnädigen Frau sich in dem großen Teiche ertränkt habe. Der Schreck war allgemein; die meisten Gäste, mit dem Hausherrn an der Spitze, eilten in den Garten, dem Teiche zu. Dort hatte der Sohn des Gärtners, ein gewandter, hübscher Bursch, bereits den Nachen von dem Ufer losgemacht, und steuerte, in Begleitung eines Gartenknechtes, gegen die Stelle hin, wo der Unfall geschehen war. Man suchte mehrere Minuten lang mit Stangen und Schiffshaken auf dem Grunde des Teiches, ohne eine Spur des Körpers zu finden.

Unter den Gästen, welche in den Garten gekommen und jetzt an dem Orte, wo man die Verunglückte suchte, versammelt waren, befand sich auch der Doctor P., ehemaliger Badearzt in T***, der sich seit Kurzem in Wien angesiedelt hatte. Es war ein feiner, unterrichteter Mann, und dem Herrn und der Dame des Hauses, von ihren Reisen her, wohl bekannt. Der Doctor bezeigte an dem unglücklichen Vorfalle eine mehr als gewöhnliche Theilnahme. Er schien äußerst unruhig, als die Ertränkte längere Zeit nicht aufgefunden wurde. Plötzlich erscholl der Ruf von dem Nachen, man sey auf den Körper gestoßen; bald hernach sah man die weißen Kleider auf der Wasserfläche, und endlich den Körper selbst mit vieler Mühe in den Nachen heben. Der Doctor schrie, man möchte die Verunglückte schnell an das Ufer bringen. Als es geschehen war, machte er sich mit merklicher Ungeduld unter den Umstehenden Raum, um den Zustand der, allem Anscheine nach schon ganz Leblosen, zu untersuchen, und in der Eile die Mittel anzuwenden, welche zu ihrer Rettung vielleicht noch möglich waren.

Nach einer kurzen Weile erklärte Doctor P., daß er zwar noch kein sicheres Kennzeichen von Leben entdeckt habe, daß aber Grund genug vorhanden sey, die Möglichkeit eines Wiederauflebens anzunehmen. Er verlangte daher, man sollte die Scheintodte in das nächste Gemach des untern Stockwerkes bringen, um alle Versuche, sie wieder ins Leben zurück zu rufen, mit größter Sorgfalt und nach allen Regeln der Kunst vornehmen zu können.

Während Doctor P. und einige Andere, die ihm zur Hand gingen, mit diesen menschenfreundlichen Versuchen be-

schäftigt waren, zeigten sich mehrere Gäste und fast die ganze Dienerschaft eifrig bemüht, die wahrscheinliche Ursache einer so verzweifelten Handlung zu entdecken; bei welcher Gelegenheit von der armen Kammerjungfer Manches erzählt und behauptet wurde, wovon ihre Herrschaft vorher nie etwas gehört noch bemerkt hatte. Die Kinderfrau gab, nicht eben sehr verblümt, zu verstehen, Jungfer Jeannette sey immer sehr verliebten Temperaments gewesen, und habe, besonders seit einiger Zeit, ein Auge auf den hübschen Gärtnerburschen gehabt, der ihr aber, spröd' und eitel wie er sey, kein Gehör gegeben. Ein witziger junger Herr ermangelte nicht, eine Nachfolgerin der Sappho in dieser Andeutung zu erkennen, und ein schon ziemlich mannbares Fräulein ward dadurch veranlaßt, sich nach dem Aussehen des neuen Phaon etwas näher zu erkundigen. Der größere Theil der Gesellschaft kam unvermerkt in eine aufgeweckte Stimmung. Als bald hernach Norberg selbst die Nachricht brachte, Jeannette habe unverkennbare Anzeichen von Leben und zurückkehrendem Bewußtseyn gegeben, und der Arzt hoffe, sie bis gegen den Abend ganz zu sich selbst zu bringen: zeigte sich in der Gesellschaft fast allgemein die Neigung, denselben Unfall, der kurz vorher Jedermann in Schrecken versetzt hatte, zu einem Gegenstande der Belustigung zu machen.

Die meisten Gäste schickten sich indeß allmählig an, in die Stadt zurückzukehren. Nach ein Paar Stunden befand sich, außer dem Doctor P., meinem Freunde, dem ehrwürdigen Herrn Gregorius Palmer und mir, kein Fremder mehr auf Norbergs Landsitz. Jeannette war körperlich außer Gefahr, aber ihr Gemüth schien desto mehr angegriffen. Sie verrieth

zuerst eine seltsame Betroffenheit und Bestürzung, sich, ungeachtet des Vorsatzes und der That, welche sie ausgeführt hatte, wieder unter Menschen und bekannten Gegenständen zu finden. Als sie sich deutlicher bewußt wurde, daß ihr Vorhaben mißlungen, und sie beim Leben erhalten worden sey, überfiel sie eine innere Angst und Beschämung, die sich in einem heftigen Zittern, einem wilden, beinahe convulsivischen Umherschweifen der Blicke, und in einer Art von Stammeln ausdrückte, als fürchtete sie, durch die Sprache den Zustand ihrer Seele zu verrathen. Endlich, gleichsam ihres Elends völlig gewiß und darein sich ergebend, versank sie in ein düsteres Hinstarren und Schweigen, worin der Arzt für nöthig hielt, sie für's erste nicht zu stören. Man gab ihr eine der Mägde zur Wärterin, und ließ sie einige Stunden allein.

Doctor P. schien sehr ernst und nachdenklich über den Gemüthszustand der Kranken. Er that einige Fragen an Frau von Norberg über Jeannettens früheres Temperament und Betragen, und ob in den Vorfällen der letzten Zeit kein Anlaß zu der gewaltsamen Gemüthsstörung zu bemerken gewesen, welche man als die Ursache ihrer verzweifelten Handlung und ihres jetzigen Seelenzustandes annehmen müßte? Frau von Norberg berichtete, das Mädchen sey immer etwas still und zur Melancholie geneigt, aber fleißig und gutwillig gewesen, auch habe man nie eine besondere Neigung zu Liebeshändeln oder einen verdächtigen Umgang mit Männern an ihr bemerkt, obwohl die alte Susanne jetzt eine sehr alberne Geschichte dieser Art glauben machen wolle. Das Einzige, was sie (Frau von Norberg) an Jeannetten öfters zu tadeln gefunden, sey ihr unmäßiger Hang zum Lesen von Romanen

und anderen kopfverwirrenden Büchern, deren man mitunter die seltsamsten, z. B. Jakob Böhme's Schriften, in ihren Händen bemerkt habe.

»Das wäre allenfalls allein genug,« sagte Palmer, »den Verstand einer armen Kammerjungfer wirbelnd zu machen, und sie kopfüber aus dem Fenster oder in einen Teich zu stürzen, wo das Wasser am tiefsten ist.«

»Wenn nicht etwa doch eine geheime Liebelei und deren, vielleicht ernsthaftere, Folgen der Grund von Jeannettens Verzweiflung und Geisteszerrüttung sind,« erwiederte der Doctor, »so ließe sich die Sache allerdings auch nach Ihrer Voraussetzung erklären. Ich habe leider beobachtet, daß manche Selbstmorde, besonders in der neuesten Zeit, keine andere Veranlassung hatten, als irgend eine verrückte Idee oder Einbildung, welche die Unglücklichen entweder aus ihrer eigenen Unvernunft, oder aus den Reden und Schriften anderer Tollhäusler geschöpft hatten.«

Der Gegenstand war zu anziehend, um nicht länger dabei zu verweilen. Norberg äußerte mit Nachdruck sein Bedauern, ja seinen Abscheu über die höchst niederschlagende Wahrnehmung, daß die unglücklichen Fälle dieser Art in allen Ländern von Europa, von Jahr zu Jahr noch häufiger werden. Er schrieb die Ursache dieser traurigen Erscheinung vorzüglich dem stets fühlbarer werdenden Mangel an wahrer Verstandesbildung, und an einer daraus entspringenden planmäßigen Thätigkeit zu, welche unter allen Classen der Gesellschaft einem unruhigen Treiben und Jagen nach Glück und Auszeichnung, der leidigen Projectmacherei und einer Art von allgemeinem Pharaospiel mit den Zwecken des Lebens, Platz

gemacht habe. Palmer suchte den Grund des Übels vornehmlich in den Gebrechen der moralischen und religiösen Erziehung unserer Zeitgenossen, in den verworrenen Theorien und verkehrten Grundsätzen mancher Schriftsteller und akademischer Lehrer, endlich in der Lauheit vieler seiner eigenen Amtsbrüder, von denen man mit Wahrheit sagen könnte, daß die Worte des Lebens auf ihren Lippen erstürben. Er fragte, ob man in den Vorträgen der Schulleute und Akademiker, ja, selbst in denen der Kanzelredner, practische Gegenstände von solcher Art und Wichtigkeit oft genug und überhaupt mit dem Ernste und auf die eindringende Weise abhandeln höre, wozu die Sache selbst, und die tägliche Wiederkehr solcher schrecklichen Vorfälle jeden, zur öffentlichen Erbauung und Lehre verpflichteten, Mann auffordere? Was die Schriftsteller, besonders die Verfasser von Romanen und Theaterstücken, beträfe, so überließe er es mir, die Vertheidigung ihres Verfahrens in dieser Hinsicht zu übernehmen, wenn ich anders glaubte, daß es zu vertheidigen sey.

Ich konnte nicht läugnen, daß manche Schriftsteller, selbst sehr ausgezeichnete, von dem Vorwurfe, zur Verschlimmerung dieser Krankheit des Zeitalters beigetragen zu haben, nicht frei zu sprechen wären. In mehreren unserer berühmtesten Romane sey, wie ich nicht in Abrede stellen könne, der Selbstmord als eine ganz natürliche, sittlich gleichgültige, in gewissen Umständen unserer innigsten Theilnahme würdige Handlung, mit der hinreißendsten Beredsamkeit der Leidenschaft dargestellt, und diese verführerische Sophisterei eines eben so weichlichen als vernunftwidrigen Egoismus sey nicht bloß dem, von seinen krankhaften Gefühlen übermannten,

Helden des Romans in den Mund gelegt; der Autor selbst stimme dieser sophistischen Ansicht bei, und scheine, in behaglicher Betrachung seines dichterischen Erzeugnisses, nicht einen Augenblick durch die Befürchtung gestört zu werden, daß solche Lehren und Beispiele die verderblichsten Wirkungen auf die unverwahrten Gemüther seiner jüngeren Leser hervorbringen müssen.

»Lassen Sie mir den Werther unangefochten,« sagte Frau von Norberg; »die Wahlverwandtschaften gebe ich Ihnen allenfalls Preis.«

»Und doch,« erwiederte ich, »ist gerade bei jenem berühmten Werke der nicht zu entschuldigende Mangel eines Correctivs gegen den schädlichen Eindruck, welchen eine so glühende Schilderung auf viele Leser machen könnte, von sehr achtungswerthen Beurtheilern strenge gerügt worden. Lessing, der den Werther bewunderte wie wir, konnte dem, damals noch sehr jungen, Dichter diese Gleichgültigkeit gegen die moralische Wirkung seines Romans nicht verzeihen.«

»Der Dichter,« bemerkte Herr von Norberg, »fänd vielleicht noch nicht Zeit, Lessings Forderung in Erwägung zu ziehen, oder er glaubte wohl auch, durch den Beisatz eines solchen moralischen Correctivs, dem ästhetischen Interesse seines Werkes zu viel Abbruch zu thun. — Aber machen es denn unsere neuesten Tragödiendichter nicht noch um Vieles ärger? In ihren Augen ist die Selbstentleibung, wäre es auch die eines kopf- und characterlosen Phantasten oder eines gemeinen Verbrechers, nicht nur eine sittlich gleichgültige, sondern eine der Bewunderung höchlich würdige That, welche als tragisches Motiv dem eigentlichen Zwecke des Trauerspieles, —

der tragischen Erhebung des Gemüthes, — und allen Forderungen des Aristoteles vollkommen entspricht.«

»Die großen Tragiker des Alterthums,« fiel Palmer ein, »waren hierin anderer Meinung. Sie hielten den Selbstmord nur in sehr wenigen, genau bestimmten Umständen und Gemüthslagen ihrer Helden, der tragischen Behandlung werth und fähig; in den Umständen und der Gemüthslage zum Beispiel, worin sich Ajax, der Telamonide, befand, als er, um der Schmach seiner wahnsinnigen That zu entgehen, sich in Hektors Schwert stürzte. Der Tod des Herkules und der Antigone kann, wie Sophokles Beider Umstände darstellt, kaum freiwillig genannt werden.«

»So ist es in der That,« fuhr ich fort: »die grauenvolle Selbstentleibung der sich schuldbewußten Phädra und der Jokaste haben die weisen Dichter tief in den Hintergrund der Trauerspiele gestellt, worin sie keinesweges die tragischen Hauptpersonen sind. Eben so verhält es sich bei'm Shakespeare, der es sogar verschmäht hat, den über den Selbstmord grübelnden Hamlet, ja, den verruchten Macbeth und den schrecklichen Richard selbst, durch ihre eigene Hand fallen zu lassen. Othello entleibt sich, um die blinde Raserei seiner blutdürstigen Eifersucht zu bestrafen. Romeo und Julie überheben sich wenigstens, in dem tiefen Irrthume ihrer Leidenschaft, der unglückseligen That nicht, zu der sie von einem unvermeidlich scheinenden Verhängniß angetrieben werden.«

»Ob der Dichter des Romeo und der Juliette, — dieser höchst verführenden Apotheose reinsinnlicher Liebesglut, — in diesem Puncte leichter zu entschuldigen sey, als der Verfasser des Werther,« sagte Elisa, »wollen wir dahin gestellt seyn

lassen. Was aber manche unserer neuesten Tragödienhelden betrifft, so bin ich darüber völlig mit Ihnen einverstanden. Diese, den Cato und Brutus parodirenden, Großsprecher, welche man uns gern für tragische Heroen aufbinden möchte, haben mich schon lange genug gelangweilt und angeekelt.«

»Das ist gerade noch das Beste an ihnen,« bemerkte Norberg; »was uns Ekel und Langeweile verursacht, kann uns schwerlich verführen. — Meinen Sie nicht auch, Herr Doctor?«

»So trägt es wenigstens bei,« erwiederte Doctor P., »die schlaffe Gleichgültigkeit zu vermehren, womit wir solche unsinnige und verabscheuungswürdige Handlungen der unsittlichsten Selbsttäuschung, von Jugend auf, zu betrachten gewohnt sind. Unstreitig haben Sie in den Bemerkungen, welche Jedes von Ihnen vorbrachte, einen Theil der Ursachen angegeben, deren unheilbringender Einfluß vereinigt dahin gewirkt hat und zu wirken fortfährt, die Greuel der Selbstmorde in unsern Tagen immer häufiger zu machen, und diese verderbliche Krankheit der Zeit selbst unter Menschenklassen und Lebensaltern zu verbreiten, welche dieser Seuche bisher unzugänglich geblieben. Lassen Sie uns jedoch keinem besondern Stande der Gesellschaft mehr Schuld an dieser traurigen Erscheinung beimessen, als billiger Weise auf seine Rechnung kommen kann. Was auch Einzelne aus dem Stande der Erzieher, Volkslehrer und Schriftsteller in dieser Hinsicht verschuldet haben mögen, sie sind, wie wir selbst und alle jetzt Lebenden, die Geschöpfe des Jahrhunderts, und theilen mit uns dessen Character und Schwächen. Sollten *sie* allein der Vernachlässigung ihrer Pflichten angeklagt werden können, wo beinahe Niemand seine *ganze* Pflicht erfüllt, ja die

Meisten von strenger Tugendpflicht und Recht kaum einen Begriff haben? Darf, in dieser verderbten Zeit, die ernste Stimme der Religion und des Sittengesetzes sich vernehmen lassen, ohne ihre Beweggründe von dem Egoismus und der Eitelkeit zu borgen? Die Vernunft selbst sieht sich genöthigt, die Maske der Thorheit anzulegen, und ein tändelndes Spiel mit der Schellenkappe der Geckerei zu treiben, wenn sie sich unter den erschlafften, an Verstand und Willenskraft gleich sehr erkrankten, Zeitgenossen Gehör verschaffen will.«

»Das ist leider sehr wahr,« sagte Palmer mit einem tiefen Seufzer: »Gott straft uns durch Thorheit für unsern Mangel an gutem Willen; die Thorheit aber bestraft sich selber.«

»Sie machen hoffentlich einige Ausnahmen, lieber Doctor?« sagte, mit einem eben so feinen als gutmüthigen Lächeln, Elisa.

»Ich sehe solche Ausnahmen vor mir,« erwiederte mit ernstem Anstande der Doctor, »und Sie wissen, gnädige Frau, daß ich so etwas nie als Compliment sage. Aber — damit ich Ihnen meine höchste Achtung durch die größte Aufrichtigkeit bezeuge, — haben Sie sich in diesem Augenblicke selbst befragt, wie viel von dem Adel und der Reinheit der Gesinnungen, von der Stärke und Sicherheit der tugendhaften Grundsätze und Gewohnheiten, welche Sie zu einer dieser seltenen Ausnahmen machen, — wie viel davon Sie der Erziehung, dem guten Beispiele, überhaupt einer glücklichen Verkettung innerer und äußerer Umstände zu verdanken haben, und wie viel Ihrem eigenen Verdienst?«

»Mein Herr —« sagte Elisa mit einem flüchtigen Erröthen.

»Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau!« fiel ihr Doc-

tor P. in's Wort: »Mißverstehen Sie mich nicht, meine Herren! — Nicht als ob ich das Verdienst verkennte oder gering achtete, einer solchen Erziehung entsprochen, solchen Beispielen nachgeeifert, und sich solcher Begünstigungen der Natur und des Glückes in so hohem Grade würdig erwiesen zu haben; — nicht als ob ich dieses Verdienst nicht vielmehr sehr hochschätzte! Ist es doch gerade das, was wir eigentlich das unserige nennen können; was uns zu Etwas macht, oder zu Nichts. Aber wie Viele gibt es dieser Ausnahmen? und wie wenig Ursache haben selbst diese, auf das stolz zu seyn, was sie über die Masse der Zeitgenossen emporhebt? — Am Ende ist der Beste aus uns nur dadurch gut, daß er sich nicht selbst muthwillig dem Bösen zuwandte, oder, wenn er bereits auf einen Abweg gerathen, einen Fingerzeig der Vorsehung nicht unbeachtet ließ, der ihn auf die Bahn des Rechten zurückführte. Jeder Mensch, der sich selbst kennt, weiß ungefähr, was von seinem Thun und seinem Werthe auf die Rechnung des Geschickes, und was davon auf seine eigene zu setzen ist.«

»Sie haben mir eine gute Lehre gegeben, lieber Doctor,« sagte, mit bescheidener Ruhe, Elisa: »aber ich würde meine etwas muthwillige Frage nicht an Sie gerichtet haben, wüßte ich nicht, daß Sie selbst zu den entschiedensten Ausnahmen gehören, welche ich dabei im Sinne haben konnte.«

»Zu den entschiedensten? — Sie spotten meiner, gnädige Frau —« erwiederte kopfschüttelnd der Doctor.

»Wahrlich, nein! nein!« rief Frau von Norberg herzlich.

»Zwar entschieden, — in gewissem Sinne, ja!« fuhr Doctor P., halb in sich gekehrt, fort: — »was in mir

etwas taugt, ist das Entschiedene. Ich könnte Ihnen eine Geschichte erzählen, — eine Geschichte, welche der Frage, die uns beschäftigt, und dem Falle, wovon diese Frage ausging, nahe genug liegt, und worin — — doch, verzeihen Sie! ich werde schwatzhaft. Das ist sonst mein Fehler nicht; auch gehört die Sache nicht hierher.«

»O, erzählen Sie, bester Doctor!« bat Elisa. — »Helfen Sie mir, ihn erbitten, meine Herren! Er weiß so interessante Geschichten!«

»Wenn Sie vollends eine interessante Geschichte erwarten —« sagte zögernd und etwas unmuthig Doctor P., als hätte er schon zu viel gesagt.

»Ohne Umstände, lieber Freund,« wendete sich nun Norberg an ihn: »Thun Sie meiner Frau und mir den Gefallen! Es muß eine lehrreiche Geschichte seyn, da Sie sich in diesem Augenblicke ihrer erinnern.«

»Es ist die Geschichte eines jungen Mannes,« sagte P. nach einigem Besinnen, »den ich sehr wohl kannte, und an dem ich auch jetzt noch Theil nehme.«

»Desto besser, Freund!« antwortete Norberg; »um so viel mehr Antheil werden auch wir an ihm nehmen.«

»Nun wohl,« erwiederte Doctor P., »Sie sollen die Geschichte hören. Aber zuvor will ich erst noch sehen, wie es mit unserer Kranken steht. — Wollen Sie mich begleiten, ehrwürdiger Herr? Die arme Seelenkranke möchte wohl Ihres Beistandes noch mehr bedürfen, als des meinigen.«

»Von Herzen gern!« erwiederte Palmer, und stand auf, um dem Arzte zu folgen

»Wie gefällt Ihnen unser Freund P.?« fragte mich Frau von Norberg, als der Doctor mit Palmern das Zimmer verlassen hatte.

»Mehr als ich sagen kann,« antwortete ich; »der Mann scheint alles, was er ist, sich selbst und seiner eigenen Willensstärke zu danken zu haben.«

»Die Fingerzeige des Schicksals ausgenommen,« erwiederte Norberg: »welche, wie der Doctor ehrlich sagt, Keinem fehlen, der auf sie merken und sie benützen will. Ich vermuthe, daß dieser treffliche Mann, der jetzt so voll innerer Haltung, und wie aus Einem Stück gegossen ist, nicht immer so einig mit sich selbst und seiner Bestimmung war. Er scheint vielmehr eine zerstreute, stürmische Jugend durchlebt zu haben, und erst durch irgend einen bedeutenden Unfall dahin gebracht worden zu seyn, in sich selbst zurückzukehren, und das Leben, nach einem neuen Plane, gleichsam von vorne anzufangen. Wahrscheinlich hat die Geschichte, die er uns zu erzählen versprach, einige Beziehung darauf. Mir ist, als ob ich etwas von einer besonderen Begebenheit gehört hätte, die sich mit ihm und seiner nachherigen Frau zutrug.«

»Er ist also verheirathet?« fragte ich.

»Mit einer sehr liebenswürdigen Frau,« antwortete Elisa: »in deren Gesellschaft wir, bei unserem zweimaligen Aufenthalte in T***, mehrere sehr angenehme Stunden zubrachten.«

»Wirklich, ein recht liebenswürdiges Geschöpf,« wiederholte Norberg, »und ihrem Manne mit einer Innigkeit zugethan, die man sehen muß. — Nun, Sie werden sie ja

wohl kennen lernen. — Aber kommen Sie jetzt, Freund! Ich habe über alle dem Schreck und der Unruhe ganz vergessen, daß ich Ihnen die zwei neuen Zeichnungen zeigen wollte, die mir unser junger Maler geliefert hat. Sie sind beide nach meiner eigenen Angabe entworfen und stellen Momente einer Begebenheit vor, deren Zeuge ich war, und von der ich allenfalls auch eine Geschichte erzählen könnte. — Nun, kommen Sie nur! Elisa ist indessen so gefällig, uns den Thee bereiten zu lassen.«

Als wir in Elisens Besuchzimmer zurückkamen, fanden wir sie mit dem Arzte und Herrn Palmer im Gespräch über Jeannettens Zustand. Das arme Mädchen schien etwas ruhiger, nahm auch einige Mal Arzenei, was sie früher mit Abscheu verweigert hatte. Über den Anblick des Herrn Palmer, dem sie sonst immer viel Ehrerbietung erwiesen, schien sie Anfangs sehr betroffen; sie schlug die Augen verwirrt nieder und gab keine Antwort, als er sie freundlich um ihr Befinden fragte. Nach und nach, da er fortfuhr, in seinem sanften Tone, mehr an den Arzt und die Wärterin als an sie, verschiedene Reden, darunter auch Worte der Erbauung zu richten, wagte sie es jedoch, einige scheue Blicke gegen ihn zu erheben, und endlich schien eine wehmüthige Sehnsucht und eine Art Vertrauen zu dem würdigen Mann in ihrem beängstigten Gemüthe zu erwachen. Der Arzt, welchem diese Wendung zum Besseren nicht entging, hielt es nun für rathsam den wohlthätigen Eindruck, den Palmers Erscheinung auf die Kranke zu machen anfing, mit Behuthsamkeit zu näh-

ren, ohne für heute einen Versuch zu wagen, sie zu einer Äußerung über ihren Seelenzustand zu bringen, welcher einer Mittheilung noch nicht fähig schien. Indem der Doctor davon sprach, daß Herr Palmer und er selbst sie morgen wieder besuchen würden, gab er jenem einen Wink, sich zurückzuziehen. Nachdem Palmer Jeannetten noch ein paar theilnehmende Worte gesagt, welche diese mit einem schmerzlichen Lächeln erwiederte, verließen sie die Kranke in einer ungleich beruhigteren Stimmung, als Doctor P. noch kurz vorher hoffen zu dürfen glaubte.

Der liebe ennuyante Thee, wie Frau von Norberg ihn nannte, wurde herumgegeben, und nachdem die Bedienten sich entfernt hatten, unterließ die Dame des Hauses nicht, den Doctor an sein Versprechen zu erinnern.

»Der Freund, dessen Geschichte ich erzählen will,« fing Herr P. an: »war der Sohn ehrlicher, ziemlich wohlhabender Bürgersleute. Da er der einzige Sohn und Erbe war, hatte man ihn zum Studieren bestimmt, wozu er auch hinlängliche Fähigkeiten besaß. Er machte in den unteren Classen bedeutende Fortschritte, und galt, bei seinem Austritt aus dem Gymnasium seines Geburtsortes — eines nahrhaften Städtchens in B — n, — für ein kleines Wunder an Gelehrsamkeit. Mit dem Segen seiner Ältern und allen Bedürfnissen sattsam ausgestattet, kam er auf der hohen Schule in der Hauptstadt der Provinz an.«

»Der junge Mensch — wir wollen ihn Albert nennen, — fand sich bald in die großstädtische Lebensweise, war aber

nicht wenig verwundert, daß sich eben Niemand viel um ihn bekümmerte. Auf der Universität gab es bessere Köpfe als ihn, und sein Einkommen, obwohl es sein Vater im Laufe des ersten Jahres verdoppelte, reichte nicht hin, den Sohn eines kleinstädtischen Rathsmannes unter den jungen Leuten der Provinzial-Hauptstadt bemerkbar zu machen. Eine Zeitlang setzte Albert seine Studien mit Fleiße fort; aber die Trockenheit mancher Gegenstände, noch mehr die Pedanterei einiger Professoren fingen an, ihm Langeweile zu verursachen. Der Mangel an schmeichelnder Aufmunterung, an die er in seiner Vaterstadt gewöhnt war, schlug seinen Eifer nieder; unverdiente Zurücksetzungen, welche er erfahren zu haben glaubte, machten ihm die ganze akademische Einrichtung vollends verhaßt und verächtlich. Er besuchte die Collegien weniger ordentlich: dagegen las er, ohne Auswahl und zum Theil ohne Vorbereitung, eine Menge Bücher aus allen Fächern der Literatur, und warf sich endlich mit Leidenschaft auf metaphysische Untersuchungen, bei welchen einige der dunkelsten und gefährlichsten Schriftsteller, der älteren wie der neuesten Zeit, seine Führer wurden. Albert ward abwechselnd Materialist, Sceptiker, Idealist und Naturphilosoph. Mit der Medicin, welche er als Berufswissenschaft zu betreiben angefangen, beschäftigte er sich von jetzt an nur nebenbei und stückweise; doch versäumte er nicht, in der Anatomie und Physiologie, deßgleichen in der Chemie und Botanik, welche ihn reinwissenschaftlich interessirten, einen guten Grund zu legen. Das Facultätswesen verachtete Albert gänzlich; er war nicht Willens, sich promoviren zu lassen, noch eine bestimmte Beschäftigung zu ergreifen, sondern gedachte,

in völliger Unabhängigkeit, seine Geistesgaben auf irgend ein großes Werk oder Unternehmen zu verwenden, wozu es, wie er sich einbildete, in einer so bewegten, verhängnißvollen Zeit, weder an Gelegenheit noch an Mitteln fehlen könnte.«

»Auf solche Weise hatte Albert alle Anlagen, ein grosser Phantast, nach Umständen wohl auch etwas Schlimmeres zu werden. In seiner Lebensweise war er übrigens weniger ausschweifend und unsittlich, als regellos und fahrlässig. Er verschwendete gerade nicht, gab aber gewöhnlich mehr aus als er hatte; daher er auch öfter in Geldverlegenheiten gerieth, woraus ihn sein Vater, nicht ohne Anstrengung und zuletzt nur durch eine eigene Pfandschuld, zu befreien vermochte. Aus dem väterlichen Hause kamen dagegen auch von jetzt an wiederholte Klagen und Vorwürfe, welche Alberts Stolz verletzten, ohne ihn um Vieles klüger in seiner Aufführung zu machen. Eine zufällige Verbindung mit einigen jungen Leuten von ähnlicher Denk- und Lebensart, in welche er damals verwickelt wurde, trug noch mehr dazu bei, Alberts Anhänglichkeit an seine Familie zu vermindern und ihn auf der Bahn, die er bewußtlos eingeschlagen hatte, rasch vorwärts zu treiben. Diese jungen Leute, größtentheils nicht ohne Talente und Kenntnisse, aber voll excentrischer Weltansichten und ganz erfüllt von dem Dünkel, bei einer neuen Gestaltung der Zeitverhältnisse bedeutende Rollen zu spielen, standen, wie Albert erst nach und nach erfuhr, in einem weitverbreiteten Zusammenhange mit anderen jungen Männern und Jünglingen von gleicher Sinnesart, in verschiedenen Gegenden Deutschlands. Ihr eingestandener Zweck war,

das Vaterland von fremder Zwingherrschaft zu befreien, zugleich aber beschäftigten sie sich mit weitaussehenden Entwürfen zu einer gänzlichen Umgestaltung aller inneren und äußeren Verhältnisse der Gesellschaft, ja des Lebens selbst, welche, so wie das Reich der Künste und Wissenschaften, auf durchaus neue, allein gültige Principien gegründet werden sollten. Diese Entwürfe waren zum Theil so ausschweifend und auffallend abgeschmackt, daß dem natürlichen Verstande Alberts das Ungereimte und Nichtige darin unmöglich verborgen bleiben konnte. Von der andern Seite aber schien gleichwohl manchem dieser Entwürfe und Verbesserungsplane so viel Wohlgemeintes zum Grunde zu liegen, die Begeisterung ihrer Urheber und Anhänger war endlich so hinreißend, daß mein junger Freund nicht umhin konnte, sich dem Interesse und den Absichten seiner neuen Lebensgefährten immer mehr anzuschließen.«

»Aus dem nördlichen Deutschland erscholl jetzt der Ruf eines neuen Feldzuges, und mehrere von Alberts Gesellschaftern schickten sich an, die Universität zu verlassen, um dem großen Unternehmen des Befreiungskrieges beizutreten. Albert erschöpfte seinen Credit, um die Mittel zur Ausrüstung seiner jungen Freunde herbeischaffen zu helfen. Er selbst nahm sich vor, ihnen so bald zu folgen, als es ihm gelungen seyn würde, von seinen Ältern die Erlaubniß dazu, nebst einer neuen Geldunterstützung, zu erlangen. — Die unerwartete Nachricht von dem Tode seines Vaters, den inzwischen plötzlich ein Schlagfluß hinweggerafft hatte, unterbrach diesen Taumel politischer Begeisterung. Ein Schreiben des einstweiligen Werkführers seiner Mutter forderte Alberten dringend

auf, unverzüglich nach Hause zu kommen, indem sowohl der höchst bedenkliche Gesundheitszustand seiner Mutter, als die Lage, worin sich das Gewerbe und die Vermögensumstände der Familie befänden, seine Gegenwart unumgänglich nöthig machten.«

»Die Verlegenheit des jungen Mannes war nicht gering. Er hatte seit längerer Zeit geahndet, daß die Umstände seines Vaters entweder in Verfall gerathen, oder nie so glänzend gewesen seyn müßten, als er wohl früher sich vorgestellt hatte. Zugleich liebte er seine Mutter wahrhaft; er wußte, daß ihre Gesundheit schon seit Jahren schwach und leidend gewesen, und besorgte daher, nach dem erschütternden Verluste, den sie so eben erlitten, das Schlimmste. Der Gedanke, sie zu verlieren, vielleicht sogar, ohne sie noch einmal zu sehen, beunruhigte ihn aufs Äußerste. Von der andern Seite konnte er kaum wagen, seinen jetzigen Aufenthalt zu verlassen, ohne zuvor seine Gläubiger befriedigt zu haben, deren Forderungen in der letzten Zeit, durch seine unbedachtsame Großmuth, sehr bedeutend erhöht worden. Ein alter Freund seiner Ältern, dem er seine peinliche Lage entdeckte, schaffte unvermuthet Rath und Hülfe. Er verbürgte sich bei Alberts Gläubigern für dessen sichere Zurückkunft, und nun eilte der junge Mann seiner Heimath zu, mit Empfindungen, die von denjenigen sehr verschieden waren, mit welchen er sie vor fünf Jahren verlassen hatte.«

»Albert fand seine Mutter körperlich so krank und hinfällig, als er befürchtet, ward aber aufs Höchste überrascht und erschüttert durch den noch trostloseren Zustand, worin er den Geist und das Gemüth dieser theuern Person erblickte.

Die vollständigste Geisteszerrüttung hatte sich der Unglücklichen, gleich nach dem plötzlichen Tode ihres Gatten, bemächtigt. Zwar erkannte sie ihren Sohn, und eine Aufwallung der innigsten Freude schien ihr für einige Augenblicke das volle Bewußtseyn ihrer selbst zu geben: aber dieser Moment zärtlicher Verzückung war das letzte Aufflackern ihres geistigen Lebenslichtes; denn bald versank sie wieder in ein düsteres Sinnen und Hinstarren, dessen schauerliches Dunkel nur von Zeit zu Zeit durch das Wetterleuchten des Wahnwitzes erhellt wurde. Eine fixe Idee schien mit furchtbarer Klarheit vor ihrer gestörten, ganz in Nacht verhüllten Seele zu stehen; sie glaubte eine Stimme von jenseits zu hören, und horchte auf sie mit gewaltsamer Anstrengung, als wollte sie den Sinn tiefer Orakelsprüche ergründen. Aber es waren Worte ohne Inhalt, die sie hörte, und die Stimme tönte gleich hohlem Erz: — da schauderte dann die Unglückliche in sich selbst zusammen und sagte unmuthig, aber kalt: »es ist Nichts, und Alles ist aus und gewesen«

»Was Albert je in den bodenlosen Tiefen der spitzfindigsten Metaphysik ergrübelt zu haben glaubte, reichte nicht von fern an die schreckliche Klarheit, welche diese wahnwitzigen Worte für ihn hatten. Er floh entsetzt aus der Nähe eines Wesens, das ihn sonst mit den stärksten Banden der Liebe und des Vertrauens an sich gezogen. Mit Ungeduld erwartete er den Arzt seiner Mutter, um einigen Aufschluß über diese furchtbare Erscheinung zu erhalten. Der Arzt erklärte die Gemüthsstörung als die natürliche Folge des heftigen Schreckens, in einem durch Krankheit aufs Äußerste ge-

schwächten Körper. Den Ursprung und die Gestaltung der fixen Idee schrieb er dem Umstande zu, daß Alberts Mutter, die ihren sterbenden Gatten nicht einen Augenblick habe verlassen wollen, Zeuge der eben so beängstigenden als vergeblichen Anstrengung gewesen, welche dieser ein paar Stunden hindurch angewendet, um sich mit gelähmter Zunge noch verständlich zu machen. Auch von der Leiche habe sie sich nicht entfernen wollen, und eben da scheine die wahnsinnige Vorstellung in ihr entstanden zu seyn. Mit ängstlicher Aufmerksamkeit habe sie ihre Blicke an die geschlossenen Lippen des Todten geheftet, als wollte sie ihnen jetzt noch abhorchen, was er nicht mehr hatte aussprechen können. Der Arzt glaubte übrigens Alberten, bei den hoffnungslosen Umständen seiner Mutter, mit der Versicherung trösten zu müssen, daß ihre Leiden in wenigen Tagen geendigt seyn würden.«

»Albert suchte sich nun der qualvollen Vorstellungen, welche der erste Anblick seiner sinnberaubten Mutter in ihm erweckt hatte, so weit als möglich zu entschlagen, und nachdem er zu ihrer Pflege alles Thunliche angeordnet, säumte er nicht, sich in die Kenntniß der übrigen Lage des Hauses zu setzen. Er fand die Vermuthungen bestätigt, die er von dem ungünstigen Vermögensstande seiner Ältern gefaßt hatte. Mehrere Verluste in übelgerathenen Unternehmungen, dabei die nicht unbeträchtlichen Summen, welche Albert selbst seinem Vater gekostet, hatten dessen frühere Wohlhabenheit zerstört, und nach Abzug dessen, was Vater und Sohn schuldig waren, blieb als Alberts künftige Erbschaft sehr wenig übrig. Alberts Vormund, ein Nachbar und Gewerbsgenosse seines verstorbenen Vaters, machte dem Sohne den Vorschlag, das

väterliche Geschäft um eine gewisse Summe zu übernehmen, zu welchem Behuf er Alberts Mündigkeitserklärung bei dem Stadtrathe zu bewirken auf sich nahm. Nichts konnte dem jungen Manne, in der Lage und Stimmung, worin er sich befand, erwünschter seyn, als dieser Antrag. Er wartete bloß den Tod seiner Mutter ab, der, wie der Arzt vorausgesagt, in Kurzem erfolgte, um das Geschäft mit dem Nachbar abzuschließen; ordnete dann die älterliche Verlassenschaft, tilgte seines Vaters Schulden und nahm den Rest seiner kleinen Erbschaft in Besitz, um seine Heimath für immer zu verlassen.«

»Albert sah sich nun in der weiten Welt allein, frei und Herr seines Schicksals. Alle die Bande, welche ihn bisher, schwach genug, an das häusliche und bürgerliche Leben geknüpft hatten, waren aufgelöst. Ein Gefühl, zwischen tiefer Schwermuth und unbegrenztem Freiheitstrieb getheilt, beengte und erweiterte seine Brust. Er gedachte seines Vaters, den ein unzeitiger Tod, mitten unter den Sorgen und vereitelten Entwürfen einer redlichen, aber übel belohnten Arbeitsamkeit dahingerafft; er gedachte seiner Mutter, welche ein Leben voller Hingebung und frommen Glaubens in der Angst sinnverwirrter Verzweiflung geendigt; er gedachte seines eigenen werth- und zwecklosen Daseyns — und der düstere Gedanke stieg zum ersten Mal in ihm auf, daß es in seiner Macht stehe, ein Leben wegzuwerfen, dessen Last und Beschwerden durch den Preis nicht vergolten würden, welchen es dafür zu bieten vermag. Er fühlte in der Mißstimmung, worin er sich befand, eine Art Erhebung in der schauerlichen Vorstellung, daß es von dem freien Willen des

Menschen abhänge, über das Räthsel des Lebens eine entscheidende Frage an das Schicksal zu stellen, und mit kalter Fassung an die dunkle Pforte zu pochen, welche die Geheimnisse der Zukunft verschließt.«

»Mit solchen Gedanken und Empfindungen verfolgte Albert seinen Weg nach der Hauptstadt der Provinz, in welche er zurückeilte, um die Bürgschaft seines alten Freundes und seine eigene Ehre einzulösen. Auch erwartete er da Briefe oder Botschaft von seinen Universitätsfreunden zu finden, deren wahrscheinliche Großthaten und Schicksale jetzt allein noch einige Theilnahme und Lebenslust in ihm erregten. Ungefähr auf der Halbscheid seines Weges begegneten ihm die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Jena, und Gerüchte über die nächsten Folgen dieser unseligen Niederlage, wodurch das Geschick des Feldzuges, und vielleicht von Deutschland, bereits entschieden schien. Ein abspannendes Gefühl der widrigsten Art überschlich Alberts Seele; es lag noch mehr von der Bitterkeit der Vereitlung einer thöricht genährten Hoffnung darin, als von der herben Empfindung des Schmerzes über einen wirklich erlittenen großen Verlust. — »Das ist der Ausgang würdiger Unternehmungen,« sagte er zu sich selbst: »und mit solchem Erfolge krönt das Geschick das eitle Bestreben nach dem Edlen und Großen! — Fahre hin, thörichter Wahn von einem neuen Reiche der Tugend und Freiheit! Nichts gedeiht auf der Erde, als der Bund der Gewalt und des Schlechten.«

»In der Hauptstadt der Provinz angekommen, säumte Albert nicht, seine Geldverhältnisse in Ordnung zu bringen. Was, nach Ausgleichung seiner Verbindlichkeiten, ihm zur

Verfügung blieb, reichte gerade hin, sein Vorhaben, den Feldzug als Volontär mitzumachen, ins Werk zu setzen. Zwar waren seine Hoffnungen, und auch sein Enthusiasmus für die Sache, tief herabgestimmt; aber er hatte es sich und seinen jungen Freunden versprochen, und in jedem Falle war es der natürlichste und ehrenvollste Weg, aus einem Leben zu scheiden, das er nie geliebt hatte und nun zu hassen anfing. Er meldete sich daher ohne Zeitverlust bei der Behörde, um die Erlaubniß zu erhalten, aus dem Lande zu gehen und in fremde Kriegsdienste zu treten. Zu seinem Erstaunen und seinem großen Verdrusse wurde ihm diese Erlaubniß verweigert. Die Gründe, welche man dafür anführte, schienen ihm höchst willkührlich und unstatthaft; er nannte Tyrannei, was man für bürgerliche Ordnung und für die einfachste Pflicht der äußeren Staatskunst ausgab.«

»In aufgeregter Stimmung, noch mehr der Verachtung als des Unwillens, über eine solche vermeinte Willkühr und engherzige Politik, verließ Albert den Staatsbeamten, mit dem er diese Angelegenheit zu verhandeln gehabt hatte. Da ihm die einzige Laufbahn des thätigen Lebens verschlossen war, an welcher er noch einiges Interesse genommen, kehrte er unmuthig zu seinen Büchern und in den Irrgarten der Speculation zurück, worin er bis jetzt wenigstens noch die angenehmste Zerstreuung gefunden. — Er las seine Lieblingsschriftsteller wieder, aber er fand nicht mehr in ihnen, was sie ihm sonst gewesen waren. Plato dünkte ihm zu träumerisch, Sextus zu spitzfündig; im Spinoza zeigte sich ein Schein der Wahrheit, aber das Ganze blieb räthselhaft und dunkel; Bayle schien ihm zu witzelnd und schwatzhaft, Des-

cartes und Mallebranche völlig abgeschmackt; von Hume fühlte man sich angezogen, aber seine Philosophie war doch nur auf ein geistreiches Spiel abgesehen; von Kant verdroß es unsern Freund, daß er, über seine Kritik hinaus, noch etwas Positives habe aufstellen wollen; Fichte und Schelling noch einmal zu lesen, fand er weder der Zeit noch der Mühe werth. Das Ende von dem Allen war, daß ihn die Speculation nicht weniger anekelte, als die Wirklichkeit, und daß er die Bücher von sich warf, die ihm nicht einmal eine erträgliche Zerstreuung zu verschaffen vermochten.«

»In dieser Lage des Gemüths erhielt Albert einen Brief von einem der jungen Männer, welche den Befreiungszug mitgemacht hatten. Es war gerade derjenige, der die Sache Anfangs mit dem größten Eifer und Aufsehen betrieben hatte. Der junge Mann meldete, daß zwei seiner Gefährten, — eben die, welche Albert stets am meisten geliebt, — in einem unbedeutenden Scharmützel erschossen worden wären; von sich selbst gestand er, daß er des Kriegführens müde, und Willens sey, sich um ein kleines bürgerliches Ämtchen zu bewerben, wenn ihn Jemand dabei mit etwas Geld unterstützen wollte. — Dieser Brief entschied über Alberts bisher noch schwankende Entschließung. Voll der hochsinnigen Ironie, welche das Leben für Nichts achtet, setzte er sich hin, dem zum Spießbürger gewordenen Ausreißer des Befreiungsheeres zu antworten. Er wünschte ihm Glück, so großen Gefahren entgangen zu seyn, und alles Gedeihen bei seinem rühmlichen Vorhaben; als Andenken an einen alten Bekannten, den er schwerlich je wieder sehen würde, ersuchte er ihn, die unbedeutende Summe — ungefähr die Hälfte von Alberts Baar-

schaft — anzunehmen, welche er beischließe, und die ihm (dem guten Freunde) zu seiner neuen Einrichtung vielleicht willkommen seyn würde. Über den Rest seines Geldes und seiner übrigen kleinen Habe schrieb Albert dann eine kurze Verfügung nieder, zu Gunsten eines lustigen Gesellen, mit dem er einigemal gelacht und getrunken hatte. Hierauf erhob er sich mit ungewöhnlicher Heiterkeit, und indem er sich in Gedanken an seine im Felde gebliebenen jungen Freunde wendete, gelobte er ihnen und sich selbst, noch heute im Reiche der Geister, oder wenigstens in dem Schooß der alten Mutter Erde, mit ihnen vereinigt zu seyn. Er nahm seine Pistolen, — ein Angedenken von einem der Abgeschiedenen, der sie, gegen ein Paar andere von Albert, mit diesem vertauscht hatte, — aus dem Schranke, worin sie, von der Reise noch geladen, verschlossen waren; untersuchte, ob Alles daran in gehörigem Stande sey, und steckte sie zu sich; sah dann nach der Uhr, deren Zeiger auf halb Achte wies, und mit Rabelais's Worten: »Allons éprouver ce grand peut-être!« schritt er zur Thür hinaus, um nach einem kleinen Gehölze vor dem Stadtthore zu gehen, wo er mit seinen verstorbenen Freunden noch am Abend vor ihrer Abreise gewesen, und wo er jetzt seinen Vorsatz auszuführen entschlossen war.«

»Es fing an dunkel zu werden, als er durch die Straßen ging. An der Ecke eines Seitengäßchens sprach ihn ein junges Mädchen mit schüchternen, kaum vernehmlichen Worten an. Unangenehm aus seinem Tiefsinn aufgestört, warf er nur einen flüchtigen Blick auf sie, und war im Begriff, seinen Weg fortzusetzen; aber die Kleine kam ihm nach und flüsterte beinahe zitternd: »Darf ich sie begleiten, mein Herr?« —

Unwillig darüber, daß sich das leichtfertige Geschöpf ihm aufdränge, gebot ihr Albert in einem strengen Tone, ihn sogleich zu verlassen. Da brach das Mädchen in ein lautes Weinen aus, und sagte, sich von ihm abwendend: »O Gott! es ist schrecklich!« — Albert, durch dieses seltsame Benehmen aufmerksamer gemacht, blieb stehen und beobachtete das Mädchen noch einige Augenblicke. Sie war dürftig aber reinlich gekleidet, von schlanker, zierlicher Gestalt, und schien kaum sechszehn Jahre alt zu seyn. — Albert rief ihr zu, und da sie sich wieder gegen ihn gekehrt, trat er ihr näher und reichte ihr ein Silberstück. Sie dankte schweigend, aber ihre Thränen flossen stärker. — »Wer sind Sie?« fragte nun Albert, »und was haben Sie vor?« — Die Stimme der Kleinen brach unter gewaltsam unterdrücktem Schluchzen; sie konnte lange kein Wort vorbringen. — »Ich bin eine Unglückliche,« fing sie endlich stotternd an: »welche die Hartherzigkeit der Menschen nöthigt, zur Rettung eines in Krankheit und Elend verschmachtenden Vaters, sich selbst dem Verderben zu weihen.« — »Wie?« rief Albert stutzend. — »Ich habe immer mit Abscheu vermieden,« fuhr das Mädchen mit mehr Fassung und mit einiger Würde fort: »wozu heute die äußerste Verzweiflung mich führte.« — »Woher diese Verzweiflung?« fragte Albert. — »Mein armer Vater vergeht hülflos unter den furchtbarsten Gichtschmerzen, von denen gelähmt er seit acht Wochen darnieder liegt,« erwiederte das Mädchen: »und unsere Hausleute haben gedroht, ihn morgen auf die Straße zu werfen. Wir haben weder Geld noch Geldeswerth, kaum die nöthigsten Kleidungsstücke; seit acht Tagen ist mein Vater ohne Arzenei, heut' und gestern hat er nichts Warmes genos-

sen. Ich habe Handarbeit gemacht und keine Käufer gefunden; ich habe für meinen Vater — gebettelt; — man drohte mir, mich einsperren zu lassen. Mehrere Männer, die ich verschämt um eine Gabe anflehte, boten mir viel Geld, wenn ich mit ihnen gehen wollte, und mißhandelten mich, wenn ich ihre rohen Liebkosungen abwies. — Die Noth dieser letzten Tage, die heutige Drohung des Wirthes, die gewiß erfüllt wird, wenn wir ihn nicht bezahlen können, haben mir alle Besinnung geraubt. In der Angst der Verzweiflung ging ich auf die Straße und — traf zuerst auf Sie, mein Herr.« — »Habt Ihr gar keinen Freund oder Bekannten in der Stadt?« fragte Albert weiter. — »Ach Gott, mein Herr!« stotterte das Mädchen: »wir sind fremd und landesflüchtig.« — »Führe mich zu deinem Vater, Mädchen!« sagte Albert: „ich will mich überzeugen, ob du die Wahrheit sprachst.« — Die Kleine trocknete schnell ihre Thränen, und erwiederte freudig: »Folgen Sie mir, mein guter Herr, und Gott segne Sie, wenn Sie dem ärmsten und besten der Väter einigen Trost bringen!«

»Albert ging düster und schweigend neben dem Mädchen, das ihn in ein schmales, schlecht aussehendes Haus führte, drei Treppen hoch, wie das Mädchen entschuldigend sagte, in die Dachstube. Es war schon finster auf der Treppe; das Mädchen mußte vorausgehen und Alberten bei der Hand fassen, um ihm den Weg zu zeigen. Er fühlte die kleine warme Hand in der seinigen pulsiren; in dem Augenblicke stieß sein Arm an die Pistole, die er in der Brusttasche seines Überrockes trug. Ein Schauder überlief ihn; die That, welche zu vollbringen er ausgegangen war, stand mit einemmale in ihrer ganzen Gräßlichkeit vor ihm. Die gedankenlose Zerstreuung, womit er dem

Mädchen gefolgt, war plötzlich verschwunden. — Sie traten in die Stube, worein durch das Fenster noch ein schwaches Dämmerlicht fiel. — »Bist du es, Luise?« rief eine matte Stimme aus der Ecke des Stübchens. — »Ja, mein Vater!« antwortete das Mädchen: »und ich bringe einen Herrn, der unsern Jammer kennen lernen will.« — »Ach, mein Kind!« seufzte der Vater: »ich habe dich mit großer Unruhe erwartet. Der Hauswirth kam nach deinem Weggehen herauf, um mir sehr harte Dinge zu sagen, und mir noch einmal anzukündigen, daß wir morgen früh die Stube räumen müßten.« — »Der Himmel wird uns nicht ganz verlassen, mein guter Vater!« erwiederte Luise beruhigend. »Verziehen Sie einen Augenblick, mein Herr!« sagte sie dann zu Albert, ihm einen Stuhl rückend; »ich will nur unsere kleine Nachtlampe anzünden.«

»Albert hörte die Gestalt in dem Winkel des Kämmerchens leise ächzen. Er trat näher, und richtete einige tröstende Worte an den Kranken. — »Sind Sie ein Arzt, mein Herr?« fragte dieser mit schwacher Stimme. — Albert hatte nicht den Muth, es zu bejahen noch zu verneinen. Er hoffe, sagte er: dem Leidenden einige Milderung zu verschaffen. — Luise trat jetzt mit der Lampe herein. Der Kranke lag, schmerzhaft zusammengekrümmt, auf einem schlechten, doch nicht unreinlichen Bette, nur dürftig mit einem alten Mantel zugedeckt. Ein Wasserkrug und eine halbzerbrochene Theeschale standen auf einem hölzernen Stuhl neben dem Bette. Das blasse, abgemagerte Gesicht trug die Spuren langer körperlicher Leiden, und eines vielleicht noch längeren tiefen Seelenkummers; dennoch lag etwas Edles und zugleich ungemein Gutmüthiges in den von Schmerz und Betrübniß

gefurchten Zügen. Der Leidende hatte seine hülfesuchenden Blicke mit dem Ausdruck demüthigen Vertrauens zu Albert gewendet, der schweigend, mit sichtlich wachsender Theilnahme auf ihn niedersah. Mehrere Fragen, welche Albert über die Symptome und den Verlauf seiner Krankheit an ihn richtete, bestärkten Luisens Vater in der Meinung, daß es ein Arzt sey, den seine Tochter mitgebracht hatte. Er klagte, daß die Härte des Hauseigenthümers ihm seine Verwendung und selbst das nöthige Armuthszeugniß verweigert habe, um in das Hospital aufgenommen zu werden. Sein Übel, sagte er dann, sey durch den Mangel an ärztlicher Hülfe, durch die unangemessene Nahrung, und durch das Übermaß von Sorgen und Kummer, welche sein und seiner Tochter verlassener Zustand ihm verursachte, in den letzten vier oder fünf Wochen äußerst verschlimmert worden. Der erste heftige Anfall der Gichtschmerzen, woran er übrigens schon seit Jahren gelitten, habe ihn auf der Reise ergriffen, und sey, durch eine zweitägige Fahrt in einem offenen Wagen, bei kaltem, nassen Wetter, in die gefährlichste Ausartung übergegangen, welche mit einer beinahe allgemeinen Lähmung und Verrenkung der Glieder sich endigte. In diesem Zustande sey er vor zwei Monaten hier angekommen, entblößt von Allem, was zu seinem Unterhalt und zu seiner Heilung erforderlich gewesen wäre. Der zweimalige Besuch des Bezirksarztes, gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft, sey der einzige Beistand, den er in dieser traurigen Lage gefunden; seine arme Tochter habe, er wisse selbst nicht durch welche Mittel, seither ihm und sich selbst kümmerlich das Leben gefristet, in den letzten Tagen aber habe ihre Unruhe, der Mangel des Unentbehrlichsten so-

gar, und endlich die grausame Drohung des Hauswirthes ihn befürchten lassen, daß alle Hülfsmittel erschöpft und sie Beide bestimmt seyen, im schmählichsten Elend umzukommen.«

»Das verhüte Gott!« sagte Albert, in seinem Innersten ergriffen und erschüttert: »denn es ist ein Gott, und er läßt seine Sonne scheinen über Gute und Böse. — Geschwind, gute Luise! Nehmen Sie dieses Geld, und verschaffen Sie Ihrem Vater alle Erleichterung, die sein Zustand möglich macht. Für Medicin und andere ärztliche Hülfe werde ich selbst sorgen. Mit dem Hauswirth will ich morgen sprechen; Sie sollen nicht auf die Straße geworfen werden, armer Vater! noch Sie, gutes Kind! — Für jetzt gute Nacht! Wir sehen uns bald wieder.«

»Verwunderung, Freude, Dankbarkeit, Gefühle der innigsten Andacht und des beseligendsten Glaubens an Gottes waltende Vorsicht überraschten und überwältigten zugleich das Herz des Vaters und der Tochter. Luise sank auf ihre Kniee, die gefalteten Hände und die entzückten Blicke zum Himmel erhebend. Der Alte vergaß einen Augenblick seine Schmerzen und die Unvermögenheit seiner gelähmten Glieder; er suchte im Bette sich aufzurichten, und, vom Schmerz daran verhindert, rief er gleichwohl freudetrunken: »O, bleiben Sie, mein Herr! daß wir Gottes Gnade in Gegenwart seines Boten dankend verehren!«

»Nein, nein!« erwiederte Albert hastig: »Ihm dankt, nicht mir; — und nun nichts mehr für heute!«

»Und Sie könnten uns verlassen,« sagte der Alte, »sogar bevor Sie wissen, wen Sie gerettet, und ob er auch Ihrer Großmuth werth ist?«

»Wer Du auch seyst, Mann, und was Du auch, oder — was selbst sie, dieses Bild der Unschuld, verbrochen haben möge, — der Augenblick, der uns zusammenführte, um Euch durch mich, und mich durch Euch zu retten, — dieser Augenblick versöhnt und entsündigt Alles. Ich bin nicht besser, als Ihr, und wäret Ihr von den Schlimmsten; o Gott, gewiß nicht! — Gute Nacht noch einmal!«

»Albert stürzte fort; nur mit Mühe konnte ihm Luise über die gefährliche Treppe mit der Lampe folgen. Schnell verließ er das Haus und eilte zuerst zu einem Arzte, den er kannte, um ihn zu bitten, den armen Gichtkranken unverzüglich zu besuchen und mit Allem versehen zu lassen, was zu dessen Heilung zuträglich seyn könnte; dann ging er raschen Schrittes nach Hause, vertilgte den thörichten Brief und die Testamentsverfügung, die er, im Wahnsinn gemüthloser Phantasterei, geschrieben, wie er nun mit Zerknirschung und klarem Bewußtseyn erkannte, öffnete den Schrank wieder, aus dem er die geladenen Pistolen genommen, legte sie, nicht ohne Schauder, aber mit entschlossener Fassung, hinein, um sie, so wie sie waren, zu verschließen; gleichsam als wollte er, in dem bereiteten Werkzeug des Selbstmordes, einen furchtbaren Zeugen gegen sich selbst und sein Gewissen aufstellen, wenn er je versucht seyn sollte, die grauenvolle Unthat, wozu grüblerischer Hochmuth und Mangel aller sittlichen Grundsätze ihn angetrieben, vor sich selbst beschönigen oder entschuldigen zu wollen.«

»Sein ganzes bisheriges Leben, Denken und Wollen lag, wie ein entsiegeltes Buch, dessen Inhalt voll Aberwitz und sträflicher Thorheit ihm plötzlich verständlich geworden, vor

Alberts enttäuschtem Seelenauge. Er erkannte und fühlte auf's Schmerzlichste seine tiefe Verblendung und seinen ganzen Unwerth. Es ward ihm klar, daß kindische Eitelkeit die Quelle seines Irrthums, Nichtachtung der Pflicht die Grundursache seines thörichten Handelns gewesen. Weil er übersah und vernachlässigte, was dem pflichtergebenen Gemüth das Nächste und Heiligste ist, schweifte sein irrer Geist, ohne Ziel und Richtung, in dem Grenzen- und Bodenlosen umher, und sein unlauterer Wille weit hinaus über die Schranken des Erlaubten und Rechten. — Was war er im Begriffe zu thun? Was wäre, in diesem Augenblicke schon, aus ihm geworden, wenn ihn nicht ein Wunder der Gnade von dem Abgrunde zurückgezogen hätte, worein er sich selbst zu stürzen in frevelhaftem Übermuthe bereit war? — Zwei Seelen zugleich zu retten, verschmähte es die ewige Güte nicht, dieß Wunder zu wirken; denn als ein solches erschien ihm sein Zusammentreffen mit Luisen in einem Momente, wo sie sowohl als er, wenn auch mit ungleicher Absicht, auf dem Puncte stand, den furchtbar entscheidenden Schritt zu thun, welchen man nie mehr zurückmacht.«

»Albert beugte sein Haupt in Demuth, und das Herz im Busen brach ihm, und ein Strom lang' entbehrter Thränen floß über seine Wangen herab, auf die mit Inbrunst gefalteten Hände. Er betete still zu dem lebendigen Gott, an den er nie so fest und so innig geglaubt hatte. Mit ruhiger Überlegung faßte er den Vorsatz, kindlich und treu der väterlichen Mahnung zu folgen, welche ihn abhielt, das Leben hinwegzuwerfen, damit er ihm erst einen Werth gäbe. — Der Entwurf, wie er diesen Vorsatz ausführen

wollte, war so einfach als die Absicht, die er dabei vor Augen hatte, und schon am folgenden Tage fing er an, darnach zu handeln.«

»Er machte den Überschlag, daß, bei einer sparsamen Lebensweise, die Hälfte seiner kleinen Erbschaft hinreichen würde, seinen Unterhalt, bis zur Beendigung seiner medicinischen Studien, und die Kosten der Promovirung zu bestreiten; denn ausübender Arzt wollte er nun in jedem Fall werden. Die andere Hälfte war für Luisen und ihren Vater bestimmt. — Mit dem größten Eifer fing er an, den practischen Theil der Arzneikunst zu betreiben, den er bisher vernachlässigt hatte. Täglich besuchte er die Clinik, und zeichnete sich bald unter seinen Mitschülern aus. Mehrere Professoren und angesehene Facultätsglieder, die seine guten Anlagen schon früher bemerkt und geschätzt hatten, freuten sich, ihn jetzt auf dem Wege zu sehen, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Er fand Unterstützung bei der Ausführung seines Vorhabens, und ehe noch ein Jahr verging, erlangte er die Doctorswürde.«

»Für Luisen und deren Vater hatte er eine kleine Wohnung gemiethet, wo der Kranke von seiner Tochter gepflegt werden, und sie selbst sich den Handarbeiten widmen konnte, in welchen Albert sie am meisten geschickt fand. Sie ward, durch seine Vermittlung, Gehülfin einer Putzmacherin, und erwarb sich nach und nach so viel, um die Kosten ihrer kleinen Haushaltung allein zu tragen. Ihr Vater — er mag Müller heißen, — genas zwar nie mehr vollkommen, doch war er größtentheils schmerzlos und erhielt den Gebrauch seiner Hände wieder, welcher ihm erlaubte, sich mit Abschrei-

ben und mit Unterrichtgeben in der kaufmännischen Rechnung und Buchhaltung zu beschäftigen, worin er Meister war. Albert erfuhr, ohne darnach zu forschen, Müllers frühere Geschichte. Er war für den Lehrstand gebildet, stand längere Zeit einer theoretischen Anstalt für die kaufmännischen Wissenschaften mit Ehre vor, kam aber später auf den unglücklichen Gedanken, praktisch und auf eigene Rechnung ausführen zu wollen, was er nur aus Büchern kannte. Müller ließ sich in Unternehmungen ein, die seine Kräfte weit überstiegen. Mangel an Vorsicht und eine an Schwäche grenzende Gutmüthigkeit zogen ihm bedeutende Verluste zu; die Verbürgung einer großen Summe für einen listigen Schwindler, der sein Vertrauen erschlichen hatte, stürzte ihn gänzlich. Nach acht Jahren unermüdeter, aber übel angewendeten Thätigkeit, mußte er die Flucht ergreifen, um der Rache erbitterter Gläubiger zu entgehen. Sein Gewissen und seine Hände blieben unbefleckt; er überließ, was er besaß, seinen Gläubigern, und kaum mit so viel Geld versehen, als nöthig war, die Grenze zu erreichen, wurde er von der Krankheit überfallen, welche zur Zeit, als Albert ihn kennen lernte, sein und seiner Tochter Unglück vollendete.«

»Mit der Noth und dem Jammer jener Zeit verglichen, war Müllers und Luisens jetzige Lage beinahe glücklich zu nennen. Für Luisen besonders ward ihre zweckmäßige, mit dem besten Erfolg belohnte Beschäftigung eine reiche Quelle der Zufriedenheit. Sie konnte nun hoffen, sich selbst und ihren guten Vater ohne fremde Unterstützung zu ernähren und eine anständige Unabhängigkeit zu behaupten. Ihr Verhältniß zu Albert, der fortfuhr, sie und ihren Vater auf einem

freundschaftlichen Fuße zu besuchen, erhielt dadurch eine freiere, ihrem beiderseitigen Geschlechte und Alter mehr angemessene Gestalt. Alberts Betragen gegen sie blieb sich gleich; ernst und theilnehmend, ohne eine Spur lebhafterer Empfindungen zu verrathen. In Luisens Herzen schien dagegen ein zärtlicheres Gefühl erwacht zu seyn, dessen sie sich mit Unruhe und Beschämung bewußt zu werden anfing. Sie ward zusehends stiller und zurückhaltender gegen ihren jungen Freund, vermied alle Gespräche über ihre persönlichen Verhältnisse und Aussichten, und schien besonders durch jede, auch noch so unbefangene Erinnerung an ihr erstes Zusammentreffen mit ihm, aufs Unangenehmste berührt und verletzt zu werden. Der Gedanke war in ihr entstanden, und zur Überzeugung geworden, daß ihr unbesonnenes Betragen bei jener verhängnißvollen ersten Begegnung, eine undurchdringliche Scheidewand zwischen sie und den Mann gestellt habe, dem sie nach und nach ihre innigste Neigung zugewendet, während sie selbst seiner Achtung auf immer verlustig geworden.«

»Die glückliche Kur eines reichen Edelmannes, welche Alberten damals gelang, verschaffte ihm den unerwarteten Antrag, als zweiter Physicus in eine kleine Stadt zu gehen, in deren Nähe jener Edelmann begütert war. Albert hielt es seinem Vortheile gemäß, den Vorschlag anzunehmen, und da er die Stelle sogleich antreten sollte, säumte er nicht, alle Anstalten zu seiner Übersiedelung zu treffen. In Müllers Hause, in welches die Nachricht von Alberts nahe bevorstehender Abreise gekommen war, bevor er selbst gegen seine Freunde etwas davon erwähnt hatte, machte sie, wie man denken kann, einen starken, mehr betrübenden als erfreulichen Ein-

druck. Der alte Müller empfing seinen Wohlthäter, als er das nächste Mal wieder kam, mit unverstellter Bekümmerniß und in großer Gemüthsbewegung; er wünschte ihm Glück zu seiner Beförderung, drückte aber zugleich sein innigstes Bedauern aus, daß er einen Mann, dem er und seine Tochter ihre Erhaltung und ihre ganze bessere Existenz verdankten, vielleicht für immer müsse scheiden sehen, bevor sie noch das Geringste hätten thun können, ihm ihre unbegrenzte Dankbarkeit zu beweisen. Albert erwiederte: sie wären ihm keinen Dank schuldig, zu dem er sich nicht auf gleiche Weise ihnen verpflichtet fühlte. Die unbefangene Heiterkeit, womit Albert eingetreten war und auch diese Worte vorbrachte, schienen den Alten mehr zu kränken als zu beruhigen. Mit einem unterdrückten Seufzer sah er auf seine Schreiberei nieder, und ergriff die Feder, um sein Tagwerk fortzusetzen.«

»Eine allgemeine Stille herrschte einige Minuten lang in dem Zimmer. — Luise saß bleich, mit niedergeschlagenen Augen, bei ihrer Arbeit. Albert näherte sich ihr, nachdem er sie eine Weile von ferne betrachtet; sie schien zu zittern, und einige große Thränen fielen auf das Tuch, woran sie stickte. — »Ist Ihnen denn« — fing Albert an, »Ihr hiesiges Geschäft so lieb und wichtig geworden, gute Luise, daß Sie es einem Freunde abschlagen wollten, ihm mit Ihrem Vater an einen andern Ort zu folgen, wo Sie sich wahrscheinlich eben so gut, vielleicht besser als hier befinden könnten?« — Ein dunkel glühendes Roth stieg plötzlich in Luisens bleiche Wangen auf; sie warf einen seelenvollen, schnell und scheu wieder zur Erde sinkenden Blick auf Albert, und sagte mit beklommener Stimme: sie zweifle, ob sie in einer klei-

nen Stadt hinlängliche Beschäftigung für die Art Geschicklichkeit, welche sie besäße, finden würde. — »Ohnehin würden Sie« — fuhr Albert nach einer Pause fort: »dieser Beschäftigung dort weniger Zeit widmen können als hier; der vermehrte Haushalt einer größeren Familie würde zum Theil diese Zeit in Anspruch nehmen.« — Ein zweiter, hell aufstrahlender Blick, welchen Luise auf Albert warf, begegnete seinem, mit Liebe und stillem Vertrauen ihr zugewendeten Auge. — »Ach Gott! ist es denn möglich?« stammelte sie in unaussprechlich süßer Verwirrung. — »Konnten Sie je daran zweifeln, meine Luise?« sagte Albert, die Hand der Geliebten ergreifend: »Der Wille der Vorsehung hat uns vermählt, als Sie in jener glückselig-unglücklichen Stunde, eine Frage an mich thaten, die ich Ihnen nur als Ihr liebender treuer Gatte beantworten kann.« — Halb zog er sie, halb warf sie sich ihm mit sprachlosem Entzücken in die Arme; — und der Himmel — zugleich mit Luisens altem Vater, der, außer sich vor Erstaunen und Freude, von seinem Stuhle herbei gehinkt kam, sich dem liebenden Paare zu nähern, — segnete den Bund, welchen das sonderbarste Zusammentreffen bedenklicher, ja schrecklicher Umstände und Vorsätze veranlaßt, aber Vernunft und Tugend, unter Gottes Beistand, geschlossen hatten.«

Hier endigte Doctor P. seine Geschichte und stand auf, um nach seinem Wagen zu rufen, der ihn, schon etwas spät, wie er bemerkte, in die Stadt zurückbringen sollte. Die Gesellschaft hatte ihm, ohne ihn durch ein Wort zu unterbrechen, zugehört. Jetzt sagte Norberg: »Wenn Sie Ihren Freund sehen sollten, lieber Doctor, so versichern Sie

ihn meiner aufrichtigsten Achtung, und nehmen Sie mein Wort darauf, daß weder ich noch meine Frau, noch diese unsere Freunde, uns je erlauben werden, nach seinem wahren Namen zu fragen, oder unsere Vermuthungen darüber Jemand mitzutheilen.«

»Ich danke Ihnen für dieses Versprechen, und nehme es an,« erwiederte Doctor P.; hierauf verließ er, uns Alle grüßend, die Gesellschaft.

Palmer war am folgenden Tage schon frühzeitig in dem Landhause des Herrn von Norberg angekommen, um etwas über Jeannettens Befinden zu erfahren, und wenn sie etwa nach ihm verlangen sollte, sie seinen Rath und Trost nicht entbehren zu lassen. Sie war zu ihrer gewöhnlichen Stunde aufgestanden, und benahm sich ganz still und ruhig. Als sie hörte, daß Herr Palmer bereits im Hause sey und sich nach ihr erkundigt habe, bat sie, ihm zu sagen, wie sehnlich sie wünsche, sich in einer wichtigen Angelegenheit mit ihm zu berathen. Unser Freund säumte nicht, sich zu ihr zu begeben. Er blieb ziemlich lange und allein bei ihr; denn Jeannette hatte die Wärterin ersucht, das Zimmer zu verlassen.

Indessen kam auch Doctor P. an, und vernahm mit Vergnügen, was man ihm von Jeannettens Zustand und Benehmen seit dem gestrigen Abend, erzählte. Er fand nach allen Umständen, daß sein Beistand als Arzt kaum mehr nöthig seyn werde, und freute sich, ihr Gemüth unter der Obsorge eines Gewissensrathes, wie Herr Palmer, zu wissen. Dieser erschien endlich in dem Besuchzimmer der Frau des Hauses,

wo wir seit einer Viertelstunde versammelt waren. Nach einem kurzen Bericht über Jeannettens körperliches Befinden und ihr Betragen im Allgemeinen, welches, seiner Meinung nach, zu den besten Hoffnungen berechtigte, setzte er hinzu, daß sie ein Anliegen habe, wobei sie die Güte ihrer Herrschaft ganz besonders in Anspruch nehmen müsse. Sie wünschte das Haus, wenigstens für einige Zeit, zu verlassen; da sie es aber für ein Unglück halten würde, eine so gütige Herrschaft zu verlieren, falls sie sich später im Stande fühlen sollte, ihrem Dienste wieder vorzustehen, so bäte sie, sich noch als eine Angehörige des Hauses betrachten zu dürfen, um in dem erwähnten Falle ihre Stelle bei der gnädigen Frau wieder antreten zu können. Er gestehe, fuhr Palmer fort, daß dieß etwas viel verlangt sey: aber er glaube wirklich, die völlige geistige Genesung des armen Mädchens hänge größtentheils davon ab, daß sie mit der Überzeugung das Haus verlasse, sie habe das Wohlwollen ihrer Herrschaft nicht verwirkt, und sie werde von derselben, wenn sie zurückkommen könnte und wollte, wieder so gütig als vorher aufgenommen und behandelt werden.

»Aber wo will Jeannette denn hin?« fragte Norberg etwas verwundert. »Die Pflege, deren sie noch eine Zeitlang bedarf, kann sie eben so wohl in unserem Hause finden, und an einer Bedienung wird es meiner Frau inzwischen auch nicht fehlen.«

»Die Sache ist,« erwiederte Palmer mit einiger Zurückhaltung: »das gute Kind glaubt ihre Seelenruhe hier schwerer, als an einem andern Orte, wieder erlangen zu können.«

»Da haben wir's!« rief Norberg mit Laune: »so ist es

doch eine Herzensangelegenheit, und am Ende bin ich's, in den die Thörin verliebt ist.«

»So schlimm ist es nicht,« sagte Palmer ernsthaft: »aber die Liebe ist allerdings dabei im Spiel; nur zugleich auch eine eigene Art von Schwärmerei. Jeannette will für's erste in's Kloster.«

»Das vermuthete ich noch am ersten,« bemerkte Frau von Norberg. »Glauben Sie denn aber, ehrwürdiger Herr, daß Jeannette einen wirklichen Beruf zum Kloster hat?«

»Ich zweifle noch daran,« erwiederte Palmer, »und habe ihr deßhalb sehr ernstlich zugeredet, keine Übereilung zu begehen. Indeß, aus dem Hause muß sie, und ein kurzer Aufenthalt in dem Hospiz der frommen Krankenpflegerinnen wird dem Kopfe der armen Schwärmerin eben nicht nachtheilig seyn. Ob sie aber, außer in dem Stande einer glücklichen Ehe, vollkommen genesen könne, soll der Herr Doctor entscheiden, wenn er sie über einige Puncte befragt haben wird.«

»So, so!« murmelte Norberg halb für sich. »Die alte Susanne hätte also doch so gar albern nicht geschwatzt!«

»In der That« — nahm Doctor P. das Wort — »habe ich in Jeannettens noch halb delirirenden Äußerungen, gleich nach ihrem Wiederaufleben, allerlei bemerkt, was auf eine solche Vermuthung führen könnte. Sie schien sich die sündliche Verkehrtheit ihres Herzens zum Vorwurf zu machen, und wollte vielleicht, nach der verrückten Lehre der Gnostiker, ihre Seele, vor den Versuchungen zum Bösen, durch die Vernichtung des Leibes erretten.«

»Das möchte sich, leider! beinahe so verhalten,« erwiederte Palmer.

»Kommt denn auch der Name Georg in ihren Bekenntnissen vor?« fragte Doctor P. »In ihren Phantasien hörte ich ihn einigemal.«

»Georg?« rief Norberg. »So heißt ja unser zierliche Gärtnerbursch.«

»Ach, ach!« seufzte Elisa. »Die alte Susanne sah bei Weitem richtiger, als ich!«

»Ich muß bitten, über diesen Punct keinen bestimmten Aufschluß von mir zu verlangen,« sagte Palmer; »wenigstens nicht, bevor ich mit dem jungen Menschen einige vertrauliche Worte gesprochen habe. Jeannettens Aussagen sind in dieser Hinsicht mit sich selbst nicht ganz übereinstimmend. So viel scheint gewiß, daß sie sich weniger über Georgs Unempfindlichkeit und Kälte, als über seine Abneigung gegen den Ehestand zu beklagen hat. Sie hält sich nicht für sicher vor der Versuchung, wenn sie zugleich mit ihm in dem Hause bleibt.«

»Da wäre wohl das Beste,« meinte Norberg: »wenn man den jungen Taugenichts statt ihrer fortschickte?«

»Dann wäre beinah zu fürchten,« erwiederte Palmer, »daß sich das Mädchen ein Leid anthäte, weil sie sich den Vorwurf machen zu müssen glaubte, an dem Unglück des lieben Jungen Schuld zu seyn.«

»Ei, so laßt die Närrin gehen, wohin sie will!« sagte Norberg ärgerlich. »Wie ihr aber zu helfen seyn soll, sehe ich nicht ein; denn daß der leichtfertige Gesell sie nicht heirathen kann noch wird, ist aus hundert andern Rücksichten klar.«

»Lassen wir Herrn Palmer mit Georg sprechen, und die

jungen Leute zur Vernunft kommen;« fiel Elisa besänftigend ein: „so wenig Anschein in diesem Augenblicke auch ist, daß diese verworrene Geschichte einen ganz guten Ausgang nehme, so kann sich doch Manches noch zum Besseren wenden. Der Himmel zeigt Nachsicht mit den Verirrten; denn das größte Unheil ist durch seine Fügung verhindert worden. Wollen wir nicht auch ein wenig Geduld mit ihnen haben, da es nun uns überlassen zu seyn scheint, sie vollends auf den rechten Weg zurück zu führen?«

»Das ist meine gute, zartfühlende Elisa,« sagte Norberg mit einem herzlichen Händedruck: »deren richtige Empfindung meinen vorschnellen Verstand schon so manchesmal zurechtwies, wenn er in Gefahr gerieth, über sein Ziel hinaus zu schießen. Wir wollen den Fingerzeig nicht unbeachtet lassen, den die Vorsehung in diesem Falle auch uns zu geben sich würdigt. Veranstalte mit unsern Freunden in dieser Sache, liebe Frau, was Euch nach reifer Überlegung gut dünkt; an meiner Zustimmung und Beihülfe soll es zuletzt nicht fehlen.«

Norberg zog sich in sein Cabinet zurück, um die eben angekommenen Handlungsbriefe zu lesen, und während Doctor P. Jeannetten seinen Krankenbesuch zu machen ging, führte Elisa Palmer'n und mich in den Garten. Sie wollte uns, wie sie sagte, ihren Nelkenflor zeigen, wo gerade ein Paar seltene Arten in voller Blüte ständen. Ihre eigentliche Absicht mochte indeß wohl seyn, Palmer'n Gelegenheit zu verschaffen, mit dem Gärtnerssohne, der bei den Blumen arbeitete, ein Gespräch einzuleiten. — Georg war, mit seiner gewohnten Zuthätigkeit, sogleich bei der Hand, seiner Gebie-

terin eine neue, sehr schöne Nelke zu zeigen, die über Nacht ausgefallen war. Frau von Norberg lobte seine Aufmerksamkeit, wovon Palmer Anlaß nahm, mit noch weit größerem Lobe von seinem gestrigen wackeren Betragen bei Jeannettens Rettung zu sprechen. Der junge Mensch ward feuerroth, und antwortete nach einigem Stottern, es sey ja doch nur Schuldigkeit, seinem Nebenmenschen in einem solchen Falle beizuspringen. — Elisa faßte meinen Arm, und lenkte ihre Schritte auf die entgegengesetzte Seite, um den geistlichen Herrn mit dem jungen Menschen allein zu lassen. — Wir sahen diesen Anfangs etwas verlegen dastehen und ziemlich verstockt anhören, was unser würdiger Freund ihm, mit eben so viel Milde als Wärme, auseinander zu setzen schien. Nach und nach zeigte er jedoch eine immer lebhafter werdende Theilnahme und sprach endlich so laut, daß einzelne Worte auf fünfzig Schritte zu verstehen waren. Wir zogen uns nun ganz in die Seitenallee, damit der sichtbare Eindruck, welchen Palmer's Vorstellungen auf Georg zu machen anfingen, durch nichts gestört oder unterbrochen würde.

In einem der Nebengänge des Gartens kam uns Doctor P. entgegen, der Jeannettens Zustand und Gemüthsstimmung ganz so gefunden hatte, wie Palmer's Andeutungen vermuthen ließen. Nach einer Weile traf auch dieser wieder mit uns zusammen. Alles, was beide Freunde gehört und beobachtet hatten, setzte es außer Zweifel, daß ein seltsames, unerfreuliches Liebesverhältniß zwischen den jungen Leuten bestand, worin sich Jeannette eben so schwärmerisch, innig und hingebend, als Georg leichtfertig, eitel, ja hart bewies, ohne daß er deßhalb eine weniger leidenschaftliche Anhäng-

lichkeit für das Mädchen zu fühlen schien, mit dessen Denk- und Sinnesart er so wenig übereinstimmte. Er hatte allerlei Plane in dem Kopfe, sein Glück in der Welt zu versuchen, und wenn er es gemacht, mit Jeannetten zu theilen; ein Project, dessen Solidität und Ausführbarkeit im Geringsten zu bezweifeln, er sich gar nicht einfallen ließ; — wogegen sie in häuslicher Sicherheit sich schon jetzt seines Besitzes zu erfreuen wünschte. In diesem Widerstreit ihrer Absichten und Grundsätze war es ungewiß, welches von Beiden, bei der Fortsetzung ihres geheimen, vertraulichen Umganges, das Andere zu verführen oder von ihm verführt zu werden, am meisten in Gefahr sey. Auch machte darum Jeannette weniger ihrem Liebsten als sich selbst Vorwürfe, indem sie mit Abscheu gestand, daß es nur ihre Schuld seyn würde, wenn sie in einer bösen Stunde das Schlimmste gethan hätte; und in einem solchen Anfalle innerer Zerrüttung und Selbstanklage war es, daß sie sich dem Tod in die Arme stürzte, um sich vor der Schwäche ihres eigenen Herzens zu schützen. Georg hingegen, der von solchen Scrupeln keinen Begriff hatte, zeigte sich Anfangs mehr erbittert als gerührt über die Raserei ihres Eigensinnes, wie er die That des Mädchens nannte, und wollte ihr den Streich, den sie ihm damit gespielt, kaum verzeihen. Als ihm aber Palmer die unvermeidlichen Folgen eines so unnatürlichen und gefährlichen Verhältnisses, wie dasjenige sey, worauf er sich mit Jeannetten eingelassen, entwickelte, und ihm die Thorheit und Ungerechtigkeit der Forderung auseinander setzte, daß ein liebendes Weib, auf unsichere Plane und unverbürgte Versprechungen hin, sich und ihre ganze Wohlfahrt dem guten Willen eines dreist zu-

fahrenden jungen Mannes überlasse; als er ihm die Qual lebhaft schilderte, welcher das arme Mädchen, von ihrer Neigung und ihrem Gewissen wechselweise bestürmt, durch seinen Unverstand oder Leichtsinn Preis gegeben ward; als er ihm endlich die entsetzliche Lage recht anschaulich machte, worin Jeannettens Gemüth sich befunden haben müsse, bevor sie die verzweifelte That beging, an der sein Betragen gegen sie so vielen Antheil habe: — da wurde der junge Mensch sich nach und nach bewußt, wie schwer er sich an der Unglücklichen versündigt, die er im Grunde liebte und dennoch hart behandeln zu dürfen glaubte, weil sie weniger verderbt war als er. Er bezeugte eine herzliche Reue über sein bisheriges Benehmen, und gelobte freiwillig und feierlich, Alles zu thun, was in seiner Macht stände, um seinen Fehler gut zu machen. Wenn Jeannette ihn noch zum Manne haben wollte, und die gnädige Herrschaft ihre Einwilligung dazu gäbe, erklärte er sich bereit, sie sogleich zu heirathen, und Alles, was er sonst noch in der Welt gewollt und gewünscht hätte, gern dafür hinzugeben.

Norberg war, während Palmer dieß erzählte, in den Garten und zu uns gekommen. Er lächelte, als er in Elisens Mienen den angenehmen Eindruck bemerkte, welchen Georgs Reue und ehrbare Vorsätze in ihr hervorbrachten. Seine Frau verstand dieses Lächeln und sagte mit anmuthiger Schalkheit: »Wer nun ein Bischen klug wäre, würde von solchen Betheuerungen kein Wort glauben; aber eine gutmüthige Närrin wie ich, läßt es sich gleich merken, wie gern sie es sähe, wenn die Männer in diesem Puncte nicht lauter Schelme wären.«

»Daß es dem Georg jetzt mit seinen Betheuerungen Ernst ist,« bemerkte Palmer, »davon bin ich überzeugt. Wie lange und fest er aber bei seinen gegenwärtigen Gesinnungen beharren wird, ist eine andere Frage.«

»Darum wollen wir noch eine Weile zusehen,« erwiederte Elisa, »bis wir genauer wissen, in wie fern man sich auf die Sinnesänderung des jungen Taugenichts, wie Norberg ihn nennt, verlassen kann.«

»So fern und so sicher als auf seinen bisherigen Leichtsinn,« fiel Norberg ein: »wenn wirklich eine Sinnesänderung in ihm vorgegangen ist; denn im Grunde hat der junge Mensch nicht weniger Anlage, ein Mann in jeder Bedeutung des Wortes zu werden, als ein vollkommener Taugenichts. Es ist etwas von der Entschiedenheit unsers Freundes P. in ihm. — Verzeihen Sie die Vergleichung, lieber Doctor; aber Sie würden finden, daß sie Ihnen eben keine Schande macht, wenn Sie den tüchtigen Burschen kennten wie ich.«

»Dann bleibt noch immer die Hauptsache,« fuhr Elisa fort: »welche Hoffnung wir haben, daß Jeannettens Kopf ein wenig in Ordnung und ihr Charakter zu so viel Haltung kommen wird, als überhaupt nöthig ist, um mit und unter Menschen zu leben. Ein Mädchen, das so leicht ins Wasser springt, weil ein hübscher Junge sich zu lange besinnt, bevor er sie zu seiner Frau macht, könnte noch zehn Mal eher versucht werden, hinein zu springen, nachdem er sie dazu gemacht hat.«

»Sehr richtig bemerkt!« erwiederte Doctor P. »Wenn Jeannette von der Raserei und Abscheulichkeit ihres verzwei-

felten Schrittes nicht auf's Innigste überzeugt und durchdrungen wird, wenn sie nicht selbst den festen Entschluß faßt, ihr Herz zu bessern und der Vernunft Gehör zu geben, so wird Alles, was zur Beförderung ihrer Wünsche und ihres äußeren Glückes geschieht, nur zu ihrem größeren Verderben gereichen.«

»Ganz gewiß, ganz gewiß!« sagte Palmer mit ernstem Kopfnicken.

»Der väterliche Rath und Unterricht unsers ehrwürdigen Freundes« — fuhr Doctor P. fort: »kann ihr hierin sehr nützlich seyn. Am sichersten aber dürfte das schwärmerische Mädchen zur Selbstkenntniß und zu ihrer wahren Besserung gebracht werden, wenn ihr Vorhaben, für einige Zeit in das Kloster der frommen Krankenpflegerinnen zu gehen, nach dem Vorschlage und unter der Leitung unseres Freundes ausgeführt würde. Nichts ist vermögender, die verweichlichte Selbstsucht von eingebildeten Leiden und sträflicher Unzufriedenheit zu heilen, als der Anblick von fremden, wahrhaften Leiden und die dringende Aufforderung, dem wirklichen Elende, dessen Zeugen wir sind, durch unsere Mitwirkung abzuhelfen. Jeannette lerne die Pflicht des Menschen kennen und ausüben, damit sie des Glückes werth und fähig werde, welches dem pflichtergebenen Menschen zum Lohne bestimmt ist.«

»So sey es!« riefen Elisa und Norberg, wie aus Einem Munde. — »Und damit auch mir mein Antheil an Bemühung nicht fehle,« setzte Norberg hinzu: »so will ich sehen, was sich für Georg's wahres Bestes thun läßt. Der junge Mensch kann noch etwas Besseres werden, als ein ge-

schickter Blumengärtner. Ich denke ihn dem wackern alten Ökonomen auf unserem großen Gute als Gehülfen beizugeben. Macht er sich, wie ich glaube, zu der Stelle geschickt, so wollen wir den guten Alten in Ruhe setzen, und Georg mag, nach einem Jahre etwa, das Geschäft von ihm übernehmen. Bis dahin wird sich dann auch zeigen, ob die kleine Schwärmerin Jeannette zu einer ordentlichen Hausfrau taugt oder nicht.«

»Ein schöner Plan;« sagte Doctor P.; »aber wenn er gelingt, fürchte ich beinahe Jeannettens wie Alberts Beispiel könnte, wenn es bekannt wird, eher Schaden als Nutzen stiften, und einen oder den andern wankenden Kopf auf den Einfall bringen, sich frisch drauf los ins Wasser zu stürzen oder todt zu schießen, um ja recht gewiß sein Glück zu machen.«

»Wenn Sie das fürchten,« erwiederte Norberg, »so kann ich diesen beiden Fällen die Erzählung eines dritten folgen lassen, worin ein solcher unglücklicher Versuch einen desto abschreckenderen Ausgang hatte.«

»Ganz recht!« sagte Elisa; »Du erwähntest gestern einer solchen Geschichte. Werden wir sie nicht hören?«

»Künftig vielleicht ein Mal,« war Norbergs Antwort. »Heute mag ich Keinem von uns die mehr heitere als trübe Aussicht verdüstern, welche die unerwartet günstige Wendung von Jeannettens Unfall vor uns aufschloß.«

Inhalt.

Seite

Der Kuß des Engels, Novelle von Leopold Schefer. . 3
Die Abassiden, von Jos. Christian Bar. v. Zedlitz. . 65
Dithyramben, von Rückert. 75
Gute Seite eines schlechten Werkes, von J. F. Castelli. 83
Der harte Spruch, Novelle von Lembert. . . . 89
Margarita, von Heinr. Stepf. 118
Ave Maria, von Franz Haas v. Oertingen. . . 124
Auf eine zerbrochene Leier, von K. Baldamus. . . 127
Der Bote auf dem St. Bernhardt-Gebirge, von Fr. Kuhn. 129
Blumensonntag, von Manfred. 136
Thränen-Grund, von Jos. Christian Bar. Zedlitz. . 139
Vor'm Begräbnisse, von Joh. Gabr. Seidl. . . 144
Frühlings Erwachen, von Helmina v. Chezy. . . 146
Die Genien des Lebens, von K. Baldamus. . . 150
Eine Minneweise, von Rückert. 151
Das rothe Käpplein, Volkssage von Joh. Gabr. Seidl. 153
Aus dem Persischen, von Rückert. 156
Das Echo, von J. F. Castelli. 157
Die Paulistin, Erzählung von Josephine Perin, geborne von Vogelsang. 160
Sonnenuntergang, von F. Treitschke. 213
Aus dem Tagebuch, von Rückert. 215
Wiedersehn, von F. Treitschke. 221
Nach langem Regen, von Joh. Gabr. Seidl. . . 223
Pilgers Abschied von Weimar, von F. L. Z. Werner. 226
Tändeleien, von Rückert. 229
Der letzte Schnee, von F. Treitschke. 239
Die Fingerzeige der Vorsehung. (Aus Thomas und Karl August West's »Bildern aus dem Leben.«) . . 241

6 Rbl.

162392

N 54 инв. 1/58 от